211 Konformität

I, VII.

II. 351: „Religion ist [illegible]"
355 Übergang z. Soz.

Übergang od. J. 17
zur Bezirkspolitik
S. 6.

355: ki

S. 201 [illegible]

Wilson Kr-soz. S. 172.

[illegible] 245

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] 244

Wilsonrede 1898: S. 218

Stoecker und ſeine Frau.

Adolf Stoecker

Lebensbild und Zeitgeschichte

Von

Dietrich von Oertzen

Zweiter Band

LIBRARY OF
United Theological Seminary
BX8080 .S84 O3
A440 029 58,631

Berlin 1910
Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt
SW 61, Johanniterstraße 6

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

I. **Der evangelisch-soziale Kongreß.** Die ersten Tagungen. Die Gegensätze zwischen liberaler und positiver Theologie verstärken sich . . . . . 1—20

II **Reisen** im Inland und Ausland. Parlamentarisches. Generalsynode von 1891. Intrige gegen Stoecker. Krisis in der „Positiven Union" . . . . . 21—43

III. **Stoecker und Witte.** Reise nach Chikago. Generalsynode von 1894 . . . . . 44—80

IV. **Die Vorboten der Krisis.** 1894. 1895. Stoecker verliert das Mandat in Siegen. Kampf mit den Antisemiten. Erlaß des Ev. Oberkirchenrats. Der Fall Hammerstein. Differenz mit Naumann. Der Fall Brecher . . . . . 81—115

V. 1896. **Trennung von den Konservativen.** Gründung der christlich-sozialen Partei. Redaktionswechsel im „Volk". Der Bremer Aufruf. Persönliches . . . . . 116—153

VI. **Die Aera Stumm.** Stumm Günstling am Hofe. Das „Pastoren-Telegramm". Stoeckers Prozeß. Stumm verurteilt. Oberhofmeister von Mirbach und der Berliner Kirchenbau . 154—190

VII. **Evangelisch-sozial und kirchlich-sozial.** Kongreß in Erfurt 1895. Intrigen gegen Stoecker. Sein Austritt. Gründet mit Graf Solms, Nathusius, Weber die kirchlich-soziale Konferenz. Die ersten christlichen Gewerkschaften. Generalsynode von 1894. Konflikt der Stadtmission mit dem Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein. Wichern-Jubiläum in Wittenberg . . . . . 191—218

VIII. **Generalsynoden 1897 und 1903.** Die Stadtmission . . . . 219—233

IX. **Stoecker als Parlamentarier** . . . . . 234—265

X. **Stoecker als Theologe, als Pfarrer, als Kirchenpolitiker** . 266—301

XI. **Die letzten Arbeitsjahre. 1898—1906. Der Ertrag des Lebens.** 302—318

XII. **Der 70. Geburtstag. Alter, Erkrankung, Ende** . . . . . 319—345

XIII. **Nachlese** . . . . . 346—364

XIV. **Stoecker-Literatur** . . . . . 365—383

Namenregister . . . . . 384—389

UNITED THEOLOGICAL SEMINARY

FEB 14 1964

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/biographyhistori0000adol

I.

Der evangelisch-soziale Kongreß.

Es ist eine eigentümliche Ironie des Schicksals, daß Stoecker durch nichts so sehr bei den hohen Kirchenbehörden Anstoß erregt hat, als dadurch, daß er auch der evangelischen Kirche eine öffentliche Mission zuschrieb, daß er die christliche Ethik nicht nur auf die Personen, sondern auch auf die Institutionen angewandt wissen wollte, — und daß zu gegebener Stunde eben diese Kirche sich selbst zu der öffentlichen Mission bekannte, die sie in ihm verurteilt hatte, ja noch über Stoeckers Forderungen hinausging.

Kein Jahr unserer neueren Geschichte war so erfüllt mit sozialen Ideen, wie das Jahr 1890. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist es, daß vier kirchliche Kongresse, der Jahrestag des Evangelischen Bundes in Stuttgart (23. September), der Kongreß für Innere Mission in Nürnberg (17. September), die lutherische Konferenz in Hannover (7. Oktober) und der Evangelische Schulkongreß in Erfurt (30. September) sich alle mit der sozialen Frage beschäftigten. Dazu kam, daß auch der junge Kaiser vom Geist der Zeit ergriffen war und mit dem Feuer der Jugend, immerhin auch mit Unterschätzung der Schwierigkeiten, gewisse ihm einleuchtende Ideen zu verwirklichen suchte. Das gab dann wieder der zaghaften Bureaukratie, sogar der kirchlichen, den nötigen Mut, sich an die Probleme der Zeit heranzuwagen, und über die Erledigung der laufenden Nummern hinaus einen Schritt vorwärts zu tun.

Am 17. April 1890 erließ der Evangelische Oberkirchenrat einen Hirtenbrief „An die Geistlichen unserer evangelischen Landeskirche". Im Eingang desselben wird das gottlose Treiben der Sozialdemokratie geschildert, deren Ideen die ganzen unteren

Stände ergriffen hätten. Dann wird gefragt, was die Kirche dagegen tun könne, und zunächst auf die alten Mittel des geistlichen Amtes, auf Wort und Sakrament, Predigt, Katechese, Seelsorge hingewiesen, weiter auf die Innere Mission und ihre mannigfachen Arbeiten zum Bau der Gemeinde, Armen- und Krankenpflege, Schriftenverbreitung usw. Dann heißt es:

„Nicht minder ist es von großer Wichtigkeit, die konfirmierte und bereits in die Arbeit mit eingetretene Jugend zu angemessener und anregender Geselligkeit zu sammeln, wie denn auch für Erwachsene die in rascher Bildung begriffene Bildung von Arbeitervereinen aufs angelegentlichste empfohlen werden muß. Wo irgend möglich, ist es auch in den Städten wie auf dem Lande zu versuchen, daß der Geistliche in freien Versammlungen, verbunden mit Rede und Gegenrede, den Arbeitern unter die Augen tritt und Vorurteile zerstreut. Fehlt einem Geistlichen die Gabe dazu, so findet sich unter den übrigen Geistlichen einer Diözese wohl einer oder der andere, der für ihn eintreten kann. Nötigenfalls mögen sich auch Geistliche und Nichtgeistliche miteinander verbinden, um unter einhelligem Zusammenwirken in Gottesdiensten, Konferenzen und sonstigen Versammlungen Aufklärung über die einschlagenden Fragen zu verbreiten und die Gewissen zu schärfen.

. . . . Zugleich aber wollen wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß ein evangelischer Geistlicher auch den auf allgemein menschlichem Gebiete sich bewegenden Wohlfahrtsbestrebungen unserer Zeit, wie den Vereinen zur Herstellung gesunder Arbeiterwohnungen, den Volksküchen, Siechen- und Feierabendhäusern und dergleichen, nicht kalt oder gleichgültig gegenüberstehen darf. Die Förderung der materiellen Wohlfahrt der Arbeiter und ihrer Familien ist auch eine der Voraussetzungen für die Hebung ihres religiös-sittlichen Lebens.

. . . . Ueberall wird es die Aufgabe des Geistlichen sein, die vorhandenen Notstände scharf ins Auge zu fassen, Abhilfe für dieselben zu suchen, die tätige Teilnahme der kirchlichen Gemeindeorgane und der besitzenden Gemeindeglieder daran zu erwecken und ihr die rechte Richtung zu geben. Durch ein solches Zusammenwirken geeigneter Kräfte wird es mit Gottes Hilfe gelingen, den Wühlereien und Verhetzungen zu begegnen, welche nur dazu dienen, die Selbstsucht zu steigern, die Leidenschaften zu entflammen, vaterlandslose Gesinnung zu verbreiten und die Arbeiter auf Bahnen zu drängen, welche ihnen selbst zum Unheil ausschlagen müssen."

Es versteht sich, daß dieser Erlaß von Stoecker mit Freude begrüßt wurde. In Nr. 18 der „D. E. K.-Z." schrieb er: „Gott sei Dank, daß wir endlich so weit sind. Der evangelischen Kirche fehlte bis jetzt neben der Aeußeren und Inneren Mission die Rettungsarbeit an dem Volksleben selbst. Diese wird nun gefordert. Wir haben sie früher als die öffentliche Mission bezeichnet. Ihre Stunde ist gekommen. Auch wir rufen der Kirche zu: Auf zur Arbeit! Auf zur öffentlichen Mission!" Und etwas später in Nr. 36:

„Eins ist vor allem nötig, nämlich, daß statt der egoistischen die soziale, statt der mammonistischen die solidarische Auffassung in der Nation Platz greife. Das Manchestertum ist unwiederbringlich verloren und kommt so, wie es war, nicht wieder. Die Zukunft steht unter dem Zeichen der Fürsorge für die Volksmassen. Haben wir in der Vergangenheit den Erwerb und Verkehr unter dem Gesichtspunkte des Besitzes angesehen; für die Folgezeit werden wir uns daran gewöhnen müssen, das öffentliche Leben mehr im Lichte der Arbeit und des Arbeiters zu betrachten. Die patriarchalische Zeit, so schön sie war, wo gute Patriarchen herrschten, und so sehr man sie, wo sie noch möglich ist, festhalten mag, ist vorbei. An die Stelle von Herr und Knecht sind die Kategorien von Arbeitgeber und Arbeitnehmer getreten mit völlig gleicher Berechtigung im öffentlichen Leben, dem politischen wie dem sozialen. Der Sozialismus, selbstverständlich im guten Sinne gemeint, ist die Losung des nächsten Jahrzehnts und des nächsten Jahrhunderts. Diese Entwicklung kann niemand aufhalten. Und der Kirche Christi, wenn sie ihres Stifters eingedenk ist, muß dieselbe nicht nur gleichgültig, sondern lieb sein. Christus war der Heiland aller Menschen, aber doch im besonderen Sinne ein Freund der Armen, ein Mahner der Reichen. Daß die Kirche ihm hierin wenig oder gar nicht nachgefolgt ist, hat ihr die Liebe des Volkes gekostet. Vielleicht ist der Schade noch einmal gut zu machen, wenn der Protestantismus das Panier der sozialen Anschauung wieder aufnimmt und mit Wort und Tat den Beweis des Geistes und der Kraft führt, daß ihm die Armen so lieb sind wie die Reichen.

Nicht ob der Sozialismus siegen wird, ist die Frage. Es handelt sich nur darum, ob die im Anzug befindliche soziale Weltanschauung christlich oder widerchristlich, königstreu und vaterlandsliebend oder revolutionär und unpatriotisch sein wird."

Erwägt man nun, daß in diesem Jahre auch die internationale Arbeiterschutzkonferenz tagte, daß Minister von Berlepsch ins Handelsministerium berufen war, daß zum 1. Januar 1891 die Invaliden- und Altersversicherung in Kraft gesetzt wurde, daß in den Militärwerkstätten wesentliche Erleichterungen durchgeführt wurden, so ergibt sich leicht, daß auch ein Mann wie Stoecker, die Hände nicht in den Schoß legte, sondern die große soziale Strömung zu benutzen suchte, so gut es eben ging. Ein äußeres Moment kam ihm zu Hilfe, eine öffentliche Zurücksetzung und Mißachtung der evangelischen Kirche, die das Ehrgefühl selbst sonst gleichgültiger Glieder verletzte: in die internationale Arbeiterschutzkonferenz war als Vertreter der katholischen Kirche Bischof Kopp berufen worden, ein Mann, der sich bis dahin um soziale Dinge gar nicht gekümmert hatte, also nicht einmal sachverständig war, aus der evangelischen Kirche aber niemand. So galt es vor allen Dingen, auch die evangelische Kirche im öffentlichen Leben stärker geltend zu machen,

es galt besonders die Gebildeten zu gewinnen, die noch in großer Zahl abseits standen.

Dieser Wunsch, die Gebildeten, und speziell Gebildete von links her zu gewinnen, hatte Stoecker schon, bevor die Idee des Evangelisch-sozialen Kongresses verwirklicht wurde, einen anderen Plan eingegeben, der aber niemals lebensfähig wurde, den Plan einer politischen „sozial-monarchischen" Partei, oder Parteiengruppe. Diesem Plan lag der Gedanke zugrunde, daß die konservative Partei nach ihrer Geschichte und Zusammensetzung keine rechte Werbekraft nach links hin üben und keine rechte Anziehungskraft nach unten hin entfalten konnte. So wollte Stoecker ihr neue volkstümliche Gruppen an die Seite setzen, und die verschiedenen Gruppen durch eine Gesamtbezeichnung nicht als Gegner, sondern als Bundesgenossen erscheinen lassen. Aber der Plan erregte schon in seinen Anfängen so starkes Mißtrauen auf der Rechten, daß er aufgegeben werden mußte.

An seine Stelle trat der Evangelisch-soziale Kongreß, dessen charakteristische Eigenart es war, daß die Positiven den Versuch machten, das peripherische Gebiet der sozialen Fragen gemeinsam mit den Liberalen zu bearbeiten.

Diese Gemeinsamkeit war ein großes Wagnis. Denn Stoecker gehörte zu denjenigen Positiven, die eine offene Kampfstellung nach links einnahmen. Er mußte gefaßt sein auf den Vorwurf des Wankelmuts, daß er nun plötzlich mit den Gegnern von gestern für morgen eine Bundesgenossenschaft schloß, und er mußte fürchten, bei den kleinen Leuten, die für Subtilitäten kein Organ haben und nur schwarz und weiß kennen, seinen Anhang zu verlieren, besonders unter den Pietisten des Ravensberger und des Siegener Landes. Tatsächlich haben auch manche Konservative und manche Christen das Mißtrauen gegen diesen evangelisch-sozialen „Block" niemals überwunden.

Groß genug war der Gegensatz. Bei vielen ein kirchlicher und ein politischer. Und auf dem kirchlichen Gebiet handelte es sich um den „breiten Graben" zwischen positiver und kritischer „Richtung". Die positive Richtung glaubt im wesentlichen an die Heilstatsachen, wie sie das apostolische Glaubensbekenntnis bezeugt, hält im Hinblick auf die großen Mysterien, die den

Ursprung der Kirche umgeben, an dem fest, was die Apostel, die Märtyrer, die Kirchenväter, die Reformatoren, die Träger der Inneren und Aeußeren Mission bekannt haben, und was zu allen Zeiten die Kraftquelle ihres Wirkens war. Die kritische Richtung dagegen ist unitarisch, ihre Frömmigkeit ruht auf allgemeinem Gottesglauben. Alle Berichte über wunderbare und geheimnisvolle Berührungen der jenseitigen und der diesseitigen Welt in der Persönlichkeit Christi sucht man kritisch als Legenden zu beseitigen; das spezifisch Christliche scheidet aus dem Christentum aus. Der Gegensatz dieser beiden Richtungen ist also so groß, wie er sein kann; eine schließt die andere schlechthin aus.

Trotzdem hielt Stoecker ein Bündnis ad hoc für möglich, weil es sich nicht um eine Gemeinschaft in sacris handelte, sondern um ein Gebiet, auf dem die beiden „Richtungen" sich berühren: das ethische. Die Ethik der Bergpredigt Christi ist den Positiven und den Kritischen gemeinsam. Und aus der gemeinsamen Ethik ging ein soziales Wohlwollen hervor, das in den sozialpolitischen Kämpfen auf die Seite der Armen und wirtschaftlich Schwachen trat. So ward es möglich, daß Stoecker und Harnack, die auf rein kirchlichem Gebiet nicht zwei Schritte gemeinsam taten, sich doch in das Präsidium eines sozialpolitischen Kongresses teilen und immerhin jahrelang, in fünf oder sechs gut verlaufenen Tagungen friedlich miteinander auskommen konnten. Brach dann schließlich die Sache dennoch zusammen, so vollzog sich der Bruch nicht über „evangelisch-sozialen" Differenzen, die eine prinzipielle Unmöglichkeit des Bundes erwiesen hätten, sondern er scheiterte an der nun einmal mit allem „Liberalismus" untrennbar verbundenen Intoleranz und an der Tendenz, den Kongreß für Bestrebungen auszunutzen, für die er gar nicht geschaffen war.

Freilich bewies der Gang der Dinge ja auch, daß unter Menschen, die nun einmal unteilbare Wesen sind, Gegnerschaft auf dem einen Gebiet und Bundesgenossenschaft auf dem anderen, nicht wohl nebeneinander bestehen können. Denn der Idealismus und die Leidenschaftslosigkeit, die auch in der Praxis die Theorie noch festzuhalten vermöchten, sind immer nur bei einzelnen zu finden, aber niemals bei ganzen Gruppen, wie sie für das öffentliche Leben in Betracht kommen.

Wenn man der Gründung des Evangelisch-sozialen Kongresses gedenkt, so ist zunächst neben Stoecker der Name eines anderen christlichen Sozialpolitikers zu nennen, der durch zwanzig Jahre mit ihm treu verbunden war: Pfarrer D. Weber-München-Gladbach.

Pfarrer Weber, dessen Name mit der Geschichte der christlichen Arbeiterbewegung unauflöslich verknüpft bleibt, ist als Sohn eines Richters 1846 zu Schwelm in Westfalen geboren. Er studierte Theologie und bekam durch Wichern die Richtung auf die Innere Mission und die aus dieser hervorwachsenden sozialpolitischen Aufgaben. Nachdem Weber an verschiedenen kleineren Orten pfarramtlich tätig gewesen war, kam er 1881 nach München-Gladbach, von wo aus er eine überaus reiche und gesegnete Tätigkeit entfaltete. Eifrige Arbeit in rein kirchlichen Vereinen ging Hand in Hand mit sozialpolitischer Betätigung: und überall war Weber mit seiner großen Gabe einer feurigen, volkstümlichen Beredsamkeit gern gesehener Helfer. Die evangelischen Arbeitervereine hat er nicht als erster gegründet, wohl aber maßgebend beeinflußt, und 1890 ihren Zusammenschluß angeregt. Am 6. August 1890 wurde der „Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine Deutschlands" in Erfurt begründet. Vorsitzender wurde Pastor Werth-Schalke, Schriftführer Pfarrer Weber. Im Mai 1891 wurde das Verbandsorgan, der „Evangelische Arbeiterbote" ins Leben gerufen. Als 1896 der erste Vorsitzende starb, wurde Weber, der schon längere Zeit als die eigentliche Seele dieser Bewegung gegolten hatte, zum ersten Vorsitzenden erwählt.

Wenn die christliche Arbeiterbewegung zum guten Teil auch ein Interessenkampf war und ist, so lag und liegt in den rein wirtschaftlichen Bestrebungen die Gefahr, einer materialistischen Einseitigkeit zu verfallen. Es ist nicht zum wenigsten das Verdienst Webers und seiner Gesinnungsvereine, wenn in der großen Bewegung die idealen Gesichtspunkte nicht vergessen wurden, sondern ihre Geltung behalten haben.

1890 riefen Stoecker und Weber gemeinsam den Evangelisch-sozialen Kongreß ins Leben. Weber selbst gibt von den Vorgängen 1890 und von seinen ersten Beziehungen zu Stoecker folgende Darstellung: „Stoeckers Auftreten in der Eiskeller-

versammlung zu Berlin am 3. Januar 1878, wo er dem wütenden Most mit ergreifender Entschlossenheit und Freudigkeit entgegentrat, hatte auf uns Westfalen alle einen tiefen Eindruck gemacht. Wir jubelten ihm zu als dem, der endlich im Namen der Kirche den Mut gehabt, der Verrohung der Reichshauptstadt durch die sozialdemokratische Propaganda entgegenzutreten. Von dem Augenblick an war Stoecker unser Mann. Ich habe ihn dann im Frühjahr 1878 in Köln sprechen hören, wohin, soviel ich weiß, der Provinzialausschuß für Innere Mission ihn eingeladen. Auch hier gewann er unser aller Herzen, und selbst die „Kölnische Zeitung" hat ihn damals warm gelobt. Im Jahre 1879 lud ich dann als Kreispräses der Evangelischen Jünglingsvereine der Grafschaft Mark ihn zu unserm Kreisfest in Witten a. Ruhr ein. Mein Freund König hatte einige Sorge, weil er meinte, es könnte Krawalle geben; denn inzwischen war Stoeckers Name sowohl bei den Sozialdemokraten, wie bei den Liberalen unliebsam bekannt geworden. Ich beruhigte ihn, indem ich ihm sagte, wenn jemand es wagen sollte, die Versammlung zu stören, so hätte ich meine Jünglinge so weit in der Gewalt, daß es nur eines Winkes von mir bedürfte, um den Ruhestörer durch Tür oder Fenster hinaus an die Luft zu schaffen. König tat nun alles, um Stoecker einen glänzenden Empfang zu bereiten. Die Reichen Wittens stellten ihre Equipagen zur Verfügung. Ich reiste an jenem Sonntag, nachdem ich den Frühgottesdienst in Dellwig gehalten, nach Witten und kam erst an, als man schon bei König zu Tische saß. Gleich diese persönliche Begrüßung mit Stoecker ist mir unvergeßlich geblieben. Mit einer Schlichtheit, die einem Hofprediger wohl anstand, begrüßte er mich sogleich als „Bruder Weber" und freute sich, daß wir uns kennen lernten. Die Kirche, in der er predigte, war so überfüllt, daß tatsächlich kein Apfel zur Erde fallen konnte. In der Nachversammlung habe ich dann in hohen Tönen sein Lob gesungen. Er dankte und warf einen Blick auf die Zustände in Berlin. Was ihn zum Hervortreten gezwungen habe, sei die sittliche und religiöse Zerrüttung und Zerstörung Berlins durch eine jüdisch-heidnische Presse und eine grundverderbte öffentliche Meinung. Von jenem Tage in Witten an sind wir verbunden geblieben, und ich habe in manchen schweren Momenten seines Lebens ihm zur

Seite stehen dürfen. Zuerst ging sein Weg unter einer gewissen Zustimmung der Regierung und der Konservativen und unter dem Wohlgefallen des alten Kaisers in der Reichshauptstadt und im Reiche aufwärts und vorwärts. Aber dann kam die erste Verstimmung, als Herr von Bleichröder sich über eine scherzhafte Aeußerung Stoeckers in einer Volksversammlung beschwerte. Natürlich geschah formell nichts gegen Stoecker. Aber der Haß und Einfluß des Judentums brachte Bismarck mehr und mehr von Stoecker ab. Der Nationalliberale Herr v. Benda hat zu Stoecker einmal gesagt: „Herr Hofprediger, Sie hätten ein ganz bedeutender Mann werden können, wenn Sie nur die Geschichte mit den Juden nicht angefangen hätten." Darauf erwiderte ihm Stoecker: „Herr von Benda, ich bin auf nichts in meinem Leben stolz. Aber wenn ich versucht wäre, auf etwas stolz zu sein, so ist es dies, daß ich in der Judenfrage zuerst der Katze die Schelle umgehängt habe." Worauf ihm Benda erwiderte: „Herr Hofprediger, Sie sind unverbesserlich." Der Haß der Juden gegen Stoecker, weil er von ihnen etwas mehr Bescheidenheit und Gleichheit forderte, ist ein so furchtbarer gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben, daß, wie Pastor de le Roi aus Elberfeld, der frühere Judenmissionar, uns einmal mitteilte, nicht weniger als 200 jüdische Broschüren in allen Sprachen der Welt gegen Stoecker erschienen sind. Man kann fast sagen, daß sie Stoecker mit einem Haß verfolgt haben, wie einst Paulus, den Apostel. Eine Probe davon durften wir auch in Gladbach erleben. Als Stoecker im Anfang der neunziger Jahre im Auftrage des Provinzialvereins des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins einen Vortrag über die Berliner Stadtmission halten sollte, und der Mannheimsche Saal von mir gemietet war, kam Herr Mannheim bald nachher zu mir und sagte, die Herren vom jüdischen Kasino (das bei Mannheim war) hätten ihm erklärt, wenn er Stoecker in seinem Saale reden lasse, so würden sie ihr Kasino von dort wegnehmen. Er habe ihnen aber erklärt, daß er mir sein Wort halten und unter keinen Umständen mir den Saal wieder wegnehmen würde. Ich sagte ihm darauf sofort: „Gehen Sie, bitte, zu den Herren hin und sagen ihnen, ich müsse es für eine große Anmaßung halten, daß sie es wagten, einen von mir rechtsgültig gemieteten

Saal mir wieder abspenstig zu machen. Ich würde sofort Ihrer Majestät der Kaiserin, als der Protektorin des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins, Mitteilung machen. Eine Stunde später war Herr C. bei mir und suchte mich von meinem Vorhaben abzubringen. Der Vortrag fand dann unter riesiger Beteiligung statt. Herr Ed. Königs hatte die Plätze geordnet, und es waren im Haupt- und Nebensaale etwa 1800 Menschen dicht gedrängt versammelt. Stoecker sprach ganz ruhig und sachlich über die Berliner Notstände und über die Abhilfe, welche die Stadtmission versuche. Er berührte, was mir leid tat, nicht einmal die jüdische Presse, deren Berührung ich den jüdischen Herren in Aussicht gestellt hatte. Die Juden waren ganz entwaffnet und spendeten auch in die Kollekte für die Stadtmission ihr Geld. Ein jüdischer Häusermakler sagte: „Nein, der Stoecker ist doch ganz anders, als man von ihm sagt. Und das ist ein ganz schönes Werk, was er treibt. Ich habe auch drei Mark auf den Teller gegeben."

Im Jahre 1890 haben Stoecker und ich gemeinsam den Evangelisch-sozialen Kongreß begründet. Stoecker schrieb mir damals, ob wir nicht einen christlich-sozialen Kongreß einberufen sollten. Ich schrieb ihm: Nicht einen „christlich-", aber einen „evangelisch"-sozialen Kongreß! Darauf kamen wir überein, daß er jenseits und ich diesseits der Elbe die Einladungen an die Freunde richten wollten. Ich schlug ihm auch Themata und Referenten vor, mit denen er einverstanden war. Es waren, abgesehen vom Freiherrn von Soden, den er hineinbrachte, nur Männer der Rechten: Adolf Wagner, Bodelschwingh, Kropatscheck, Stoecker und ich. Leider fühlte sich Stoecker damals gedrängt, im Widerspruch mit unseren Abmachungen, Professor Harnack in Berlin von vornherein zur Teilnahme einzuladen. Ich weiß ganz bestimmt, daß ich mich mit ihm geeinigt hatte, nur bis zum rechten Flügel der Mittelpartei mit den Einladungen zu gehen. Ich habe Stoecker damals schon gesagt: „Du hast Harnack auf Deine Verantwortung eingeladen. Du wirst mit Harnack wahrscheinlich noch etwas erleben." Tatsächlich ist Stoecker dann auch wohl durch Harnack aus dem Evangelisch-sozialen Kongreß hinausgedrängt worden. Zuerst ging es scheinbar gut. Aber schon als wir in Frankfurt a. M. zusammen waren, merkte

man, daß die Spannung zwischen dem rechten und dem linken Flügel gewachsen war. Und als wir das Jahr darauf in Erfurt tagten, sagte Stoecker mir schon: „Es wird nicht lange mehr dauern, so wird die Geschichte auseinander gehen." Die Gründe dafür, daß man Stoecker hinausdrängte, sind wohl in der Hauptsache zwei gewesen: erstens die bittere Abneigung der liberalen Theologen gegen Stoecker, weil dieser stets mit Energie hervorgehoben hatte, daß es eine innere Unwahrheit sei, wenn das apostolische Glaubensbekenntnis von Lehrern und Dienern der Kirche angefochten und bestritten werde, obgleich diese Kirche, deren Mandat man ausübe, rechtlich und geistlich auf diesem Bekenntnis ruhe. Und der andere Grund wird wohl der gewesen sein, daß der Evangelisch-soziale Kongreß sich an hohen Stellen zu empfehlen glaubte, wenn er Stoecker nicht mehr in seiner Mitte duldete.

Sobald Stoecker austrat, bin auch ich ausgetreten. In Stuttgart hatten wir zum letzten Male im räumlichen und zeitlichen Zusammenhang mit dem Evangelisch-sozialen Kongreß eine Delegiertenversammlung der Evangelischen Arbeitervereine. Damals hat man mich gebeten und bestürmt, ich möchte doch beim Kongresse bleiben. Aber keine Macht der Welt hätte mich dazu gebracht. Dann haben Stoecker und ich die „Freie kirchlich-soziale Konferenz" gegründet, nachdem wir mit Professor v. Nathusius zusammen eine Erklärung über unsere Stellung inmitten der feindlichen Gegensätze abgegeben hatten. Nathusius wollte erst nicht heran an eine Neuorganisation. Ich habe aber die unbedingte Notwendigkeit einer solchen Neusammlung betont, und so haben wir in Kassel die Konferenz begründet, die jetzt 4000 Mitglieder zählt und ihre Spuren tief eingegraben hat in unsere soziale Entwicklung."

Soweit Pfarrer Weber.

Die ersten Anschreiben, welche zur Beteiligung einluden, waren unterzeichnet, außer von Stoecker und Weber, auch von dem Kreuzzeitungsredakteur Dr. Kropatscheck und Professor Adolf Wagner. Der erste Satz des Anschreibens begründete das Vorgehen mit dem Wachstum der Sozialdemokratie und der energischen Propaganda Roms auch auf dem sozialen Gebiet. Viele Hunderte von gewichtigen Unterschriften waren schnell bei-

sammen. Manche unterzeichneten nicht ohne Bedenken. Professor v. Nathusius-Greifswald sandte mit der eigenen Unterschrift diejenigen Cremers und Zöcklers, schrieb aber dabei: „Die Form des Aufrufs gefällt mir nicht. Sie klingt so, als ob das Ganze geschähe aus Furcht vor der Sozialdemokratie und aus Konkurrenzverlangen mit den Katholiken. Warum denn diese Gründe angeben, die doch wirklich nicht die letzten sind?" Professor Cremer schrieb: „Es ist ja glücklich gelungen, den Reichskanzler wie den Kaiser darüber zu täuschen, daß wir Orthodoxen uns zurückzögen von der Mitarbeit an der sozialen Reform, obwohl wir die ersten gewesen sind, die auf Deiner Seite gestanden haben, und meine kleine Veröffentlichung über den Einfluß des Prinzips der Liebe auf die Rechtsbildung und Gesetzgebung mir den Ruf eines verkappten Sozialdemokraten eingetragen hat. Du weißt, wie ich stehe, — verstehst auch meine Bedenken gegen einen großen Teil der Mitarbeiter, die nun auf einmal den Mut haben, mit Dir zusammenstehen zu wollen. Aber nachdem jene Aeußerung gefallen, halte ich es für Pflicht, zu beweisen, daß wir uns nicht zurückziehen, und zu versuchen, ob nicht diese Arbeit gemeinsam getan werden kann." Adolf Wagner sprach starke Zweifel an der Ersprießlichkeit der Sache aus. „Die evangelische Kirche ist zu schwach und zu uneinig, zu wenig gemacht, nach oben (unleserlich), als daß ich ihr zutraute, sie werde in ihren üblichen Vertretern etwas leisten. Du (Stoecker) und ein halbes Dutzend Geistliche stehet ja allein. Alle anderen sind öffentlichkeitsscheu!" Der Redakteur der „Christlichen Welt", Pfarrer Rade, sagte zu, vermißte aber die Unterschriften von Wichern und Uhlhorn. Der letztere wurde aufgefordert, lehnte aber ab. Professor Nippold-Jena schrieb: „Den bleibenden Erfolg der Bestrebungen des Kongresses sehe ich durch die Angriffe von außen gefördert, durch die Begünstigung von oben gefährdet. Doch das ist ein Punkt für mündliche Besprechung."

In der Pfingstwoche, am 28. und 29. Mai fand der erste Kongreß in Berlin im Stadtmissionshause wirklich statt. Die Referate und Redner waren: „Die Kirchengemeinde in ihrer sozialen Bedeutung": Pfarrer Lic. Freiherr von Soden. „Die Frage der Streike": Geheimer Regierungsrat Professor

Dr. A. Wagner. „Die Arbeiterschutzgesetzgebung“: Reichs- und Landtagsabgeordneter Dr. Kropatscheck. „Die Arbeiterwohnungsfrage“: Pastor D. von Bodelschwingh. „Die gegenwärtigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Sozialpolitik“: Dr. Stegemann-Remscheid. „Die evangelischen Arbeitervereine, ihre Bedeutung und weitere Ausgestaltung“: Pfarrer Lic. Weber. „Unsere Stellung zur Sozialdemokratie“: Hofprediger Stoecker.

Alle diese Referate waren ausgezeichnet, und sind auch heute noch nicht veraltet. Aber den Höhepunkt des Kongresses bildete doch die gewaltige, gedankenreiche Rede Stoeckers. Stoecker hatte seinem Vortrag 15 Thesen zugrunde gelegt. In den Thesen 1—7 charakterisierte er die Sozialdemokratie. Dann weist er in 8 dem Staatsleben, in 9 dem gesellschaftlichen Leben, in 10 dem Geschäftsleben, in 11 der Kirche ihre speziellen Pflichten zu. In 12 und 13 heißt es: „Als ihre besondere Mission soll die Kirche ein Vereinsleben hervorrufen, das die öffentlichen Angelegenheiten, die kirchlichen, wie die vaterländischen und sozialen, in dem Licht des Wortes Gottes behandelt und neben der christlichen Gottesanschauung zur festen Ueberzeugung bringt... (es soll) der Versuch gemacht werden, regelmäßig oder bei gegebenen Gelegenheiten die Männer der Gemeinde zu Versammlungen zu berufen und an Familienabenden eine edle christliche Geselligkeit zu pflegen... Indem die Kirche so durch ihre amtlichen Organe und Tätigkeit, wie durch ihre freien Vereine und Arbeiten einen Einfluß auf das soziale Leben erstrebt... besinnt sie sich auf eine lange vergessene, in der Gegenwart unerläßliche Aufgabe, die als ihre öffentliche Mission bezeichnet werden kann.“

Stoecker untersuchte in gründlichster Weise den Ursprung der Sozialdemokratie, und unterschied dann, wie weit der Kampf mit geistigen Mitteln geführt werden könne, mit Machtmitteln geführt werden müsse. „Ich scheue mich vor dem Wort „Unterdrückung“ nicht, obwohl ich starke Sympathien für Freiheit habe. Denn nichts wäre törichter, als die Menschen, welche Revolution betreiben, gewähren lassen. Wer das Schwert ergreift, wird durch das Schwert umkommen; wer es auch nur schleift in der Absicht, daß er damit angreifen will, der muß schon beim Schleifen gestört werden.“ Es sei kindisch und einer

männlichen Ueberzeugung nicht würdig, wenn die Sozialdemokraten sich stellten, als ob sie nicht Revolution, sondern nur Evolution wollten. Schon Marx habe gesagt, daß „die Kritik der Waffen nicht ersetzt werden könne durch die Waffe der Kritik". — Auch die Judenfrage berührte Stoecker. Mancher werde vielleicht sagen, er könne es doch nicht lassen. „Das kann ich freilich nicht lassen. Denn wenn man über soziale Fragen und Sozialismus, über Sozialdemokratie und Anarchismus reden will, ohne das Judentum zu berühren, so ist man nicht imstande, jene Dinge richtig zu verstehen und zu behandeln. Das jüdische Geld spielt im Kapitalismus, die jüdische Umsturzneigung in der Sozialdemokratie, die jüdische Presse in der allgemeinen Korruption eine der Hauptrollen." — — „Man schreibt mir manchmal den Gedanken zu, daß die Kirche die Fähigkeit und Pflicht habe, volkswirtschaftliche Gesetze aufzustellen, über technische Fragen, wie Zölle, Steuern, Innungen usw. zu urteilen. Eine solche Anschauung liegt mir fern. Daran habe ich nie gedacht. Glauben Sie überhaupt nicht alles, was von mir gedruckt wird. (Heiterkeit.) Aber allerdings dafür trete ich ein, daß alle Lebenskreise der christlichen Menschheit, alle Ordnungen des öffentlichen Lebens von einem christlichen Geist durchdrungen sein müssen. Denn das ist gewiß: von irgendeinem Geist müssen die menschlichen Einrichtungen beseelt sein. Haben sie keinen christlichen, so haben sie einen unchristlichen oder widerchristlichen Geist. Das Christentum hat alle Gedanken, um die Politik gerecht und das soziale Leben richtig zu gestalten." — Die Rede schloß mit dem Aufruf: „Kein Klagen, kein Rückwärtsschauen, sondern vereint vorwärts! Aber nicht mit Resolutionen, um zu reden, sondern mit resoluter Tat und Arbeit." Dann folgte lebhafter und wiederholter Beifall.

Sehr interessant gestaltete sich die Debatte. Professor Harnack dankte dem Redner und erklärte, nunmehr erkannt zu haben, daß man nicht nur in den Zielen einig sei, sondern auch in den Mitteln zu ihrer Erreichung einen gemeinsamen Boden besitze. Dann freilich äußerte er eine Reihe von Bedenken. Hoffnungsfreudiger war der liberale Pfarrer Lic. von Soden. Pfarrer Weber ermutigte. „Bei Stoecker entzückt mich das Vertrauen immer wieder. Auch ich verkenne nicht das Berechtigte

an dem Bedenken, daß wir in sozialen Dingen Dilettantismus treiben möchten. Aber weit mehr stehe ich unter dem Eindruck der Notwendigkeit, daß wir für die soziale Arbeit Mut gewinnen." Prof. v. Nathusius äußerte zu dem Wunsche Harnacks, die theologischen Studenten möchten sich vor allem mit Theologie befassen: „Was ist die Ethik anderes, als die Wissenschaft, die uns zeigen soll, wie die irdischen Verhältnisse aussehen, wenn sie vom Evangelium durchdrungen sind." Pastor v. Bodelschwingh sagte: „Auch wir sind Philosemiten, mit großer Freude, lieber Herr Professor Harnack! Aber wo wir die Juden Böses tun und unser Volk ruinieren sehen, da müssen wir ihnen entgegentreten .... Wenn sie jetzt unser Volk verführen, handelt es sich nicht um alte Schuld, sondern um gegenwärtiges Unrechttun. — Ich bin auch gewiß, der Herr hat noch Friedensgedanken mit unserem Volk. Es sollten nur alle unserem lieben Vorkämpfer nach tapfer in die Bresche springen." Stoecker erwiderte dann noch auf die zu seinem Vortrag geäußerten Bedenken. Und Professor Adolf Wagner sprach ein glänzendes und herzenswarmes Schlußwort. „Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei, sie bleiben; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen; — sie ist mehr wert, als alle Sozialpolitik."

So war denn dieser erste Kongreß verhältnismäßig günstig verlaufen. Es hatte einige Reibungen gegeben, speziell eine Aussprache zwischen Stoecker und Harnack, die nicht ganz ohne Schärfe abging. Aber im ganzen hatte sich doch die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß auf dem sozialen Gebiet ein Zusammenarbeiten aller derer möglich sei, die entschlossen waren, die christliche Ethik als Norm auch des öffentlichen Lebens zur Geltung zu bringen.

So ging man mit besserer Zuversicht und weniger Mißtrauen in den zweiten Kongreß hinein, der am 28. und 29. Mai 1891 wiederum in Berlin gehalten und sehr stark besucht wurde. Auch diesmal hatte Stoecker eins der großen Referate über „Individualismus und Sozialismus" zu halten, und erntete „stürmischen, langanhaltenden Beifall". Inzwischen hatte sich der Kongreß auch ein „Arbeitsprogramm" gegeben, das die Gebiete bezeichnete, auf denen man vorgehen wollte. Ein Broschüren-Unternehmen war geplant, eine evangelisch-soziale

Korrespondenz, die Abhaltung öffentlicher Vorträge wissenschaftlichen Charakters, Veranstaltung von Kursen, Diskussionsabende mit sozialistischen Gegnern, Errichtung einer Auskunftstelle für soziale Fragen.

In einer Ausschußsitzung Ende 1890 hatte sich auch der Kongreß formell konstituiert. Zum Vorsitzenden wurde mit Stimmenmehrheit Landesökonomierat Nobbe gewählt, zum stellvertretenden Vorsitzenden Hofprediger Stoecker durch Akklamation. Zum Schriftführer wurde Prediger Dr. Arndt gewählt, Kommerzienrat Metzenthin durch Akklamation zum Kassenwart ernannt. Die Wahl eines ständigen Aktionskomitees für die Dauer von zwei Jahren wurde angenommen, ferner einstimmig beschlossen, Professor D. Harnack ins Aktionskomitee zu wählen und dem letzteren die Befugnis einzuräumen, sich bis zur Zahl von fünfzehn Mitgliedern durch Kooptation zu verstärken.

Die Einrichtung eines sozialpolitischen Seminars soll zum Gegenstand einer vertraulichen Besprechung auf dem Kongreß gemacht werden. Bei der Besprechung über Preßunternehmen referierte zunächst Professor Baumgarten-Jena über einen von ihm entworfenen Plan. Auf Vorschlag Stoeckers erklärte die Versammlung ihr Einverständnis mit dem Unternehmen und beschloß dasselbe zu fördern. Eine der ersten Broschüren, die erschienen, war von Stoecker verfaßt, und führte den Titel „Sozialdemokratie und Sozialmonarchie".

Das Hauptorgan der Sozialdemokratie, der „Vorwärts", beschäftigte sich in drei langen Leitartikeln mit dem Kongreß. Deutlich spricht aus den siegesgewissen Redewendungen eine starke Besorgnis:

„Die Spiegelfechtereien Stoeckers täuschen niemanden über die Absichten des Wackeren. Seine Versuche, die Indifferenten und Unaufgeklärten zu umgarnen, werden aussichtsloser mit jedem Tage, der einen Fortschritt unserer Partei erlebt. Und ist dieser Fortschritt aufzuhalten, dringt nicht die sozialistische Lehre in immer weitere Volkskreise? Mußte nicht dieser Tage — es wird ihm schwer genug geworden sein — Stoecker in einer Versammlung der christlich-sozialen Partei der Wahrheit die Ehre geben, daß es nicht möglich sei, der Sozialdemokratie eine starke „Arbeiterpartei" gegenüberzustellen, daß man stets mit den Sozialdemokraten rechnen müsse! Herr Stoecker dient dem politischen und sozialen Rückschritt. Die Schafe, die zur Schur geführt werden, sie sollen geduldig sich scheren lassen, das ist der Inbegriff dieses „christlichen Sozialismus", sein Ziel die Klerikalisierung der kapitalistischen Ausbeutung."

Dagegen schrieb die „Kreuzzeitung“:

„Die Verhandlungen des Kongresses haben aufs neue gezeigt, daß es für alle Evangelischen, welche den Herrn im Himmel und unser Volk auf Erden lieb haben, einen gemeinsamen Boden gibt, auf welchem sie sich, ungeachtet aller sonstigen Differenzen, die Hände reichen können zu einem gemeinsamen Zeugnis und einer gemeinsamen Arbeit. Wir sind wahrlich nicht gewillt, die vorhandenen Differenzen als nebensächlich zu behandeln und über der Liebe den Glauben und die Hoffnung zu vergessen. Aber brüderliches Zusammenwirken ist ein aussichtsvollerer Weg, auch in höheren Fragen wieder zur Einheit zu gelangen, als dogmatische Disputationen.“

Auch der Kongreß von 1892 verlief noch harmonisch, und die späteren Differenzen deuteten sich erst ganz leise an. Um so besorgter wurde der bewußte Kapitalismus, es könnte doch schließlich eine Verschiebung der Produktionsbedingungen stattfinden, zum Vorteil der Arbeit und zum Schaden der Rente. Die „Kölnische“, das Organ der rheinischen Großfinanz, brachte am 5. Oktober 1892 eine perfide Parallele zwischen Vollmar und Stoecker, weil letzterer auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß über die Beziehungen und Grenzen der Einzelwirtschaft und der Gemeinwirtschaft gesprochen hatte. Stoecker wurde als „Neu-Lassalleaner“ denunziert. Weiter folgten die nachstehenden Verdächtigungen:

„In dem Verzeichnis neuerer evangelisch-sozialer Schriften, das dem Berichte über die letzten Kongreßverhandlungen beigegeben wurde, finden wir auch die Bücher des Amerikaners Henry George, die neuerdings eine ähnliche Verheerung in den Köpfen zahlreicher Leser anzurichten scheinen, wie es vor mehreren Jahren seines Landsmanns Bellamy „Rückblick aus dem Jahre 2000“ getan hat. George aber sagt an der Stelle, wo er von der Verstaatlichung des Grundbesitzes redet, folgendes: „Wir, die Völker englischer Zunge, tragen noch immer das Halsband angelsächsischer Knechtschaft, uns wurde gelehrt, auf die „heiligen Rechte“ des Bodenbesitzers mit aller abergläubischen Verehrung zu schauen, mit der die alten Aegypter auf das Krokodil blickten. Aber wenn . . . . mit der Zeit das Volk die Ungerechtigkeit und den Nachteil des persönlichen Bodenbesitzes genügend erkannt haben wird, um die Verstaatlichung des Bodens vorzunehmen, so wird es auch verständig genug sein, diese Verstaatlichung unmittelbarer und leichter vorzunehmen als durch Kauf. Es wird sich um die Entschädigung der Besitzer nicht beunruhigen.“ Diese Sätze mögen unsere christlich-sozialen Lassalleaner noch einmal überlesen, vielleicht ahnen sie alsdann den Abgrund, an dessen Rand ihr „Genossenschaftlicher Wegweiser“ sie geleiten wird. Mögen die Herren Stoecker u. Comp. ruhig fortfahren, den sozialdemokratischen Mühlen Wasser zuzuführen — sie wissen nicht, was sie tun, und wenn sie es wüßten, täten sie es vielleicht doch —, das aber konnte und durfte man erwarten, daß von den zahlreich erschienenen hohen Staatsbeamten einer wenigstens vor den der Mehrheit sicherlich noch verschleierten Zielen gewarnt hätte. Daß dies nicht geschah, daß vielmehr

dieser moderne Lassalleanismus durch die Anwesenheit staatlicher Würdenträger eine gewisse Sanktion erhielt und sich das Ansehen geben darf, als ob er sich hoher und höchster Anerkennung erfreue, das ist auch ein Zeichen der Zeit, das jeden, der um das Wohl der Nation besorgt ist, zu erhöhter Wachsamkeit antreiben muß."

Solche Versuche, Zwietracht in dem sozialpolitischen Block zu schaffen, blieben damals noch erfolglos. Doch traten die inneren Differenzen auf dem 1893 in Berlin zusammengetretenen Evangelisch-sozialen Kongreß etwas deutlicher zutage. Es begann in dieser Zeit die Differenzierung der Sozialreformer in „Alte" und „Junge" deutlicher hervorzutreten, eine Spaltung, der teils die Frage des größeren oder geringeren sozialen Radikalismus, teils der Gegensatz der liberalen und positiven Theologie zugrunde lag. Oberhofprediger Braun von Stuttgart gab ein Referat über die Annäherung der Stände. In der Debatte entwickelte Naumann sehr unnüchterne Ansichten und bezeichnete die Sozialdemokratie als „eine evangelische Häresie". Stoecker antwortete ihm, als christliche Irrlehre könne er die Sozialdemokratie schon deshalb nicht ansehen, weil ihre Oberpriester durchweg Juden seien. Weiter erklärte Stoecker: „In demselben Umfang, vielleicht mit noch größerer Energie, wie vor 100 Jahren der dritte, so ringt jetzt der vierte Stand danach, in die das Jahrhundert beherrschenden Stellungen einzurücken.... Die ganze Entwicklung wird eine tiefgehende, durchgreifende sein.... Für mich ist in diesem ganzen Prozeß die Frage die: Wird er stattfinden als Revolution oder als Reform?" Die zutage getretenen Gegensätze hielt Stoecker jetzt noch für ausgleichbar. „Naumann hat, wenn die Zeitungen recht berichtet haben, einmal von mir gesagt, ich beschlösse in mir eine Art Personal-Union zwischen den Alten und den Jungen: ich glaube, daß das auch ziemlich der Wahrheit entspricht. Wenn ich den Gegensatz, der heute hervorgetreten ist, vor meinen Geist stelle und mich frage: ist er überbrückbar? so sage ich allerdings: ja."

Naumann erklärte seinerseits, daß ihm das viele Reden von „Alten" und „Jungen" nicht lieb sei; er wünsche nicht, daß es heiße, man sei in zwei Gruppen auseinandergegangen. Aber der Referent, Oberhofprediger Braun, stellte in seinem Schlußwort doch erhebliche Differenzen fest. Auch die Judenfrage ver-

anlaßte neue Reibungen. Vom 22. bis 24. Januar fand in Elberfeld ein evangelisch-sozialer, vom Kongreß veranstalteter Kursus statt. Pfarrer Naumann legte Thesen vor im Sinn seines Buches: „Das soziale Programm der evangelischen Kirche". Zu lebhaften Differenzen kam es über die Judenfrage. Naumann forderte: 1. Die Religionsfreiheit muß auch gegenüber den Juden streng gewahrt werden. 2. Der Kern der sozialen Frage ist nicht die Judenfrage. 3. Wir wünschen, daß Erziehung, Leitung und Beeinflussung unseres Volkes in christlichem und deutschem Geist gehalten sei. 4. Die bürgerlichen Rechte der Juden müssen ungeschmälert bleiben.

Diese Thesen fanden als unzureichend starken Widerspruch, da sie rein negativ waren und nur aussprachen, was nicht geschehen soll. Ebenso erregte die Notiz in den „Mitteilungen des Kongresses", daß der „Fall Harnack" dem Kongreß nicht geschadet habe, Zweifel, ob das Zusammenarbeiten der Liberalen und Positiven weiterhin möglich bleiben werde. Der „Fall Harnack" war eine an das Apostolikum anknüpfende Kontroverse über positive und kritische Theologie. Und jene Notiz eine offene Parteinahme für die kritische Schule, der der Sekretär des Kongresses, Göhre, angehörte.

Stoecker gab auch auf diesem Kongreß eins der großen Referate: „Das Sonntagsgesetz und seine Konflikte im Volksleben". Diese Sonntagsfrage lag Stoecker besonders warm am Herzen, er hat sie außerordentlich oft behandelt, ist auch in den Parlamenten unermüdlich dafür eingetreten. Auch am 18. Januar 1892 vertrat er sie dem Staatssekretär Stephan gegenüber, der Schritt für Schritt gedrängt werden mußte zur Verbesserung der Sonntagsfeier im Postbetriebe. Die gewaltige Korrespondenz mit Beamten aller Kategorien, die sich in Stoeckers Nachlaß findet, zeigt deutlich, wie sehr der ganze Beamtenstand früher unter der Mißachtung des Sonntags gelitten hat und wie groß das Verdienst Stoeckers ist, daß es allmählich besser wurde.

Auf dem Kongreß von 1894, der in Frankfurt a. M. tagte, kündeten sich die vorhandenen Differenzen schon ernster an, die sozialen, wie die theologischen, doch gelang es gerade Stoecker, mehrmals in eindringlicher Weise das versöhnende Wort zu

sprechen. Dem scheidenden liberalen Generalsekretär sprach er einen warmen Dank für seine Geschäftsführung aus.

Die sozialpolitische Meinungsverschiedenheit kam gleich in der ersten Sitzung zwischen Professor von Nathusius und Pfarrer Naumann scharf zum Ausdruck, und zwar über den Beschluß des Ausschusses, die Frauen zur Teilnahme am Kongreß zuzulassen. Der Vorsitzende legte dann die Differenz, die zur Unzeit ausgebrochen war, vorläufig bei. Aber es war vorauszusehen, daß sie zu anderer Zeit wieder ausbrechen würde.

Göhre gab ein Referat über die ländliche Arbeiterfrage. In seinem Schlußwort erklärte er: „Ueberhaupt ist es mir gar nicht so sicher, ob die Art von Gehorsam, die jetzt in unserer Armee herrscht, und die auch der ans Befehlen gewöhnte ostelbische Junker mit in sie hinein gebracht hat, diese Art der gedankenlosen, völlig unselbständigen Unterordnung des Mannes unter den Vorgesetzten, dieser Kadavergehorsam möchte ich sagen, heute noch da am Platz ist. Auch hier wieder ist der ostelbische Junker der Träger eines immer mehr sich veraltenden Prinzips. Wenn wir keine Junker mehr hätten, dann bekämen wir Offiziere aus anderen Kreisen." Stoecker entgegnete: „Ich möchte nicht, daß das Wort vom „Kadavergehorsam" ohne Modifikation von hier hinausginge. Ich weiß in der Armee von einem Kadavergehorsam nichts, sondern von einem Lebensgehorsam, und sehe den eigentümlichen Charakter der Söhne des Großgrundbesitzerstandes in grenzenloser Hingebung für ihren König und ihr Vaterland." Rede und Gegenrede bezeichnen hier einen tiefen Abgrund.

Und am Schluß des Kongresses fiel Stoecker noch einmal die Aufgabe zu, die Situation herzustellen, als der theologische Gegensatz eine schrille Dissonanz hervorgerufen hatte. Ein hessischer Pfarrer beklagte in der Debatte nach einem Vortrag Harnacks, daß dieser noch nicht „Kirchenbuße" getan habe für „das schwere Aergernis" — offenbar sollte als Grund das Verhalten im Streit um das Apostolikum genannt werden, aber es kam nicht dazu, denn die Worte des Redners gingen im Widerspruch der Versammlung unter.

Stoecker erklärte dazu: „Ich hoffe, daß die Mißklänge, welche die letzte Viertelstunde des Kongresses durchzogen haben,

nicht imstande sein werden, die Harmonie, welche im großen und ganzen an diesen drei Tagen geherrscht hat, zu zerstören.... Allerdings zeigen uns diese Mißklänge, die gewiß manchem von uns in tiefster Seele weh tun, wie nötig es ist, in unserem Volke Christentum und Bildung wieder in die engste Verbindung zu bringen. (Stürmischer Beifall.) .... Beides muß vorhanden sein: christliche Bildung und gebildetes Christentum. Das schenke uns Gott. Denn unsere Verhältnisse sind so, daß Menschenkraft nicht mehr ausreicht."... Harnacks Schlußwort lautete dann dahin, daß er in der glücklichen Lage sei, darauf zu verzichten. „Denn ich könnte es gar nicht anders aussprechen, als wie es Herr Hofprediger Stoecker eben gesagt hat."

Die beiden Kongresse von 1895 und 1896 — die letzten, an denen Stoecker teilnahm — bezeichnen schon den Zerfall des hier errichteten Gebäudes. Ihre Darstellung wird weiter unten erfolgen. Auf den fünf ersten ist ohne Zweifel ein großes Stück sozialpolitischer Arbeit getan worden, besonders auch in der Richtung, daß politisch und kirchlich liberal gerichtete Kreise, die früher abseits gestanden hatten, nun für eine ernste Sozialpolitik auf evangelischer Grundlage interessiert wurden. Darin lag ein Segen und eine Gefahr; ein Segen, insofern die Zahl derer vermehrt wurde, die erkannten, daß für die moderne Produktion ein neues modernes Arbeitsrecht zu schaffen sei; eine Gefahr, insofern die rechte politische und religiöse Grundlage aller Sozialreform nach links hin im Sinne des Liberalismus verschoben zu werden drohte.

II.

Reisen.

Das Jahr 1891 war für Stoecker ein Jahr unermüdlicher Arbeit. Außer zahlreichen Vorträgen und Reden in Berlin sprach er hin und her in deutschen Landen. Im September auf einem hessischen Volks- und Missionsfest in Beuren. Der „Gießener Anzeiger" berichtete darüber: „Der gefeierte Mann legte in seiner mehr als einstündigen Predigt über Joh. 5, 39 ein herrliches Zeugnis ab von dem Wesen, von der Macht und von der Bedeutung des wahren Christentums, das Leben sei und im Glauben an den lebendigen Gottessohn seinen Quell und seinen Inhalt hat."

„Nach einer kurzen Pause, die man zur leiblichen Erfrischung benutzte, fand um ½5 Uhr auf dem schön gelegenen Kirchenplatz eine freie Versammlung statt, woselbst Herr Hofprediger Stoecker der Ankündigung gemäß eine Volksrede hielt für alles Volk. Auch diese Versammlung war gleich der vorausgegangenen wiederum von Tausenden besucht. Geistliche Volkslieder, von Chor und Gemeinde gesungen — das „Schönster Herr Jesu" der Festgemeinde war von eigenartiger und ergreifender Wirkung — bildeten den Eingang. Auf einem schnell herbeigeschafften Tisch stand und redete nun der auch als Volksredner hinlänglich bekannte Hofprediger bald in tiefernster, bald in humoristischer Weise zu der Versammlung, die wie gebannt an seinen Lippen hing und in tiefer Ergriffenheit seinen Ausführungen folgte über die deutsche Volksseele, die besonders von zwei Seiten aus (Judentum und Sozialdemokratie) in ihrem innersten Wesen bedroht werde. Er schloß mit der Mahnung zu rechter Einigkeit, zu Gottesfurcht und Vaterlandsliebe, zu echter deutscher Treue gegen Kaiser und Reich. Nach der wiederholt von lautem Beifall unterbrochenen Rede, die in ihrer edlen Kernigkeit, mit ihrer warmen Gemütstiefe in der Tat das Muster einer christlichen Volksrede war, stimmte die festlich erregte Menge das Lied an: „Deutschland, Deutschland über alles." Ein Strom vaterländischer Begeisterung durchflutete die Herzen. In manchem Auge sahen wir Tränen der Rührung; und nicht wenige haben uns nachher gestanden, es habe sie in jenem Augenblick etwas von der Begeisterung aus den 70er Jahren wieder erfüllt, wenn damals die Volksstimmung urplötzlich sich Luft machte, wenn die Wacht am Rhein oder sonst ein vaterländisches Lied zum Himmel hinaufdrang."

Am 4. September sprach Stoecker in Kreuznach. Die Blätter aller Richtungen spendeten einmütigen Beifall. Der „General-Anzeiger" faßt sein Urteil in folgenden Worten zusammen:

„Wer den geschätzten Gast an diesem Abend sah und sprechen hörte, konnte von dem sympathischen Auftreten des streitbaren Gottesmannes sowohl als von dem tiefen Ernst seiner eingehenden Forschung auf sozialem Gebiete, seiner wohlwollenden, fast idealen Auffassung von den wahren Bedürfnissen und berechtigten Forderungen der unteren Volksklassen, nur den wohltuendsten Eindruck mit nach Hause nehmen. Seine nahezu einstündige Festrede, welche die soziale Entwicklung Deutschlands seit dem deutsch-französischen Kriege behandelte, war rhetorisch wie inhaltlich eine hervorragende Leistung und riß die Zuhörer wiederholt zu stürmischen Beifallsbezeugungen hin, wie denn schon das Erscheinen des Gefeierten im Saale zu begeisterten Sympathie-Kundgebungen Anlaß gegeben hatte.

Der „Oeffentliche Anzeiger" nannte in seinem ausführlichen Referat den Abend einen unvergeßlichen und sagt zum Schluß:

„Das Urteil der Hörer über Herrn Hofprediger Stoecker geht allgemein dahin, daß der Stoecker, den man hier so eifrig und friedfertig wirken sah, ein ganz anderer sei, als der aus den Zeitungen bekannte."

Am 23. Juni redete Stoecker in Darmstadt; der Beifall war „wie ein Orkan". Einen ihm von Frauenhand überreichten Lorbeerkranz lehnte er freundlich ab. Der Kranz sei ein Zeichen des Sieges. Hier aber seien nicht einmal Gegner, die man hätte besiegen können. Er nehme aber den Kranz als Zeichen an, daß auch die Frauen mit eintreten wollten in den Kampf. Am 24. Juni redete Stoecker in Essen über „Selbsthilfe, Staatshilfe, Gotteshilfe" unter „stürmischem Beifall". Am 18. Oktober in Hamm auf dem Jahresfest der Inneren Mission über „Das Eigentum im Licht der Bibel". Am 1. November in Freiberg in Sachsen über „Das deutsche Volk im Kampf mit seinen Verderbern". Aus Ostpreußen liegen Briefe zweier Generalsuperintendenten vor, die beide Stoeckers Kommen mit Freuden begrüßen. Die Liste seiner Reisen ist aber hiermit sicherlich nicht erschöpft.

Denn auch in das Ausland konnte Stoecker wieder ungestraft und ungescholten hinausgehen, da er nun allein die Verantwortung für den Lauf der Dinge zu tragen hatte. Die Anregung zu solchen Fahrten blieb nicht aus. Schon 1891 wurde er vom Pfarrer Hoffmann-Genf, dem vormaligen Berliner Stadtmissionsinspektor, nach Genf gerufen, um hier im großen Reformationssaal einen deutschen Vortrag über die „Berliner Bewegung" zu halten. Tausende waren gekommen, ihn zu hören.

Es war das erste Mal in der Geschichte des Genfer religiösen Lebens, daß so viele Menschen den Saal für einen deutschen Vortrag füllten.

Aber auch hier war der Erfolg gefährdet. Juden und Sozialdemokraten hatten eine Störung vorbereitet. Unter die roten Arbeiter war eine ganze Kiste voll Metallpfeifen verteilt worden, und sobald nun Stoecker den Namen Gottes oder des Heilandes nannte, brach ein wüster Spektakel los. „Da machten sich" — so berichtet Pfarrer Hoffmann selbst — „die Genfer Pastoren unter Führung des handfesten Pastors Charles Martin auf. Dieser hatte mit seiner gewaltigen Stimme den Sozialisten zugerufen: „Wir verlangen, daß Sie als Fremde in unserer Stadt uns nicht hindern, einen unserer Freunde gastlich zu empfangen." Und nun stiegen alle Pastoren von der Tribüne herunter auf die Sozialisten zu, und forderten energisch, daß sie den Saal verlassen sollten. Und sie zogen aus unter dem Jubel der Tausende, und draußen wurden sie von einem Peloton Genfer Gendarmen in Empfang genommen. Die Versammlung konnte nun ungestört zu Ende gebracht werden. Auch eine Nachversammlung fand statt, in der etwa 70 der hervorragendsten Männer sich über die brennenden Tagesfragen aussprachen. Der Erfolg von Stoeckers Auftreten zeigte sich am folgenden Tage. Zu mir kam Pfarrer Charles Martin mit folgender Botschaft: „Wir Genfer Pastoren haben gestern abend gesehen, was für ein heidnischer Geist unter diesen deutschen Arbeitern herrscht. Wir fühlen, daß wir als Genfer ihnen gegenüber eine Verpflichtung haben, denn sie arbeiten in unseren Industrien. Wir sollten uns seelsorgerlich ihrer besser annehmen. Darum hat die Gesellschaft der Inneren Mission Genfs beschlossen, den Posten eines deutschen Stadtmissionars zu gründen, den wir mit 3000 Franken besolden wollen und der dem deutsch-lutherischen Pastor zur Verfügung gestellt werden soll. Suchen Sie sich den Mann nach Ihren Wünschen aus und sagen Sie dem Herrn Hofprediger Stoecker, daß dies die Rache der Genfer Christen an den deutschen sozialistischen Arbeitern für die Störung unserer Versammlung, und unseren Dank für sein Kommen nach Genf bedeuten solle. Ich ging alsbald zu dem Herrn Necker, bei dem Hofprediger Stoecker zum Frühstück war, und erzählte

ihm alles. Da wurde der liebe Hofprediger so bewegt, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Er fiel mir um den Hals und küßte mich, und sagte, ich müsse ihn zur Erinnerung an diese Stunde von nun an mit dem brüderlichen „Du" anreden! Man wird mir glauben, daß ich beschämt war. Uebrigens bekam ich nun den von den Genfern votierten Stadtmissionar und habe volle 13 Jahre lang diese kostbare, für unsere Gemeinde überaus wertvolle Hilfe zu meiner Seite gehabt! Ich hatte die Summe von 39000 Franken für unsere deutsch-lutherische Kirche dem gewaltigen Zeugnis des teuren Hofpredigers zu verdanken."

Neben der freien Werbearbeit für christliche und soziale Gedanken ging eine reiche parlamentarische Tätigkeit nebenher. Am 24. Januar hielt Stoecker im Abgeordnetenhaus eine große Kulturkampfrede. Es war die Zeit, wo der Staat aus dem einen Extrem der „omnipotenten" Uebergriffe in das Kirchenwesen, in das andere Extrem eines fluchtartigen Rückzuges und eines viel zu weit gehenden Entgegenkommens gegen Rom hinübergetappt war. Hier handelte es sich speziell um die Absicht, der römischen Kirche ungezählte Millionen auszuliefern, die auf Grund der Maigesetze konfisziert oder als Strafen eingetrieben waren, und ihr damit einen Kriegsschatz von gewaltiger Höhe gegen die Evangelischen als Extravergütung für ihren Widerstand zuzuwenden. Stoecker erklärte das für unannehmbar. Den Kultusminister, der Phrasen von einer „neuen Epoche" der evangelischen Kirche gemacht hatte, fragte er, worauf diese Hoffnung sich gründe. Aufhebung der Stolgebühren sei ganz gut, verbürge aber noch keine neue Aera. Von solcher neuen Epoche werde man allenfalls reden können, wenn der Staat endlich die Kirche freigäbe.

„Wenn der Herr Kultusminister dazu helfen und so eine neue Epoche für unsere Kirche herbeiführen wollte, so würden wir ihm unbeschreiblich dankbar sein. Aber dann bitte ich, daß zuerst diese wirklich minimalen, geradezu homöopathischen Selbständigkeitsbestrebungen in ihrer Bedeutung endlich einmal vor das Angesicht der Regierung treten und eine Behandlung erfahren, wie sie unsere Kirche bei ihrer Größe, ihrer Geschichte und ihrer unbedingten Treue gegen König und Staat zu beanspruchen hat."

Am 11. Februar hielt Stoecker in einer Kolonialdebatte eine neue Rede über die schon früher von ihm vertretene Idee, in

den Kolonien den verschiedenen Konfessionen verschiedene Gebiete für ihre Missionsarbeit anzuweisen.

„Ich resümiere mich dahin, daß ich den Gedanken, Interessensphären zu schaffen, aufgebe, weil einige Missionsgesellschaften das nicht wollen, daß ich aber den Wunsch habe, daß da, wo Missionen einer Kirche bestehen, durch Maßnahmen der Regierung möglichst verhindert werde, daß nicht andere Missionen eindringen, wenigstens so lange nicht, als sie im Aufblühen begriffen sind."

Am Schluß kam Stoecker mit Windthorst hart aneinander. In einer zweiten Rede sprach er wiederum eindringlich gegen die Einfuhr von Spirituosen in die Schutzgebiete.

Am 30. April hatte Stoecker ein großes Gefecht mit dem Abg. Munckel. Dieser hatte den Oberlandesgerichtspräsidenten in Breslau, Herrn von Kunowski, angegriffen wegen einer Verfügung desselben, daß die Bestimmung von Juden zu Geschworenen möglichst zu vermeiden sei. Stoecker nahm den Präsidenten in Schutz. Die Verfügung solle nicht aufgehoben, sondern vom Minister in anderer Redaktion allgemein für alle Provinzen erlassen werden.

Abgeordneter Munckel: Meine Herren, wenn der Herr Kollege Stoecker klagt, daß er und seinesgleichen vielleicht vor dem jüdischen Amtsrichter mit zwei jüdischen Schöffen nicht unbefangenes Recht fänden, (sehr richtig! rechts), so hat er vielleicht recht; das kann sein, denn das sind auch Menschen und menschlichen Schwächen unterworfen. (Hört, hört! rechts.) Aber, wie dem Juden zu Mute sein müßte, der Herrn Stoecker und seine Gesinnungsgenossen als Richter gegenüber hätte, (Lachen rechts), meine Herren, das möchte ich doch wohl wissen; sehr wohl würde ihm nicht zu Mute sein! Meine Herren, wenn der Herr Kollege Stoecker dasjenige Maß von Objektivität vom Juden verlangt, das ihm selbst eigen ist, dann ist er sehr bescheiden, (Heiterkeit), und deshalb glaube ich nicht, daß er ein solch' geringes Maß von Objektivität in Anspruch nimmt. Den Beweis aber, daß der Jude ein Mensch von inferiorer Qualität wäre, — den soll er schuldig bleiben. Das ist Revolution gegen unsere Gesetzgebung nicht bloß (oh! oh! rechts) — das wäre vielleicht nicht einmal viel —, sondern gegen unseren ganzen Kulturzustand.

Abgeordneter Stoecker: Meine Herren, das hat jeder im Hause gehört, daß der Abgeordnete Munckel meinen Angriffen in äußerst schwacher Weise begegnet ist. (Widerspruch links.)

Zu der Sache hat er sehr wenig Bemerkungen gemacht, und die wenigen passen nicht hierher. Wenn der Abgeordnete Munckel so wenig imstande ist, zu urteilen, daß er bei den höchsten Spitzen der Justizbeamten zwischen ihrem Charakter als Justizbeamte und Verwaltungsbeamte nicht mehr unterscheiden kann, so bedaure ich das als Laie, ich hätte einem Rechtsanwalt mehr Urteil zugetraut. (Heiterkeit links.)

Er hat sich aber auch in den juristischen Sachen so aufgeführt, daß ich sagen muß: auch da vermisse ich sein Urteil. Ich habe von einem bekannten

Berliner Richter die Tatsache angeführt, daß er nach den Zeitungen ein falsches Erkenntnis zu meinen Ungunsten zitiert hat; daß die „Kreuzzeitung" — und zwar mein verehrter Freund, Herr v. Hammerstein persönlich — diesem Richter öffentlich vorwarf, er habe nach Klatsch geurteilt, und Herr Kronecker hat das eingesteckt. Was sagt der Abgeordnete Munckel darüber? Der Richter hätte sich in bezug auf mich geirrt. Nein, das ist, wie Sie es in den Prozessen machen, Herr Abgeordneter Munckel, wo man die Dinge wendet, daß sie anders aussehen. Aber das gehört hier nicht ins Parlament; hier müssen Sie Rede stehen. Herr Kronecker hat sich nicht in bezug auf mich geirrt, sondern ein falsches Erkenntnis zitiert zu meinen Ungunsten. Und nun fordere ich Herrn Munckel auf, mir irgendeinen Fall zu nennen, wo ein christlicher Richter germanischer Abstammung ein falsches Erkenntnis zitiert hat zuungunsten eines Angeklagten. Wenn er mir das nicht liefert, so bleibe ich auf meiner Position.

Wenn der Abgeordnete Munckel sagt, daß ich im allgemeinen den Juden eine inferiore Qualität zuschreibe, so sage ich wiederum: das ist advokatisch, nicht parlamentarisch. Ich habe das nicht gesagt, sondern ich habe nur gesagt: man bezweifelt, daß die Juden das Maß von Objektivität hätten, das zum richterlichen Amt nötig sei. Den Beweis dafür habe ich geliefert, nun, Herr Abgeordneter Munckel, seien Sie jetzt Ihr eigener Rechtsanwalt und verteidigen Sie sich! Sie werden es aber nicht können.

Was der Abgeordnete Munckel im übrigen sagt, so würde das mehr in die Redaktion des „Kladderadatsch" oder des „Ulk" gehören als hierher; es waren nur Witze und nicht einmal gute.

Wie wollen Sie denn von christlicher Liebe reden, Herr Abgeordneter Munckel? Haben Sie denn den Ruf christlicher Liebe? Ich erinnere Sie an den Prozeß, wo Sie als Rechtsanwalt mir gegenüberstanden, wo jüdisches Geld, ein jüdischer Rechtsanwalt und seine Helfershelfer eine solche Gluthitze in der öffentlichen Meinung hervorgerufen hatten, daß die Richter zuletzt selber nicht mehr wußten, was Wahrheit ist und was nicht. Da hätten Sie an christliche Liebe denken sollen. Wenn Sie ferner sagen, daß ich nicht an die Wirkungen der Taufe glaube, so sage ich: natürlich wirkt die Taufe, wenn der Glaube dazukommt, aber an die bloße mechanische Wirkung der Taufe glaube ich nicht; ich glaube sogar, daß sie bei Ihnen vollkommen fruchtlos gewesen ist. (Heiterkeit.)

Im übrigen danke ich dem Herrn Rechtsanwalt Munckel für das Zugeständnis, daß ich und meinesgleichen von Juden nicht unbefangen beurteilt werden würden. Damit hat er durch seine eigene Meinung bewiesen, was ich beweisen wollte. (Zurufe links.) Dann spreche ich noch heute vielfach von den Juden mit einer Liebe, wie sie mancher auf der linken Seite nicht hat, obwohl ich seit 12 Jahren von ihnen und ihrer Presse mit einer Nichtswürdigkeit verfolgt werde, wie sie wohl nicht zum zweiten Mal in der modernen Geschichte vorkommen wird. Ich habe trotzdem die Objektivität der Liebe noch heute.

Abgeordneter Munckel: Was Herr Stoecker erzählt von seinen Privatverhältnissen, und was hier eigentlich nicht hingehört, und von den Gelegenheiten, wo ich ihm gegenübergestanden habe, so will ich, da er es erzählt, darauf eingehen. Gewiß, ich habe ihm mehrfach gegenübergestanden, nicht bloß, wo jüdisches Geld angeblich gezahlt worden ist — mir selbst ist es in Stoeckerschen Angelegenheiten niemals gezahlt worden —, sondern auch in

einer Sache, deren sich der Herr Kollege Stoecker vielleicht noch erinnert, als er mit seinem Amtsbruder Witte in Streit geraten war. — Besinnen Sie sich noch, Herr Kollege Stoecker? —, wo ich die beiden Geistlichen, die sich stritten, vereinigt habe zum Vergleich in christlicher Liebe? (Heiterkeit), wie ich das möglich gemacht habe? — nun will ich doch auch das erzählen — dadurch, daß mein Herr Gegner, auch ein christlicher Anwalt wie ich, und ich die Kosten für die beiden streitenden Parteien bezahlt haben. (Heiterkeit.) Das ist die Art, wie ich Frieden gestiftet habe, auch mit unseren Gegnern. Um Herrn Stoeckers willen habe ich das doch wahrhaftig nicht getan.

Abgeordneter Stoecker: Meine Herren, ich muß dem Herrn Abgeordneten Munckel den Vorwurf machen, daß er nicht imstande ist, bei seiner Aufregung zu hören, was ich sage. (Lachen links.) Er begann damit, daß er sagte, ich hätte sehr groß von mir und sehr klein von ihm gedacht. Ich habe von mir nichts gesagt, (Lachen links), wenigstens von meiner Größe nicht ein Wort. Ich habe Tatsachen hervorgehoben, und die Antwort auf diese Tatsachen ist mir Herr Munckel schuldig geblieben. Herr Munckel hat wieder als geschickter Advokat das Schlachtfeld verlegt. Von dem Prozeß Witte habe ich kein Wort gesagt, sondern von dem Prozeß Bäcker. (Zuruf links.) Gut, ich nehme auch den Prozeß Witte an. Herr Munckel rühmt sich, zwei Geistliche in christlicher Nächstenliebe versöhnt zu haben. Das hätten Sie, Herr Abgeordneter Munckel, vor dem Prozeß tun sollen, wenn Sie christliche Liebe haben wollen. Sie hätten Ihren Mandanten davon abhalten sollen, einen Prozeß zu führen, wo er sich doch so grenzenlos kompromittiert hat, Sie haben aber nicht den Vergleich gemacht; ich habe ihn auf Kosten alles dessen, was mir sonst lieb ist, angeboten, weil mir die Sache zuwider war. Und wenn Sie sagen, Sie hätten die Kosten bezahlt, — die Hälfte habe ich bezahlt, ich kann Ihnen die Rechnung zeigen, ich habe mir von Ihnen nichts bezahlen lassen. Sie haben es vielleicht für Ihren Mandanten bezahlt, für mich nicht. Sie sehen daraus, wie leicht auch solchem Mann wie Sie sind, Ungenauigkeiten passieren können, weil Sie nicht Bescheid wissen.

Ich erinnere indessen an den Prozeß Bäcker. Ich habe mich nicht geirrt in der Sache, mein Gegner hat sich geirrt, und Sie haben ihm in den Irrtum noch tiefer hineingeholfen. So steht es, was wollen Sie denn? Hic Rhodus, hic salta! Ich meine den Prozeß Bäcker mit der schamlosen Meineidskomödie, die damals gespielt ist, wo Sie der Hauptakteur waren! Wenn es einmal darauf kommt — ich glaube, meine Herren, daß ich als Abgeordneter des preußischen Landtags einmal eine Minute dazu benutzen darf —, so bemerke ich: weil ich in einer Volksversammlung, wo 2000 Menschen waren, einen bestimmten Mann nicht erkannte, wurde mir das als Meineid vorgeworfen. Herr Munckel war es, der damals sagte, er glaube, es sei ein wissentlicher Meineid. Wenn das christliche Liebe ist, wenn das auch nur ehrlich gehandelt ist, dann möchte ich erst sehen, wo Unehrlichkeit sitzt. Nein, Herr Munckel, es wird Ihnen nicht gelingen, sich als einen Mann der christlichen Liebe, der Wahrheit und Gerechtigkeit hinzustellen. Mag sein, wenn ich Jurist wäre und mit Ihnen in Konkurrenz wäre, daß ich Ihnen überlegen wäre auf dem Boden der Wahrheit und Gerechtigkeit; auf dem Boden der List niemals — niemals! (Bravo! rechts.)

Abgeordneter Munckel: Meine Herren, wir kennen im Gesetz einen wissentlichen Meineid — den habe ich Herrn Stoecker niemals imputiert —; dann einen fahrlässigen Meineid — ich will meine Gedanken darüber, was

ich davon hielt, zurückhalten, aus Schonung — und dann kennen wir einen dritten, einen zufälligen Meineid, und unter diesen wurde, da eine Verfolgung aus diesem Anlaß nicht eingetreten ist, dieser Fall unter der spezifischen Bezeichnung „Stoeckerscher Falscheid" subsumiert. Daß der Eid falsch war, darüber waren alle Menschen einig, nur der Grad der Verantwortung war bestritten, und mehr als das habe ich auch nicht gegen Herrn Stoecker gesagt.

Abgeordneter Stoecker: Meine Herren, Sie werden doch erlauben, ganz kurz nur Tatsachen zu erwähnen. Daß mir die Sache nicht angenehm ist, können Sie sich denken. Es ist unwahr, was der Herr Abgeordnete Munckel vorhin sagte, daß er für mich die Kosten bezahlt hätte, und seine jetzigen Redereien entlasten ihn von seiner Unwahrheit nicht. Er hat für seinen Klienten gezahlt; mein Rechtsanwalt hat es für mich übernommen, ich habe es ihm zurückbezahlt. Also er hat für Witte bezahlt, und ich habe meine Kosten gezahlt. So liegt die Sache, und die Unwahrheit wird dadurch nicht besser, daß Herr Munckel es nicht besser gewußt hat. Wenn man etwas nicht recht weiß, soll man es im Parlamente nicht sagen.

Zweitens, wenn Herr Munckel sagt, ich hätte damals die Kenntnis des bekannten Sozialisten abgeleugnet, so ist das wieder eine grobe Unwahrheit, und jemand, der Jurist ist, sollte sich hüten, in so ernsten Sachen Unwahrheiten im Parlament anzuführen. Ich wurde von vornherein gefragt: Haben Sie mit Ewald verhandelt? und da sagte ich — die Sache selbst war absolut gleichgültig —: Nein, ich sehe den Menschen zum ersten Mal. Es war also nicht Ableugnung, sondern eine Aeußerung, die ich nur aus meinem eigenen Gefühl — in einer durchaus gleichgültigen Sache — aussagte. Das ist die Sache, Herr Munckel. Er aber hat, was er hier ableugnet, damals gesagt: er glaube, daß es ein wissentlicher Meineid sei. Ich danke ihm, daß er ein gewisses Gefühl hat, das ihn zurückhält, hier im Parlament die Sache mit dem wissentlichen Meineid wieder hervorzuheben, wie er es im Prozesse getan hat. Damals hat er es getan, und eben das hat diese Gemeinheit des öffentlichen Lebens in Deutschland in diesem Punkt hervorgebracht. Herr Munckel ist der Vater dieser ganzen Sache. — Im übrigen, wenn er so scharf in diesen Dingen ist, möchte ich ihn ersuchen, sich einmal um die bekannte Affäre Liebmann zu kümmern. Das wäre für ihn eine geeignete Sache; aber er sollte nicht in dieser Weise mit unwahren Behauptungen das Haus belästigen.

Am 1. Mai sprach Stoecker wiederum in einer Judensache. In Hildesheim hatte eine geschlossene Tischgesellschaft durch Ballottement einen Juden abgewiesen, der Mitglied werden wollte. Einige junge Assessoren oder Referendare, die an der Abwehr teilgenommen, wurden infolgedessen amtlich gemaßregelt. Stoecker erklärte:

Meine Herren, ich finde die Art der Behandlung dieser Sache, wenn ich sie ganz kühl bedenke, vollkommen empörend. Also, es soll nicht mehr erlaubt sein, in freier Vereinigung sich zusammenzufinden, ohne daß ein jüdischer Mitbürger das Recht hätte, sich in eine solche Vereinigung hineinzudrängen, bei Strafe einer Disziplinaruntersuchung. (Hört, hört! rechts.)

Meine Herren, das ist die Tatsache; diese Tatsache hat der Herr Minister im ganzen gebilligt.

Zur Vereinigung in Hildesheim gehörten Männer auch anderer Stände; das erschwert die Sache; so bleibt für meine Auffassung gar keine Möglichkeit eines Disziplinareingreifens übrig. Wie will man denn wissen, ob die Juristen oder ob nicht vielleicht die Mediziner oder ein Herr anderen Standes die eine Stimme abgegeben hat, die nötig war, um diesen Herrn hinauszuballotieren. Meine Herren, schon der Gedanke, daß auf Grund einer solchen Tatsache die einzelnen Mitglieder einer solchen Vereinigung abgehört und zur Rechenschaft gezogen werden dürfen, widerstreitet jeder Vorstellung von Freiheit und Zivilisation (oh! oh! links; stürmisches Bravo rechts) und Kultur, die wir in unserem Jahrhundert haben. (Sehr richtig! rechts.) Meine Herren, ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß diese Tischgesellschaft auch Christen von sich abgewehrt hat. (Sehr richtig! rechts.) Da hat niemand von der Regierung, (hört, hört! rechts), keiner von den Staatsbeamten (hört, hört! rechts) es für nötig befunden, sich einzumischen; dies geschah nur, weil es ein junger Israelit ist!

Ich sage noch einmal: wohin sind wir gekommen?! Auch das Beispiel aus Hessen, das vor kurzer Zeit veröffentlicht ist, zeigt, daß wir aus den Juden eine Art höherer Wesen machen, (hört, hört! rechts), die über dem Gesetze stehen und deren Einfluß und Ansehen man mit staatlichen Mitteln durchzusetzen sucht. Stellen Sie sich vor: die Juden haben Speisegesetze; wollen sie nicht mit den Christen essen, so läßt man sie ruhig machen. Wollen sie aber mit den Christen essen, so wird es auf obrigkeitlichem Wege durchgesetzt. Das sind Dinge, die gehen nicht! Das ist unmöglich! Was wird man sagen, wenn es so in unserem Vaterlande hergeht! (Lebh. Beifall rechts.)

Ganz objektiv betrachtet liegt hierin der Anfang zu einem schlimmen Fortgang. Ich gebe meinem verehrten Freunde Freiherrn v. Hammerstein recht: geht das so weiter, dann kann es nicht anders werden, als daß die juristische Karriere hauptsächlich von Juden aufgesucht wird (sehr richtig! rechts) und dann schließlich gar kein christlicher Referendar mehr übrigbleibt, der Lust hat, eine Karriere zu ergreifen, in welcher die freie Geselligkeit auf obrigkeitlichem Wege vernichtet wird. (Lebhaftes Bravo rechts.)

Die umfassendste Tätigkeit entwickelte aber Stoecker in der Generalsynode, die im November und Dezember in Berlin tagte. Hier stand er im Mittelpunkt, und war unbestritten weitaus die bedeutendste Persönlichkeit. (Kögel wohnte den Verhandlungen noch bei, aber schon als kranker, gebrochener Mann, der nicht mehr das Wort nahm.)

In der dritten Plenarsitzung vom 12. November beantragte Stoecker zu den Beschlüssen der Brandenburgischen und Sächsischen Provinzialsynode, die Generalsynode möge nicht alle sechs, sondern alle drei Jahre einberufen werden, diese Sache der Verfassungskommission zu überweisen, was angenommen ward. In der Begründung seines Antrags erörterte Stoecker das Für und Wider. Wider die häufigere Berufung werde der Kostenpunkt angeführt, desgleichen die Sorge, daß das Interesse an der zu oft tagenden Synode sich verlieren werde.

Aber die Bedenken erschienen nicht durchschlagend. Das Ansehen der Synode werde nicht von der Zahl der Sitzungen, sondern davon abhängen, ob sie imstande sei, sich durchzusetzen. Fasse man jetzt einen Beschluß, der staatliche Bedenken hervorrufe, so gehen mindestens fünf bis sechs, leicht auch zehn bis zwölf Jahre hin, bis aus der Sache etwas wird. Eine so einflußlose Synode werde nicht führen, sondern nachhinken; sie sei aber auch dazu da, Anregungen zu geben. Er (Stoecker) befürworte also die Anträge der Provinzialsynoden.

Die zweite Frage, an der Stoecker sich lebhaft beteiligte, war die Einführung eines allgemeinen Buß- und Bettages für Deutschland. Es wurden allerlei sentimentale Gründe vorgebracht, um die bestehende Ordnung zu retten. Stoecker hob diesen Gründen gegenüber die Notwendigkeit einer Reform hervor: teils praktische Gründe, die in dem gegenwärtig häufigen Mißbrauch liegen, teils ideale, insofern der Bußtag, abweichend von allen anderen kirchlichen Festen, auch eine nationale Seite habe. Stoeckers Antrag, die Verlegung vorzunehmen, „wenn über den neuen Buß- und Bettag eine Einigung mit den norddeutschen Landeskirchen im wesentlichen erreicht" sei, wurde mit großer Mehrheit angenommen.

Es mag hier eingeschaltet werden, daß Stoecker schon am 27. April im Abgeordnetenhause einen Strauß mit dem katholischen Abg. von Heeremann über den Bußtag ausgefochten hatte. Der Abg. Schultz-Lupitz hatte durch Antrag den Landtag mit dieser Sache befaßt. Abg. von Heeremann erklärte die Frage für eine rein kirchliche, die den Staat und das Parlament gar nichts angehe. Stoecker betonte dem Antragsteller gegenüber, daß die Bußtagsfrage zur Kompetenz der Generalsynode gehöre. Dem Abg. von Heeremann erwiderte Stoecker aber folgendes:

„Der Bußtag ist kein bloß kirchlicher Festtag, seine Bedeutung liegt vielmehr darin — und ich kann nur sagen, daß ich es tief bedaure, daß die Herren auf der katholischen Seite dafür kein Verständnis haben —, daß eine ganze Nation, nicht bloß einzelne Menschen, mit ihrem Wohl und Wehe vor den Thron Gottes tritt und gemeinsam die Gedanken der Buße und des Gebets vor Gottes Thron bringt. Darin liegt die Bedeutung des Bußtages; er ist nicht rein kirchlich, sondern kirchlich-bürgerlich und hat auch eine nationale Tendenz. Ich erinnere den Herrn Abgeordneten Freiherrn v. Heereman daran,

daß in der Schweiz der allgemeine Schweizerische Buß- und Bettag ein großer Tag ist für beide Konfessionen, und daß doch die katholischen Schweizer die Freudigkeit, Vaterlandsliebe und Selbstverleugnung gehabt haben, einen gemeinsamen Buß- und Bettag mit ihren protestantischen Mitbürgern zu feiern. Wenn jemand einmal diesen großen Schweizerischen Bußtag mitgefeiert hat, so wird er wissen, wie auch in den Gebieten des Radikalismus der Bußtag geeignet ist, die Geister auf eine religiös-patriotische Höhe zu erheben, die uns bei den großen Schwierigkeiten in unserem Volksleben auch zu wünschen wäre.

Das Bürgerliche soll gewiß nicht, wie Abgeordneter Freiherr v. Heereman sagte, ausschlaggebend sein. (Widerspruch im Zentrum.) — das haben Sie gesagt — aber die Bedeutung des Religiösen liegt doch darin, daß das Bürgerliche von religiösen Gesichtspunkten durchzogen wird. Man soll doch die Kirche und ihre Festtage nicht in eine so hohe Atmosphäre hinausheben, daß das nationale Leben davon nicht berührt würde. . . . . Die Sache, die seit 30 Jahren bei uns in der Luft liegt und behandelt wird, ist in sich gut. Ich würde mich ungemein freuen, wenn sie zum Ziele käme."

In der Sitzung der Generalsynode vom 16. Dezember gab Stoecker den üblichen Bericht über das Werk der Berliner Stadtmission. Mit drei Arten der Evangelisation, den persönlichen Besuchen, den Versammlungen, der Predigtverteilung, habe man fortfahren können. Aber noch eine vierte Art sei nun hinzugekommen: die gesungene. „Wir haben gewagt, die alte Kurrende wieder lebensfähig zu machen. Acht Knabenchöre ziehen umher und singen besonders in den Vorstadtgemeinden, in den Höfen der großen Häuser ihre Choräle und geistlichen Lieder. Auch das ist ein Stück Mission."

Es war Stoeckers alter Gegner, der Synodale Freiherr v. d. Goltz, der beim Präsidium den Antrag einreichte, eine Kollekte für die Stadtmission von zwei zu zwei Jahren zu bewilligen — eine Fürsorge, die wohl wesentlich von der Sorge diktiert war, man könnte sonst Stoecker gar — was Superintendent Holtzheuer beantragte — die jährliche Kollekte bewilligen. Uebrigens wurde der Antrag v. d. Goltz einstimmig angenommen.

Am 24. November kam der am 12. November in die Verfassungskommission verwiesene Antrag Stoecker vor das Plenum. Stoecker erstattete den Kommissionsbericht, in dem er zunächst die Argumente für die Unabhängigkeit der Kirche vortrug. Man könne die Kulturkampfpolitik kurz dahin zusammenfassen: Rom hat gefehlt, die evangelische Kirche wird dafür bestraft; die evangelische Kirche ist unschuldig, folglich wird Rom frei-

gesprochen. Die evangelische Kirche hätte dagegen Protest erheben müssen. Das Kirchenregiment sei zu irgendeiner Kritik staatlicher Maßnahmen jetzt freilich nicht imstande. Aber die Generalsynode wäre, wenn sie nicht immer nachhinkte, der Ort gewesen, solche Beschwerden zu formulieren. Es sei ein Mangel an Abwehr vorhanden, aber auch ein Mangel an Initiative, nicht nur auf kirchenpolitischem, sondern auch auf sozialem Gebiet. Dann kamen die Gegengründe, der Hinweis auf den doch vorhandenen Generalsynodalrat, die zu kurze Geltungszeit der Verfassung, um jetzt schon Aenderungen vorzunehmen u. a. m. Der letzte Beschluß der Kommission sei ein vom Präsidenten Barkhausen befürwortetes Kompromiß gewesen. Der Präsident hatte zu Protokoll erklärt, daß in zwei Jahren eine außerordentliche Generalsynode zur Verabschiedung der Agende und Stolgebührensache berufen werden solle und daraufhin hatte die Kommission „zurzeit" von ihrem Antrag Abstand genommen. Barkhausen hatte Zeit gewonnen und wenigstens für den Augenblick den Fortschritt auf dem Wege kirchlicher Selbständigkeit verhindert. Das schöne Kompromiß, das allen Anforderungen der „Opportunität" entsprach, wurde dann mit großer Mehrheit angenommen.

Am 25. November war Stoecker Referent für den Antrag „die kirchlichen Behörden zu ersuchen, den in der Inneren Mission langgedienten und wohlverdienten Geistlichen die Rückkehr in das Pfarramt wesentlich zu erleichtern"; er erbat für diese Pastoren dasselbe Wohlwollen, das den Strafanstalts- und Militärgeistlichen, sowie den Veteranen der Aeußeren Mission zuteil werde. Der Präsident des Oberkirchenrats schloß sich mit Wärme dem Antrag an, der dann einstimmig angenommen wurde.

Am 26. November war dann ein großer Tag der Synode, insofern die Verselbständigung der evangelischen Landeskirche zur Beratung kam. Zahlreiche Anträge in dieser Richtung waren an eine Kommission verwiesen worden, und diese hatte eine Resolution formuliert, wonach das Bestätigungsrecht des Staates für kirchliche Gesetze neu umschrieben und das Selbstbesteuerungsrecht der Kirche erweitert werden sollte. Als Berichterstatter hatte der Generalsuperintendent D. Schultze-Magdeburg das Für und Wider darzulegen. Er selbst war warmer Freund kirch-

licher Selbständigkeit und beklagte es offen, daß die Bureaukratie nicht von der Auffassung loskommen könne, die Kirche sei ein Departement des Staates, konnte es aber doch nicht lassen, dem Summepiskopat einige Zugeständnisse zu machen. Der nächste Redner war Kleist-Retzow, der die Kleist-Hammersteinschen Anträge auf Verselbständigung der Kirche eingehend motivierte und verteidigte. Als Gegner sprach dann Beyschlag, freilich auch nicht als unbedingter. „Auf die Dauer stimmt es nicht mit der Würde des Landesherrn, daß er das besondere Oberhaupt einer Kirche sei, die durch die politischen Realitäten an die Wand gedrückt wird." Dann kam Stoecker mit einer bedeutsamen, großen Rede. Dr. Beyschlag wende sich nur nach einer Seite, wider Rom. „Die schwersten Gefahren liegen aber für uns nicht in Rom, sondern in dem Unglauben der Protestanten, sowie darin, daß fremdartige Mächte auf die evangelische Kirche einen Einfluß ausüben, den wir nicht zu beseitigen imstande sind." Gewiß sei die Verfassung nicht das Höchste, sondern das Leben. Aber freie Bewegung sei Bedingung des Lebens. „Ist Rom dadurch, daß es in seiner Bewegung frei ist, so stark geworden — seien wir in evangelischer Weise ebenso frei, und wir werden imstande sein, das katholische Uebergewicht zu überwinden." — Das Matrimonium imperii et sacerdotii sah in den letzten 20 Jahren so aus, „als sei es im Zivilstand geschlossen, nicht im Heiligtum, das ist der wunde Punkt." — „Für meine Auffassung liegt der Schwerpunkt der ganzen Frage darin: ist es möglich, mit dem Staatskirchentum, wie wir es haben, die Aufgaben der Kirche zu lösen? Diese Frage verneine ich unbedingt." Stoecker sprach dann auch von der sozialen Frage, und meinte, daß die Vergiftung derselben niemals den erreichten Grad hätte gewinnen können, wenn „das deutsche Geistesleben, das im Protestantismus seinen Höhepunkt hat", richtig funktioniert hätte. Evangelische Hegemonie sei nicht möglich ohne freie evangelische Kirche. Der Präsident des Oberkirchenrats gab eine Erklärung von liebenswürdiger Schwülstigkeit ab, die zu nichts verpflichtete, aber der Kommissionsantrag wurde einstimmig angenommen.

Endlich am 3. Dezember war Stoecker Berichterstatter für die Kommission, welche die sozialen Anträge zu bearbeiten hatte.

Diese Kommission hatte eine „dringende Bitte" formuliert an das evangelische Volk, und zwar an jeden Stand und Beruf in Stadt und Land, um der Liebe willen zu Kirche und Vaterland dem Umsturz von Altar und Thron in Glaubensmacht entgegentreten und dazu die Lebenskräfte des Evangeliums wie die Güter der Reformation zu Schutz und Trutz hochzuhalten. Es folgten dann spezielle Bitten an die Geistlichen, die Gemeindekirchenräte, die kirchlichen Oberen, die theologischen Fakultäten. Stoecker beleuchtete nun in großen Zügen die sozialen Fragen aller Art und die Pflicht der Kirche. „Der sozialen Frage, dieser ernstesten Frage der Gegenwart und der nächsten Zukunft gilt die letzte Stunde unserer Beratungen. Diese Frage geht durch die ganze christliche Welt und sucht gegenwärtig Deutschland am schwersten heim. Jede Zeit, auch die unsere, hat ihre besondere Größe und ihre besondere Not. Die Größe unserer Zeit ist eine beispiellose Ueberwindung der Natur durch den Geist... Die Not unserer Zeit ist das Zurücksinken des Geistes in die Natur, auf den flachen Standpunkt des natürlichen Menschen, der nichts vom Geiste Gottes versteht." — „Mir ist die Sozialdemokratie vor allem eine schlechte Philosophie und eine falsche Religion." — „Geldherrschaft ist von allen Herrschaften die schlechteste und mit der Entsittlichung unmittelbar verbunden." Wenn das Christentum begonnen habe mit der Predigt „Tut Buße", und Luthers erste These gleichfalls von der Buße gehandelt habe, so müsse auch heute der Anfang Buße sein. Wolle die Kirche ihre rechte Stellung finden, so müsse sie ihre Versäumnisse erkennen und bessern. Nicht Lehre und Bekenntnis seien schuld an dem Zerfall. Aber es helfe nichts, nur die Zitadelle behaupten, wenn man in der Meinung, darauf komme es nicht an, die Forts, das öffentliche Leben, die sozialen Beziehungen, die Kunst, die Wissenschaft, die Literatur dem Feinde preisgebe. „Ein frommer Arbeiter schrieb mir: Christus ist König im sozialen Reich. Nach diesem Reich dürstet uns." Dann warnte Stoecker in den dringendsten Worten vor der Hoffnungslosigkeit wie vor der Gleichgültigkeit. „Und keine Furcht! Furcht ist nicht in der Liebe. Furcht hat noch niemals Fragen der Zeit gelöst, weder in der Schlacht, noch auf dem Kampfplatz des Geistes." — „Auch nicht Zorn. Der Zorn

tut nicht, was vor Gott recht ist." Dann forderte Stoecker die volkstümlichere Predigt. „Unsere Bildung macht alle akademisch." — „Bitten wir Gott, es ist wirklich nötig, um den Heiligen Geist, damit wir verständlich, einfach, herzlich, eindringend predigen lernen. Greifen wir doch hinein in die sozialen Gedanken der Heiligen Schrift." — „Deutschland endet nicht in der Sozialdemokratie und die Reformation nicht im Unglauben. Deutschland und die Reformation haben noch eine Zukunft. Wenn alle tun, was sie müssen, wird die Herrlichkeit des zweiten Hauses größer werden, als die des ersten."

Diese Rede machte einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf die Hörer, wenigstens auf die, die eines guten Willens waren. Zur Diskussion begehrte niemand das Wort. Der Kommissionsantrag wurde mit großer Mehrheit angenommen. Professor Martin von Nathusius, sonst keineswegs unbedingter Verehrer Stoeckers, schrieb in der „Konservativen Monatsschrift":

„Nie ist wohl in der fast vier Wochen dauernden Tagung eine so lange Rede mit solcher lautlosen Spannung und Andacht gehört und jedenfalls kein so lebhafter allseitiger und andauernder Beifall gespendet worden. Ohne jede Diskussion wurde die von Stoecker empfohlene Resolution einstimmig angenommen. Wir waren hier an das Herz der kirchlichen Arbeit gelangt. In der Resolution ist die evangelische Kirche aufgefordert, angesichts der Zerrüttung und ihrer sittlich-religiösen Begleiterscheinungen, ihre gesamte Arbeit an der Volksseele ernst zu prüfen und immer volkstümlicher zu gestalten. Es wird dann diese Forderung spezialisiert in bezug auf die Geistlichen, die Gemeindekirchenräte, die kirchlichen Oberen und die theologischen Fakultäten, und zum Schluß der Evangelische Oberkirchenrat aufgefordert, einen einmaligen außerordentlichen sozialen Friedensbettag einzurichten, an dem die vorgetragenen Bitten der Generalsynode vor die Gemeinden, und die Versöhnung der Stände betend vor den Thron Gottes gebracht werden sollen. — Die einstimmige Annahme der Resolution, mit dieser praktischen Spitze, war zum Schluß der ganzen Verhandlungen ungewöhnlich geeignet."

Leider folgte nun aber auf den scheinbar harmonischen Schluß der Generalsynode eine schrille Dissonanz, eine jener tief verletzenden Kränkungen Stoeckers, an denen das Leben des edlen Wahrheitszeugen so reich ist.

Den Schluß der Verhandlungen bildeten die Wahlen zum Vorstand. Es war verabredet, daß Konfessionelle und Positive Union Hand in Hand gehen wollten, und daß aus jeder Gruppe speziell aufgestellte Kandidaten gemeinsam gewählt werden

sollten. Die Positive Union stellte in einer Sitzung, in welcher von 82 Mitgliedern 53 anwesend waren, mit 39 gegen 14 Stimmen unter anderen auch Stoecker auf. Damit war Stoecker offizieller Kandidat seiner Fraktion; sein Name wurde auf die Liste gedruckt und offiziell den Konfessionellen mitgeteilt, die nun vertragsmäßig verpflichtet waren, ihn zu wählen.

Die Wahl fand statt. Und da ergab sich die überraschende Tatsache, daß nicht Stoecker gewählt war, sondern Graf Zieten-Schwerin; letzterer hatte 94, Stoecker nur 72 Stimmen. Der Grund wurde bald klar: eine geheime Intrigue. Offen hatte man nicht gewagt, etwas gegen Stoecker zu unternehmen. Aber hinterrücks und heimlich hatte man so viel Mitglieder der Positiven Union mit Andeutungen über Stoeckers Mißliebigkeit an höchsten Stellen und geheimnisvollen Warnungen zum Umfall gebracht, daß die Zahl der Umgefallenen und der von vornherein vorhandenen Gegner zu einer Mehrheit wider Stoecker reichte.

Stoecker sah als die Seele dieser Intrigue den Oberhofmeister von Mirbach an, und hat ihm das augenscheinlich in einem Briefe sehr deutlich ausgesprochen. Die Antwort des Herrn von Mirbach liegt vor. In diesem Briefe heißt es: „Die Motive, die mich leiteten, waren Friede und Versöhnung für das Ganze, und Liebe für Sie. Dafür wird mir Byzantinismus, Charakterlosigkeit, Servilismus usw. vorgeworfen, und die „Kreuzzeitung", die mich als treuen Vertreter kannte, geht in ihren Verdächtigungen gegen andere und mich über jedes Maß hinaus, und hat damit eine Flut von Schmähungen und Verleumdungen veranlaßt, wogegen ich mich weder wehren kann, noch darf. Der Vorwurf, daß mich die Verantwortung dafür treffe, entbehrt jeglichen Grundes; er trifft diejenigen, welche aus einer, im Vergleich zu der großen Sache, der wir dienen sollen, geringfügigen persönlichen Frage, die im Frieden zu begleichen gewesen wäre, ein großes Feuer anzuschüren suchen." Herr von Mirbach dreht also den Spieß um, und macht Stoecker für das „große Feuer" verantwortlich; er scheint der Ansicht gewesen, daß Stoecker einem an ihn herangebrachten Ansinnen, freiwillig zurückzutreten, ohne weiteres hätte nachgeben müssen. Aber erstens war dies Ansinnen gestellt worden, als Stoecker schon

fest von der Partei designiert war, er mithin ohne Einbuße an Ehre und Ansehen gar nicht zurück konnte. Zweitens aber war auch nicht ein einziger stichhaltiger Grund für den Verzicht vorgebracht, sondern nur Andeutungen über hohe persönliche Wünsche, die in einer solchen Frage für Stoecker nicht maßgebend sein konnten. Inzwischen hat man kein Recht an den wohlwollenden Absichten des Herrn von Mirbach zu zweifeln — es war damals viel die Rede davon, daß Stoecker eine Generalsuperintendentur „fern von Madrid" bekommen sollte, und es ist möglich, daß sich darauf Andeutungen des Briefes beziehen, die angeblichen Gönner hätten „Wichtigeres" für ihn erreichen wollen, als die Wahl in den Vorstand der Generalsynode. Dann aber beweist der Brief, was ja auch bei anderen Gelegenheiten hervorgetreten ist, daß Herr von Mirbach kein rechtes Organ für die Realitäten des öffentlichen Lebens hatte. Die Sache war so, wie sie gelaufen war, absolut keine „geringfügige persönliche Frage", sondern ein so furchtbar verletzender Affront für Stoecker, daß man die Beschönigungsversuche schlechterdings nicht versteht.

Die öffentliche Diskussion, die nun folgte, brachte für Stoecker eine neue schmerzliche Erfahrung, insofern ihn der „Reichsbote", der bis dahin immer treu zu ihm gehalten, zum ersten Male im Stich ließ. Wohl veröffentlichte er Stoeckers Darstellung der Sache, ließ aber auch die Beschönigungen der Gegner ohne Kommentar folgen, so daß die „Kreuzzeitung" folgendes bemerkte:

„Wir wissen nicht, ob der „Reichsbote" mit dieser ohne Widerspruch aufgenommenen angeblichen Berichtigung seinerseits eine Lossagung von Stoecker hat vollziehen wollen; daß es im Lande so verstanden werden wird, ist zweifellos. Die einzige Tatsache, daß Graf Zieten-Schwerin, der von der Mittelpartei und dem abtrünnigen Teil der positiv-unierten Gruppe gegen Stoecker in den General-Synodalvorstand gewählt worden ist, aus diesem Verhalten seiner bisherigen Gruppengenossen Veranlassung genommen hat, mit Stoecker zugleich aus der Gruppe auszuscheiden, hätte doch dem „Reichsboten" Beweis genug dafür sein können, daß die ihm zugesandte Mitteilung unhaltbar oder tendenziös ist."

Daraufhin korrigierte sich dann der „Reichsbote" und gab folgende zutreffende Darlegung:

„Da Stoecker bisher nicht dem Generalsynodal-Vorstande angehört hatte, so hätte seine Fraktion, wenn sie dies nach der Lage der Dinge im Interesse

der Kirche für richtig hielt, ihn überhaupt nicht aufzustellen brauchen und Stoecker hätte aus Rücksicht auf diese Lage auch auf seine Wahl verzichten können — beides konnte ohne jede Verleugnung in der Sache geschehen. Anders hätte die Sache gelegen, wenn Stoecker bisher schon dem Generalsynodal-Vorstande angehört hätte. Da das aber nicht der Fall war, so lag aus der Vergangenheit nichts vor, was ihn oder seine Parteigenossen verpflichtet hätte, ihn jetzt aufzustellen und zu wählen. Man hätte also jetzt ebenso wie bisher von seiner Wahl absehen und ein anderes Mitglied der Gruppe aufstellen und wählen können, wie man das ja auch nachträglich getan hat. — Wenn man aber Stoecker in einer Fraktionssitzung als Kandidaten aufstellte, ihn auch der konfessionellen Fraktion als solchen vorschlug, und diese ihn akzeptierte, so mußte man, da er nun der Kandidat der Rechten war, auch an ihm festhalten, einerlei, ob in jener Sitzung, die doch immerhin eine offizielle war, viele oder wenige Mitglieder der Gruppe vorhanden waren. Die Frage, ob man diese Abstimmung für bindend halte oder nicht, hätte man nicht stellen sollen, nachdem die Abstimmung geschehen war, und sie doch den Zweck hatte, eine offizielle Kandidatur aufzustellen. Traten nach dieser Abstimmung Verhältnisse ein, welche es nicht ratsam erscheinen ließen, an dieser Kandidatur festzuhalten, so hätte man eine neue Fraktionssitzung berufen und unter Darlegung des Sachverhalts eine Revision des ersten Beschlusses beantragen sollen, um dann eventuell eine andere Kandidatur aufzustellen und solche auch der befreundeten konfessionellen Fraktion mitteilen sollen. Aber an der Kandidatur Stoeckers offiziell festhalten und sie dann bei der Wahl durchfallen lassen, das können wir nicht für richtig halten."

Diese Kritik eines Verhaltens, das bei einigen schwächliches Umfallen und Disziplinlosigkeit, bei anderen Verräterei war, ist sehr milde, aber sachlich klar und treffend. Daher war es auch unvermeidlich, daß Stoecker aus Gründen der Ehre sofort seinen Austritt aus der Positiven Union erklärte. Graf Zieten-Schwerin folgte, weil er nicht den Schein auf sich laden wollte, als habe er mit den geheimen Machenschaften zum Sturze Stoeckers etwas zu tun gehabt. Andere schlossen sich an. Die „N. Ev. K.-Ztg." erklärte:

„Man sagte zur Entschuldigung, es habe sich nicht um Prinzipien, sondern nur um die Person gehandelt. Daß es sich um das größte Prinzip, die Unabhängigkeit der Gruppe von unberechtigten Einflüssen handle, vergaß man, und daß der Charakter noch mehr ist als das Prinzip, vergaß man auch. Einige zürnten sogar; sie meinten, Stoecker hätte verzichten müssen, um den Schaden zu verhüten. Aber es ist doch unbillig von jemand, der zwanzig Jahre für die Befreiung der Kirche von unberechtigten Einflüssen gekämpft hat, zu verlangen, daß er durch einen Verzicht dieser Art das Recht solcher Einflüsse anerkennen solle. Eine Niederlage ist immer besser als Fahnenflucht.

Daß Stoecker einer Gruppe nicht ferner angehören kann, welche ihn dermaßen im Stich gelassen und ihre Zuverlässigkeit so stark in Zweifel gestellt hat, versteht sich von selbst. In einer Sitzung derselben, die während der weiteren Wahl anberaumt wurde, erklärte er sofort seinen Austritt. Mit ihm

zugleich trat Graf Zieten-Schwerin aus, der Erwählte der Gruppe; auch ihn hatte die Illoyalität verletzt. Andere folgten. Man hatte es vorausgesagt, daß die geplante Taktik die Gruppe sprengen würde. Darauf war die Antwort erfolgt: Besser, daß die Gruppe auseinandergeht, als daß Stoecker gewählt wird."

Sogar das Organ der Kirchlich-Liberalen, die „Christliche Welt", verurteilte das gegen Stoecker geübte Verfahren:

„Die Nichtwahl Stoeckers in den Generalsynodal-Vorstand bildete den sensationellen Schluß der sonst im allgemeinen so friedlich verlaufenen preußischen Generalsynode. Wäre Stoecker nicht gewählt, von seinen Fraktionsgenossen nicht vorgeschlagen worden, so wäre das auffallend genug, wir würden dessen aber hier keine Erwähnung tun. Das Unglaubliche ist aber dies, daß ihn seine eigene Fraktion, nachdem sie ihn erst durch Mehrheitsbeschluß auf die Kandidatenliste gesetzt, bei der Wahl selbst in ihrer Mehrheit hat fallen lassen. Dem Hofe zuliebe, oder aus wer weiß was für Rücksichten sonst. Die Fraktion der Positivunierten hat damit ein beklagenswertes Schauspiel der Charakterschwäche gegeben und jedenfalls das moralische Recht, für „Freiheit und Selbständigkeit" der Kirche einzutreten, sich für alle Zukunft arg verkümmert. Man mag zu Stoecker und zu der positivunierten Partei stehen, wie man will, den gezeichneten Vorfall kann man nur beklagen. Er wirft ein schlimmes Licht auf Männer, die man gern achten möchte, und schädigt das Ansehen der gesamten preußischen Kirchenvertretung."

Der treue Cremer-Greifswald schrieb: „Sofort nach meiner Rückkehr habe ich Schultze meinen Austritt aus der Fraktion angezeigt und die Erklärung abgegeben, daß ich von der wider meinen Willen auf mich gefallenen Wahl zum Synodalrat keinen Gebrauch zu machen beabsichtige. Gott sei mit Dir und helfe uns allen, die rechten Wege finden."

Weber-M.-Gladbach: „Nachdem ich Deine Erklärung in der „D. Ev. K.-Ztg." gelesen, habe ich meinen Antrag zurückgezogen und den Austritt erklärt. Ich habe zugleich ein kurzes Zirkular entworfen, um unsere Freunde in Rheinland und Westfalen für die neue kirchliche Gruppe zu werben."

Professor Kähler-Halle schrieb von der Positiven Union: „Du weißt, daß ich den Byzantinismus bei uns immer für eine Krankheit gehalten habe, die nur so lange und so weit nicht zum Ausbruch kam, als auf der anderen Seite nicht gereizt wurde."

Warneck, damals noch in Rothenschirmbach, schrieb: „Ich habe das ganze Parteiwesen mit seinen Kulissengeheimnissen und den Intriguen der Macher gründlich satt .... was nicht allein mich, sondern auch andere Gruppengenossen so entrüstet

hat, das ist die Heimlichkeit gewesen, mit welcher die Wahlangelegenheit behandelt worden ist ... Was noch weiter stutzig macht, das ist die Parole: Stärkung des Summepiskopats. Ich verstehe nicht, wie man dabei noch von Selbständigkeit der Kirche als Parteiloſung reden kann..." — Pfarrer Bonnet schrieb aus Stücken, er habe am 11. Dezember — Stoeckers Geburtstag — mehr als sonst seiner gedacht, „weil Sie in der Generalsynode unerhört Schmerzliches erfahren mußten. Die Abtrünnigen richten sich selbst .... Gott schenke unserer Kirche Männer." — Der alte, derbe Major Scheibert von der „Kreuzzeitung" schrieb: „Wohin schiffen wir, wenn Schusterei und Streberei alles durchfressen? ... Selten ist solche Schmach erlebt worden. Gott schirme Sie." Viele Briefe sind auf die Bitte gestimmt, Stoecker möge sich nicht verbittern lassen; andere ermuntern zum unbeirrten Ausharren.

Besonders beachtenswert ist, was Professor Zorn in Königsberg schreibt: er sei „indigniert" über die Vorgänge und zweifle, ob er je wieder sein Studierzimmer mit dem Sitzungssaal vertauschen werde. „Aber ein Eindruck ist mir ein mächtiger und schöner gewesen und geblieben: das sind Sie, verehrter Herr Hofprediger. Ich habe sachliche und taktische Differenzpunkte mit Ihnen. Aber ein Doppeltes fesselt mich innerlich warm und stark an Sie: nicht die geistigen Gaben und das herrliche Rednertalent, das Ihnen Gott gegeben hat; sondern einmal die herrliche Empfindung, daß Sie ein Mann sind mitten in der öden Herde von Sklaven, und zweitens, daß Sie aus Ihrem Herzen heraus das Herz des Volkes finden und ergreifen.

Für mich möchte ich nie eine Beziehung zu den maßgebenden Autoritäten in Staat und Kirche wünschen, ich tauge dazu nicht; für Sie bitte ich Gott um die Wiederherstellung dieser Beziehung, damit Ihre gewaltige persönliche Kraft um so segensreicher im Dienste der sittlichen Mächte des Volkslebens wirken könne und damit Ihr großes Wirken frei sei von kleinen Hindernissen. Das ist mein sehnlichster Wunsch, und darum möchte ich Sie so gerne bitten: falls Ihnen eine Wiedervereinigung mit den Autoritäten in Staat und Kirche nicht als überhaupt ausgeschlossen erscheint, denken Sie an die große Aufgabe und geben Sie

um dieser großen Aufgabe willen, die Ihnen gestellt ist, in den Gegensätzen, die sich entwickelt haben, lieber ein wenig nach, als daß Sie dieselben verschärfen.

Mit tiefer Bewegung denke ich immer noch an die Rede, mit welcher Sie die Synode schlossen: wie groß und herrlich war dieses Werk des Geistes und der Kraft gegenüber den elenden Intriguen und Kleinigkeiten der vorangegangenen Wahl.

Und mit dem Danke dafür, daß Sie in dieser Rede und besonders auch Ihrer Totenfest-Predigt mein Herz so tief bewegt haben und mit dem Gebete, daß Gott der Herr Sie seine Wege und nur seine Wege ganz allein führen möge, schließe ich diesen Brief. Gott der Herr mache Sie immer mehr und ganz allein zu einem auserwählten Rüstzeug seines heiligen Willens.

In aufrichtiger hoher Verehrung grüßt Sie herzlich

Ihr dankbarer

Prof. Zorn."

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Brief für Stoecker mitbestimmend gewesen ist, einzulenken, und nicht eine völlig neue Partei zu gründen, die Partei „Stoecker sans phrase", zu der er von vielen Seiten ermutigt wurde, sondern sich mit einer Reorganisation der alten Partei zu begnügen.

In diesem Sinne verlief eine am 29. Dezember in Berlin zusammengetretene Versammlung vormaliger Mitglieder der Positiven Union. 76 Teilnehmer waren aus allen Gegenden der Monarchie gekommen. Man beriet eine Ergänzung des Programms von 1876. Es wurde eine aus folgenden sieben Mitgliedern: Konsistorialrat Mathis, Superintendent Pfeiffer, Hofprediger a. D. Stoecker, General der Infanterie von Strubberg, Minister des Königlichen Hauses von Wedell und dem Oberverwaltungsgerichtsrat Hahn bestehende Kommission erwählt mit der Aufgabe, eine Reihe von eingegangenen Anträgen einer weiteren Beratung zu unterziehen, das Ergebnis an die Provinzialvorstände der Gruppe behufs weiterer gutachtlicher Aeußerung zu übersenden und im Laufe des April 1892 anderweit eine Versammlung der gesamten Gruppe nach Berlin einzuberufen, welche definitiv über die Ergänzung des Programms

und etwaige Aenderungen in der Organisation der Gruppe beschließen solle.

Die gewählte Kommission hat sich dann dahin verständigt, die nachbezeichneten Sätze zur Annahme zu empfehlen:

„Wir halten fest an dem Programm der Freunde der positiven Union vom Jahre 1876, aber wir erachten für notwendig, den Aufgaben gegenüber Stellung zu nehmen, welche die fortschreitende Entwicklung unserer Zeit der evangelischen Kirche stellt. Wir haben uns deshalb über folgende Zusätze zu jenem Programm geeinigt:

I. Um die weiten der Kirche entfremdeten Kreise für Christum, den Herrn der Kirche, zurückzugewinnen und unserem Volke im Kampfe mit den Gegnern des evangelischen Glaubens die Güter der Reformation zu erhalten, bedarf es

1. einer stärkeren Darstellung der Kirche als eines Hortes der reformatorischen Bekenntnisse und einer Gemeinschaft des lebendigen Glaubens;
2. einer kräftigeren Ausgestaltung der Gemeinden zu einem wirksamen Organismus, in welchem Pfarramt und Gemeindeglieder in gemeinschaftlicher Arbeit an dem Reiche Gottes dienen;
3. eines starken Eintretens der Kirche für die Durchdringung des gesamten öffentlichen Lebens mit den Kräften des Evangeliums, wozu die kirchliche Selbständigkeit unerläßliche Vorbedingung ist.

II. Insbesondere halten wir dafür, daß die in unserem Programm — Punkt 5 — erstrebte Gestaltung des landesherrlichen Kirchenregiments noch aussteht und daß neben der Lösung desselben von der staatlichen Gebundenheit auch die Verstärkung der synodalen Befugnisse notwendig ist.

III. In Uebereinstimmung mit unseren Bekenntnisschriften, welche die Vermengung des weltlichen und geistlichen Regiments grundsätzlich verwerfen, aber Verfassungsformen nicht für fundamental halten, sehen auch wir in den letzteren lediglich Mittel zur Förderung eines gesunden kirchlichen Lebens, das seine wahre Kraft im Heiligen Geiste hat.

IV. Die Forderung, daß die synodalen Organe bei der Besetzung der kirchenregimentlichen Aemter aller Stufen berücksichtigt werden, stellen wir von neuem und erstreben überhaupt für die Beschlüsse der Generalsynode eine wirksame Geltung."

Am 22. April 1892 fand die geplante Versammlung statt, und stimmte den empfohlenen Thesen in kaum veränderter Fassung zu. Stoecker gab in der „N. Ev. K.-Ztg." einige Erläuterungen, in denen es heißt:

. . . . „Unsere Kirche hat schon jetzt weite Schichten des Bürgertums und des Arbeiterstandes verloren; sie kann aber ohne die Kräfte dieser beiden Bevölkerungskreise nicht leben und muß daher an Wiedereroberung denken. Daß sie aber so, wie sie ist, abhängig vom Staat und der weltlichen Obrigkeit, keine Siege erfechten kann, ist klar. Weder der Liberalismus, noch der Radikalismus, weder die politische, noch die soziale Demokratie werden innerlich einer Kirche zustimmen können, die vom Staat beherrscht wird. —— Die kindlichen Illusionen, welche auf der Generalsynode gehegt und gepflegt wurden, daß

wir am Beginn einer großen kirchlichen Epoche stünden, sind schnell zu Wasser geworden. Durch den wüstesten Liberalismus und sein widerchristliches Geschrei hat sich die Regierung bezwingen lassen; (gemeint ist der Sturz des Ministers Grafen Zedlitz) und von irgendwelchen Begünstigungen der bescheidensten Selbständigkeitsforderungen ist bis jetzt keine Rede. Selbst auf dem sittlichen Gebiet . . . . hat sich deutlich gezeigt, daß sich die Generalsynode in ihrer Vertrauensseligkeit gänzlich getäuscht hat. In erschütternder Weise ist klargestellt, daß die kirchlichen Gruppen nichts Törichteres tun können, als wenn sie sich in der Geltendmachung ihrer Grundsätze und Forderungen durch Einflüsse von oben wankend machen lassen. Hoffentlich ist damit eine Kirchenpolitik der Leisetreterei für immer vorbei." — „An den reformatorischen Grundsatz, daß weltliches und geistliches Regiment unvermengt bleiben soll, muß in einer Zeit erinnert werden, wo man gern die schriftwidrige Beherrschung der Kirche durch das weltliche Regiment für heilsam erklärt, aber den berechtigten Einfluß des kirchlichen Geistes auf das öffentliche Leben als Verquickung von Politik und Religion denunziert."

Um einer neuen Kompromittierung der Fraktion durch abhängige Personen vorzubeugen, wurde beschlossen, daß Mitglieder kirchenregimentlicher Behörden nur als Hospitanten beitreten dürften — war doch bekannt, daß von zehn Generalsuperintendenten nur einer dem Druck widerstanden hatte, der zuungunsten Stoeckers ausgeübt war. Neun waren umgefallen.

Manche bedeutende Mitglieder der Gruppe betrachteten sich übrigens gleichwohl als für immer ausgeschieden.

III.

Stoecker und Witte.

Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu schaffen, und wo immer trojanische Helden kämpfen, wird sich auch ein Thersites finden, der schließlich keinen anderen Zweck hat, als der Welt zu zeigen, wie sich die Kleinheit neben der Größe ausnimmt.

Wie immer man über Stoecker urteilen und welche Fehler und Mißgriffe er gemacht haben möge — auch der ehrliche Feind wird und muß zugeben, daß er ein Mann der großen Gedanken und der hohen Ideale war. Was ihn bewog, sich ins öffentliche Leben hineinzuwerfen, war der christlich-soziale Ideenkreis, der Drang, die unchristliche und unsoziale Ideenwelt des Umsturzes, religiös und wirtschaftlich zu überwinden. Seine Kraft lag darin, daß er völlig selbstlos dieser Sache diente — Ruhmsucht, Geldgeiz und andere niedere Motive lagen ihm durchaus fern. Wo es nötig war, wo es sich um Großes, Grundsätzliches handelte, ging Stoecker keinem Kampf aus dem Wege. Er stellte sich jedem. Er hat vielleicht auch diesen und jenen Kampf unnötig verschärft. Aber kleinliches, persönliches, subalternes Gezänk über Dinge, die des Kampfes nicht wert waren, hat er nicht gesucht, sondern gemieden. Wurde er in dergleichen wider Willen hineingezogen, so fügte er sich nur dem Unausweichlichen.

Kaum irgend etwas ist ihm darum so schwer geworden, wie der Umstand, daß ihm auf seinem Wege ein Mann begegnete bezw. immer wieder seinen Pfad als Gegner kreuzte, bei dem man vergeblich nach irgendeinem idealen Gesichtspunkt sucht, nach einem sachlichen Motiv. Witte war kirchlich positiv, Stoecker auch; Witte war konservativ, Stoecker auch; Witte war sogar

christlich-sozial, Stoecker auch. Nirgends ein Grund zu Differenzen. So wünschte Stoecker gar nichts, als von Witte in Ruhe gelassen zu werden. Aber gerade dies eine war nicht zu erreichen. Gekränkter Ehrgeiz, hämische Streitsucht, hatten Witte früher in ein Meer von elenden Zänkereien mit anderen Menschen hineingetrieben, und trieben ihn nun immer wieder an, gegen Stoecker vorzugehen. Es ist beschämend für einen evangelischen Christen, das Leben Wittes zu perlustrieren, beschämend, daß es jemals einen Geistlichen unserer Konfession gegeben hat, der so wenig erfaßt hatte, was das Amt eines Dieners Jesu Christi bedeutet und wozu es verpflichtet. Und doch gelang es diesem Menschen, dem vermeintlichen Gegner Stoecker zehn oder mehr Jahre seines Lebens zu trüben und zu verbittern, und mit Hilfe der ungeheuren Lügenmacht der Presse bei Millionen im Deutschen Reiche den Glauben zu erwecken, daß Stoecker ihn mit Haß und Nachstellungen verfolge, während Stoecker sich tatsächlich vom ersten Augenblick seiner Berührungen mit Witte bis zum letzten in der Defensive befunden und nur die Angriffe dieses verbissenen Mannes notgedrungen abgewehrt hat.

Wer war Pastor Witte?

Witte hatte als Pfarrer in Berlin an der Elisabethkirche begonnen. Schon hier sind die Spuren seiner Tätigkeit Zank und Streit. Am 7. Januar 1876, also zu einer Zeit, wo Stoecker öffentlich noch gar nicht aufgetreten war, war Witte bereits disziplinarisch von den Geschäften und Sitzungen des Gemeindekirchenrats entbunden. Das Konsistorium mußte an den Kultusminister Falk berichten, „daß seine Verbitterung ihm den klaren Blick geraubt, und ihn in eine psychologisch krankhafte Stimmung, eine Art von Verfolgungswahn" versetzte, die jede Versöhnlichkeit ausgeschlossen habe. Es wird bezeugt, daß der milde und freundliche Pfarrer Quandt gelegentlich Tränen geweint habe über Wittes Streitsucht. Dann wurde Witte an die Golgatha-Gemeinde berufen. Hatte bereits in Elisabeth die Zänkerei geblüht, so nahm sie in Golgatha geradezu phantastische Formen an. Die Sitzungen der Gemeindekörperschaften arteten in Schlachten aus und gediehen an die Grenze der Tätlichkeiten, weit Wit te eine Willkürherrschaft aufrichtete, der sich schließlich niemand mehr fügen wollte. Viel Streit entstand daraus, daß er in die Sitzungen der Gemeinde-

körperschaften das Protokoll der bevorstehenden Sitzung schon fertig mitbrachte und nun den Gang der Verhandlung an dem fertigen Protokoll zu orientieren suchte.

Obschon selbst „positiv", war Witte mit den Positiven seiner Gemeinde so verfeindet, daß man ihn am 22. Oktober 1891 aus einer Versammlung derselben hinauswarf, als er einzudringen versuchte. Die Verurteilung des streitsüchtigen Mannes war allgemein. Ein Dr. Busse teilte in dieser Versammlung mit, daß z. B. Witte seinem Diakonus Hirsch einen angemessenen Wirkungskreis vorenthalte, ihm fast alle Konfirmanden nehme und sogar der Gründung eines Jünglingsvereins widerspreche. Rechtsanwalt Lattermann, Mitglied der Gemeindevertretung, erklärte: „Die Handhabung der parlamentarischen Regeln in den Gemeindeorganen kann so nicht fortgehen. Pastor Witte war bisher gleichzeitig Leiter, Referent, Korreferent und Protokollführer. Als jüngst der Etat beraten wurde, verwendete der Vorsitzende Pastor Witte als Referent drei Viertel der ganzen Zeit in heftiger Weise auf die Frage seines eigenen Gehaltes, ein Viertel auf sämtliche übrigen Angelegenheiten. Unter der Rubrik „Geschäftliche Mitteilungen" habe ich fast nichts anderes gehört als persönliche Angriffe des Vorsitzenden auf andere. Er stellt seine Person unausgesetzt in den Vordergrund und verherrlicht sie nach allen Regeln der Kunst."

So war es kein Wunder, daß Witte in seiner Golgatha-Gemeinde schließlich der Boden unter den Füßen brannte und ihm ein Wechsel erwünscht schien. Als in Moabit eine Pfarrstelle frei wurde, bemühte er sich darum, und suchte auf der positiven Seite besonders den Lithographen Tischendörfer zu gewinnen. Wittes Vertrauensmann, ein Herr B., versprach Herrn Tischendörfer, daß Witte ihm durch seinen Einfluß die Buchbinderarbeiten des Konsistoriums verschaffen werde, wenn er eine Anzahl positiver Stimmen für Witte mobil mache. Die liberalen Stimmen, so erklärte der Vertrauensmann, würde Pastor Witte gewiß dadurch gewinnen, daß er den Herren der Linken einen in seinem Besitz befindlichen Briefwechsel zwischen Stoecker und Grüneberg auslieferte. (Beiläufig sei schon hier bemerkt, daß Grüneberg diese angeblichen Briefe Stoeckers selbst fabriziert hatte.) Außerdem erbot sich Frau Witte, Frau

Tischendörfer am 1. Oktober 1888 500 Mark einzuhändigen, wenn Witte bis dahin Pfarrer in Moabit geworden. Tischendörfer lehnte ab, und schrieb am 18. August an Witte: „Nachdem Sie mir geschäftliche und pekuniäre Vorteile versprochen und das Angebot machen ließen, ich solle Ihre Wahl mit Hilfe der Gegner herbeiführen, war ich durch mein Gewissen genötigt, Ihre Person fallen zu lassen."

Wenn es darauf ankam, sprach Witte auch bewußt die Unwahrheit. Der Postsekretär Henning, Mitglied des Gemeindekirchenrats von Golgatha und der Kreis- und Stadtsynode, bekundete am 30. November 1896 eidlich, daß Witte ihm selbst mitgeteilt, wie er bei einer Unterredung seiner Frau mit dem Chefredakteur der „Kreuzzeitung" hinter der Tür gehorcht und daß er dieses Horchen später abgeleugnet habe. Schließlich wurden seine unablässigen Händel den kirchlichen Behörden zu arg, seine Personalakten schwollen an auf Tausende von Bogen. Da riß der Behörde die Geduld. Man untersuchte seinen Geisteszustand und er wurde wegen Querulantenwahnsinns seines Amtes enthoben. Witte focht diese Entscheidung auf Grund ärztlicher Zeugnisse mit Erfolg an und sie wurde aufgehoben. Aber nun schritt der Oberkirchenrat ein, und die Amtsenthebung wurde nun lediglich mit dem den Anforderungen des geistlichen Standes nicht entsprechenden Verhalten Wittes begründet. Es heißt in der amtlichen Entscheidung wörtlich, daß sich „Pastor Witte durch seine zu Gehässigkeiten, zu Beleidigungen und Verdächtigungen neigende Gesinnung der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens unwürdig gezeigt habe, welche sein Beruf erfordert."

Das war Witte!

Derselbe Witte, den die liberale Presse nur deshalb durch anderthalb Jahrzehnte zum Märtyrer einer großen Sache hinauflobte, weil er ein Gegner Stoeckers war, weil man Stoecker dadurch schädigen zu können hoffte, daß man Witte als ein von dem unbarmherzigen Hofprediger verfolgtes und gehetztes Edelwild hinstellte.

Noch schlimmer aber war Wittes Bundesgenosse, der Schneider Grüneberg. Wer war Grüneberg?

Als Stoecker 1878 die christlich-soziale Arbeiterpartei gründete, meldete sich bei ihm, vom Missionsdirektor Wangemann geschickt, ein junger Mann von einnehmendem, gefälligem Wesen. Wangemann empfahl den Grüneberg; er sei Sozialdemokrat gewesen, habe sich aber bekehrt und wolle nun das Gute. Das war für jene Zeit auch ohne Zweifel richtig. Grüneberg hatte damals eine aufrichtige Umkehr vollzogen, war den christlich-sozialen Ideen zugefallen, und wollte in ihrem Sinn die Sozialdemokratie bekämpfen. Stoecker besprach sich mit ihm und stellte ihn dann als Sekretär der neuen Partei an. Er hatte die Mitgliederliste zu führen, die Versammlungen vorzubereiten und sollte gelegentlich in den Versammlungen ein Zeugnis ablegen.

Aber binnen kürzester Frist stellte sich heraus, daß er der Stellung weder seiner Bildung, noch seinem Charakter nach gewachsen war. Als Redner leistete er so Geringes, daß er der Sache mehr schadete, als nutzte, und von Charakter war er so herrschsüchtig und unverträglich, daß es niemand neben ihm aushielt. Schon während der Wahl von 1878 begann er Hintertürenpolitik zu treiben, schrieb sich die Mitgliederliste ab, um eine eigene Partei zu gründen und ein Reichstagsmandat zu erwerben. So mußte er unmittelbar nach der Wahl von 1878 entlassen werden. Stoecker bot ihm an, daß er ihn auf seine Kosten in einer Bruder-Anstalt ausbilden lassen wolle, um ihn geistig — er war sehr ungebildet — und geistlich zu fördern. Aber Grüneberg zog eine anfänglich zu Stoeckers Freude gegebene Zusage später ohne anderen Grund zurück, als den, daß er nicht wolle.

So kehrte er zum Schneiderhandwerk zurück und arbeitete für Konfektionsgeschäfte. Der Verdienst war knapp, die Geldnot wurde chronisch. Vom Frühjahr 1879 liegt eine Korrespondenz zwischen dem Baron Moritz Ungern-Sternberg und Stoecker vor, aus der hervorgeht, daß Grüneberg unterstützt wurde, weil er am 1. Januar die Miete nicht hatte zahlen können.

Einige Jahre verhielt der Mann sich nun still. Als aber im Jahre 1885 der Kampf der Juden gegen Stoecker scharfe Formen annahm, und die Publikation von Briefen Stoeckers begann, wurde es ihm klar, daß mit einigen Briefen Stoeckers, die er besaß, ein Geschäft zu machen sei. Er verkaufte sie für

30 Mark an die demokratisch-jüdische „Volkszeitung", die sie veröffentlichte. Aus den Briefen, insoweit sie echte Bruchteile enthalten, geht nichts anderes hervor, als daß Grüneberg in der kurzen Zeit seiner christlich-sozialen Laufbahn Stoecker viel Not gemacht hat. Augenscheinlich sind aber schon mit diesen ersten Briefen Veränderungen vorgenommen, Zusätze gemacht. Dies bei Stellen, die Stoecker ihrem Inhalt nach gar nicht geschrieben haben kann, anzunehmen, ist man berechtigt, da Grüneberg kurze Zeit später eine förmliche Fabrik von eigenen und Stoeckerschen Briefen anlegte, für die er bei den Juden und bei Witte blankes Gold und Silber einstrich. Zum Beispiel verkaufte Grüneberg an Witte den folgenden (von Witte veröffentlichten) Brief, den er an Stoecker geschrieben haben wollte:

„Berlin, den 3. Februar 1889.

Herrn Hofprediger Stoecker!

Diene hiermit ergebenst zur Kenntnis, da eine Einigung unsererseits doch nicht zustande kommt, so halte ich alle Korrespondenz für überflüssig und erkläre hiermit, daß ich weder persönlich, noch schriftlich mit Ihnen nichts mehr zu tun haben will. E. Grüneberg."

Dieser Brief ist vom ersten bis zum letzten Wort freie Erfindung. Das beweist das Datum, hinsichtlich dessen der Fälscher allzu sorglos verfahren war. In Wahrheit hatte er am 3. Februar 1889 an Stoecker einen noch im Original vorhandenen Brief geschrieben, der mit den Worten beginnt: „Vorerst meinen Dank für Ihr freundliches Entgegenkommen," und schließt mit dem Satz: „Der treue, gewaltige Gott möge Sie stärken und alle Ihre Feinde zum Schemel Ihrer Füße legen."

Den größten Schurkenstreich übte aber Grüneberg mit der Verdächtigung Stoeckers, daß dieser ihn (Grüneberg) 1878 beauftragt habe, Witte öffentlich anzugreifen. In Wahrheit war die Sache umgekehrt gewesen. In den Frühling 1878 fielen die Attentate. Im Sommer fanden die Neuwahlen zum Reichstage statt. In Berlin stellte die junge christlich-soziale Arbeiterpartei in drei Kreisen Kandidaten auf, während sie in den drei anderen den Konservativen das Feld überließ; gegenseitige Unterstützung war dabei ausgemacht. Nur in dem 6. Wahl-

kreise, in dem Stoecker selbst kandidierte, tauchte eine konservative Konkurrenz auf, der Fabrikant Hoppe, empfohlen durch — Pastor Witte. Es war das eine echt Wittesche tückische Quertreiberei, ein Angriff Wittes auf Stoecker, dem er seine Erfolge mißgönnte. Natürlich ist diese Sache im Stoeckerschen Kreise mit Unwillen besprochen und dabei auch wohl die Tatsache erwähnt worden, daß Witte sich bemüht hatte, einem jüdischen Kommerzienrat Orden oder Titel zu verschaffen und daß man ihn mit dieser Ordenssache bekämpfen könne. Tatsächlich bekämpft worden ist er nicht. Wäre es geschehen, so müßte die Sache unter dem Gesichtspunkt beurteilt werden, daß Wittes Vorgehen einen Vertragsbruch bedeutete, der schon um der Sache willen nicht unwidersprochen bleiben durfte. Aber, wie gesagt, geschehen ist nichts. Wie die an sich unerhebliche Besprechung wirklich verlaufen war, wußte niemand mehr genau, da sieben bewegte Jahre zwischen dem angeblichen Vorgang und der Grünebergschen Enthüllung lagen. Stoecker gab ein Gespräch über die Sache als möglich zu, bestritt aber, daß er Grüneberg einen Auftrag gegeben habe. Das wird durch den Umstand bestätigt, daß Grüneberg sich auch hier festlog. Denn zuerst schrieb er von Stoecker: „Er setzte es mir auseinander, daß Pastor Witte sich damit abgäbe" usw. Später aber hatte er vergessen, daß er von mündlicher Auseinandersetzung gesprochen, und der Auftrag sollte in einem Brief erteilt sein, der aber immer nur in „Abschrift", nie im Original produziert wurde. Morgenrede und Abendrede stimmen also auch hier bei Grüneberg nicht überein.

Die ganze ungeheuer verwirrte und komplizierte Geschichte der Witte-Stoeckerschen Händel hier eingehend darzustellen, verbietet der Raum. Die Hauptpunkte sind folgende:

In dem Artikel der „Freien Zeitung", der den Prozeß Bäcker herbeiführte, waren auch die Grünebergschen „Enthüllungen" verwertet, speziell der angebliche Auftrag Stoeckers an Grüneberg, Witte zu bekämpfen. Auf den 9. Juni 1885 war Termin angesetzt. Am 22. April, noch ehe irgendeine Zeugenladung erfolgt war, schrieb Stoecker (die feindselige Stimmung Wittes gegen sich leider ganz unterschätzend) einen Brief an diesen, der folgende Sätze enthält:

„Berlin, den 22. April 1885.

„Lieber Herr Bruder!

Vielleicht ist Ihnen während der letzten Wahlperiode ein Exemplar der Grünebergschen Enthüllungen vor die Augen gekommen, in denen auch Sie erwähnt werden. Die Sache ist folgende:

Im Jahre 1876 oder 1877 kam eines Tages der verstorbene Herr v. Wedell zu mir und forderte mich auf, ein von Ihnen befürwortetes Gesuch um Verleihung des Titels eines Geh. Kommerzienrats an den verstorbenen Cäsar Wollheim mitzuunterzeichnen, was ich natürlich ablehnte.

Grüneberg erzählt nun, ich hätte ihn aufgefordert, in einer öffentlichen Versammlung bei den Wahlen von 1878 dies zu Ihrer Bekämpfung und zur Beseitigung der Kandidatur Hoppe auszusprechen.

Dies ist natürlich unwahr. Aber wohl ist es möglich, daß ich gesagt habe, — ich hielt ja damals Grüneberg für einen zuverlässigen Menschen —, wenn Sie die Kandidatur Hoppe gegen mich ausspielten, sei ich in der Lage, Sie mit der Veröffentlichung der obigen Geschichte zu bekämpfen.

Uebrigens wußte ich es damals nur aus dem Munde Grünebergs, daß ich von Ihnen bekämpft und durch Hoppe beseitigt werden sollte.

Die Sache wird unter vielem andern binnen kurzem zur Sprache kommen. Ich hoffe, daß sie weiter kein Aufsehen machen wird. Bitte, schreiben Sie mir doch, wie in Ihrer Erinnerung die Wollheimsche Angelegenheit sich darstellt. Vielleicht läßt sich dadurch vermeiden, daß Sie als Zeuge zitiert werden.

Herzlich grüßend Ihr Stoecker."

Witte antwortete:

„Berlin, 24. April 1885.

Hochwürdiger Herr Hofprediger!

Da, wie Ew. Hochwürden dies auch in Ihrem geehrten Schreiben vom 22. April bestätigen, die Möglichkeit vorliegt, daß ich in der Grünebergschen Angelegenheit als Zeuge vorgeladen werde, so erscheint es mir für mich absolut unstatthaft, mich vorher privatim in der Sache zu äußern, und bitte ich, es mir um deswillen nicht als Unfreundlichkeit auslegen zu wollen, wenn ich es zu meinem Bedauern ablehnen muß, Ihrem Wunsche zu entsprechen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ew. Hochwürden ganz ergebenster

C. Witte, Pfarrer an der St. Golgatha-Kirche."

Stoecker schrieb noch einmal am 26. April:

„Lieber Herr Bruder!

Ob Sie von Munckel und Konsorten gegen mich als Belastungszeuge vorgeladen werden, weiß ich nicht. Jedenfalls aber muß ich Sie in dem etwaigen Verhör als den einzigen Menschen, der in dieser Angelegenheit noch als Lebender Zeugnis ablegen kann, in Anspruch nehmen. Selbstverständlich muß es mir deshalb von Wert sein, zu wissen, wie jene Angelegenheit sich in Ihrer Erinnerung darstellt. Aus welchem Grunde Ihnen eine desfallsige Mitteilung unstatthaft erscheint, ist mir unvorstellbar. Ihnen, wie mir, muß es von der größten Wichtigkeit sein, daß unsere Angaben sich decken. — Ist es Ihnen unlieb, schriftlich ein Wort darüber zu äußern, so bin ich mit einer mündlichen Rücksprache auch vollkommen einverstanden und bitte Sie, falls Sie dazu geneigt sind, mir eine Stunde zu bestimmen, in der ich mit Ihnen darüber reden kann. Brüderlich grüßend Ihr Stoecker."

Witte lehnte nochmals jeden schriftlichen und mündlichen Verkehr ab — er müsse als Zeuge auch die Frage beantworten, ob jemand versucht habe, einen Einfluß auf ihn auszuüben. Daher sei jede private Aeußerung unstatthaft.

Stoecker antwortete am 28. April:

„Lieber Herr Bruder!

Es ist selbstverständlich, daß ich nicht weiter versuchen werde, Ihre wenig freundliche Stimmung in der bewußten Angelegenheit zu ändern. Nur um vor Mißdeutungen, die mir erst aus Ihrem Briefe von gestern entgegentreten, geschützt zu sein, schreibe ich Ihnen noch einige Worte. Es ist mir natürlich nicht in den Sinn gekommen, Ihre Aussagen zu beeinflussen, oder die meinigen durch Ihre Mitteilungen beeinflussen zu lassen. Unter anständigen Leuten — ich sage nicht einmal christlichen — versteht es sich ganz von selbst, daß sie daran nicht denken. Ein Oberstaatsanwalt, den ich in dieser Sache um Rat fragte, fand es übrigens ganz unbedenklich, daß ich mich über die Sache mit Ihnen in Verbindung setzte. Nun gut, es wird auch so gehen.

Brüderlich grüßend Ihr

Stoecker."

Man hat sich bei diesem Briefwechsel immer gegenwärtig zu halten, daß die Sache, über welche Stoecker sich besprechen wollte, volle sieben Jahre zurücklag.

Vor Gericht als Zeuge aufgerufen, las nun Witte eine Stelle aus einem angeblichen Briefe Stoeckers vor, ohne mitzuteilen, von wann der Brief sei. Das Gericht nahm an, er stamme aus dem Jahre 1878, mißverstand auch den Inhalt total und da stand dann neben zahllosen anderen Verkehrtheiten auch die falsche Angabe im Erkenntnis, Stoecker habe vor der Reichstagswahl 1878 an Witte einen Brief geschrieben, „in dem er ihm mitteilte, daß er ihn bekämpfen und fallen lassen würde, wenn er, Witte, bei der Aufstellung des Hoppe verharre."

Als Stoecker einige Tage später das Stenogramm des Erkenntnisses bekam, schrieb er sofort an Witte:

„Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie sofort erklärten, daß ich einen solchen Brief an Sie nicht geschrieben habe. Sollten Sie zu einer öffentlichen Erklärung keine Freudigkeit haben, so schreiben Sie mir bitte, wie die Sache steht. Ich brauche die Wahrheit zu meiner Rechtfertigung auch vor der Obrigkeit."

Witte erwiderte, er werde keine Erklärung erlassen, müsse aber bestätigen, daß er in dieser Angelegenheit tatsächlich keine Briefe aus einer anderen Zeit, als vom April 1885, habe.

Nun war Ruhe bis 1889. Da schrieb der Abgeordnete Cremer, als Verräter in jüdische Dienste getreten, seine Broschüre gegen Stoecker, und kramte neben allen den anderen Quisquilien auch die große Wollheim-Frage wieder aus. (Wollheim hieß der Kommerzienrat, dem Witte einen Orden verschaffen wollte.)

Stoecker gab am 3. Januar 1889 in der „Kreuzzeitung" eine Erklärung ab, in der es hieß:

„Wenn Herr Cremer zu dem traurigen Mittel greift, mich durch einen Teil des Erkenntnisses in dem Prozeß Bäcker zu verdächtigen, so hat er damit so wenig Glück, wie jeder andere, der diesen gewagten Weg beschreitet: Der Fall Witte, den er anführt, belastet mich nicht. Zur Beweisführung in demselben diente dem Gerichtshof die Aussage eines Zeugen und ein Brief, den ich geschrieben haben sollte. Da der Zeuge von dem Gerichtshof selbst als ein „nicht klassischer" bezeichnet worden ist, so fällt sein Zeugnis weg. Der Brief aber existiert überhaupt nur in der Phantasie des Gerichtshofes, damit werden auch für jeden Einsichtigen die allerdings sehr unfreundlichen Schlußfolgerungen hinfällig, welche der Gerichtshof an die vermeintliche Tatsache geknüpft hat."

Nun aber trat auch Witte wieder auf den Plan mit folgender Erklärung:

„Meinerseits würde ich diese Episode aus dem Prozeß Stoecker wider die „Freie Zeitung" nicht wieder mobil gemacht haben, doch da dies — ohne daß ich dazu die geringste Veranlassung gegeben — in sehr charakteristischer Weise von der anderen Seite geschehen ist, so darf ich dazu nicht schweigen.

Mit dem Vorbehalt, demnächst die Sache vollständig klar zu legen, beschränke ich mich heute auf die Erklärung, daß in dem bezeichneten Prozeß überhaupt nur von einem Schreiben die Rede gewesen ist, und zwar von dem Schreiben, von welchem ich aus Schonung gegen den Herrn Stoecker nur einen Teil verlesen habe. Dies Schreiben datiert allerdings nicht aus dem Jahre 1878, bezieht sich aber auf die Wahlvorgänge in diesem Jahre, und wird man danach den Wert der Angabe, daß dasselbe „nur in der Phantasie des Gerichtshofes existiere", ohne weiteres würdigen. Es handelt sich eben nur um Mißverständnis in der Datierung. Sonst existiert dies Schreiben mit dem angegebenen Inhalt in der Wirklichkeit und befindet sich das Original mit Zubehör in meiner Hand.

Berlin, 12. Januar 1889, N. Eichendorffstr. 1.

Carl Witte, Pfarrer an St. Golgatha."

Stoecker wußte bestimmt, daß er einen Brief dieser Art nicht geschrieben hatte. Er schickte also den Chefredakteur der

„Kreuzzeitung", Freiherrn von Hammerstein, zu Witte, daß er versuchen möge, Einsicht in den rätselhaften Brief zu bekommen. Aber das Ehepaar Witte verweigerte jede Mitteilung. Dagegen veröffentlichte Witte in einer dicken Broschüre, die er 1889 gegen Stoecker erscheinen ließ, (Mein Konflikt mit Herrn Hof- und Domprediger Stoecker, Berlin, Fontane.) folgenden Wortlaut:

„Ueber den Verlauf der gestrigen Versammlung habe ich bereits von Küster gehört, der heute morgen bei mir war. Ich ersuche Sie daher, bei der nächsten öffentlichen Versammlung nicht zu versäumen, die Angelegenheit Witte zu erörtern, damit klar werde, wie die Juden zu Titeln gelangen."

Die Sache lag zu weit zurück, als daß Stoecker gegen diese Mitteilung etwas hätte unternehmen können. Er mußte das Odium schweigend tragen.

Erst sechs Jahre später kam Licht. Ein Stoecker befreundetes Mitglied des Oberkirchenrats teilte ihm am 21. Oktober 1895 mit, daß die Behörde schon 1889 Witte veranlaßt habe, eine pfarramtlich beglaubigte Abschrift des Briefes einzureichen, und daß diese amtliche Abschrift erhebliche Abweichungen zeige von dem Wortlaut, den Witte publiziert hatte. Stoecker bemühte sich nun um Einsicht in die Akten, die ihm zugestanden wurde, und da sah denn der Brief ganz anders aus, als bei Witte. Er bestand in einem formlosen Zettel, der folgende Sätze enthielt:

„Ueber den Verlauf der gestrigen Versammlung habe ich bereits von Küster gehört, der heut Morgen bei mir war. Ich ersuche Ihn daher bei der nächste öffentlichen Versammlung nicht zu versäumen, die Angelegenheit Witte zu erörtern, damit klar werde, wie die Juden zu Titel gelangen."

Der Zettel trug das Datum des 19. August 1878.

Natürlich war der „Brief" nicht von Stoeckers, sondern von Grünebergs Hand. Die Behörde hatte Grüneberg — wie jener Brief des Freundes an Stoecker mitteilt — aufgefordert, das Original zu produzieren; dieser aber die Vorlage desselben stets unter nichtigen Vorwänden verweigert.

Nun stand es Stoecker durchaus fest, daß es sich um zwei grobe Fälschungen handle. Die erste von Grüneberg begangen, der den ganzen Brief erfunden, als er bemerkt hatte, daß der von Haß verblendete Witte begierig nach allem griff, was gegen

Stoecker verwertbar war; die zweite Fälschung, von Witte begangen, als er die orthographischen und Sprachfehler aus dem Original herauskorrigierte, um die Unmöglichkeit, daß Stoecker dergleichen geschrieben haben könne, vor der Welt zu verwischen.

Gleichwohl wandte Stoecker sich nicht sofort an die Oeffentlichkeit, sondern ließ die Sache weiter ruhen. Erst eine Besprechung des „Falles Witte" im preußischen Abgeordnetenhause am 4. März 1896, durch die er direkt provoziert wurde, gab ihm Anlaß, das Wort zu nehmen. In der „D. Ev. Kztg." vom 11. April 1896 veröffentlichte er mit Unterschrift einen Artikel „Wahrheit", in dem sich folgende Sätze finden:

„Es ist ein eigentümliches Schauspiel, welches der seit dem Jahre 1879 gegen den Herausgeber dieser Zeitung geführte Kampf darbietet. Ihn zum Lügner oder wohl gar zum Meineidigen zu stempeln, darauf gehen die Gegner mit unermüdlicher Zähigkeit aus. Nicht bloß Parteifeinde treiben dies Handwerk; auch Genossen der eigenen Richtung schließen sich den Gegnern an. Bei jenen begreift man die Verfolgung; sie ist ein Erzeugnis des Hasses. Bei diesen ist die Ursache zuweilen nicht klar. Vielleicht liegt einigen dieser Fälle eine krankhafte Nervosität zugrunde, die fast bis zum Verfolgungswahn fortschreitet, dem passiven und dem aktiven. . . . . Da ist es denn, wenn auch schmerzlich, doch heilsam, daß an einzelnen Punkten die Wahrheit zutage tritt, so daß niemand mehr daran zweifeln kann. Das ist jetzt in dem Fall Witte geschehen.

Seit sieben Jahren hat diese Angelegenheit das öffentliche Leben beschäftigt. Es galt für weite Kreise, und zwar auch positiver Richtung, für ausgemacht, daß der unglückliche Pastor Witte das Opfer persönlicher Verfolgung und amtlicher Ungerechtigkeit sei. Selbst gute Kirchenzeitungen waren durch parteiische Berichterstatter für ihn eingenommen. Daß der Herausgeber der „D. Ev. Kztg." gegen diesen Mann unbrüderlich gehandelt habe, stand vielen sonst wohlmeinenden Leuten fest; es galt als anerkannt, daß er ihn in gehässiger Weise habe angreifen lassen. Auch der Gerichtshof im Prozeß Bäcker hatte dies Urteil auf Grund unrichtiger Annahmen gefällt. Ein späteres Erkenntnis in einem anderen Prozeß hatte freilich den Irrtum des Gerichtes aufgeklärt. Aber davon nahm man keine Notiz. — Als dann, ganz ohne Zusammenhang mit diesen Ereignissen, Pastor Witte seines Amtes erst vorläufig, dann definitiv enthoben wurde, da sollte wiederum der Herausgeber der „D. Ev. Kztg." daran schuld sein. Im Inlande und Auslande war der bemitleidenswerte Mann Grund der heftigsten Anklagen gegen seine Feinde. Besonders als vor einigen Monaten eine Sammlung für ihn stattfand, erhob sich überall ein wildes Geschrei; alte und neue Unwahrheiten wurden hervorgeholt, um ihn zum Märtyrer zu machen. Selbst der Führer der Freikonservativen, Freiherr v. Zedlitz-Neukirch, und der Vorsitzende des Berliner Zweigvereins des reformierten Bundes, Abgeordneter Lückhoff, verschmähten es nicht, den Sammelruf zu zeichnen, unter Angriffen auf Hammerstein und Stoecker den Pastor Witte zu erheben und ihn gegenüber diesen Verfolgern als Ehrenmann hinzustellen. Auch im Abgeordnetenhause kam die Sache zur Sprache und wurde vom Freisinn zu einer kirchenpolitischen Aktion aufgebauscht.

Dadurch ist sie nun endlich klargestellt. Der Gemeindekirchenrat von Golgatha hat amtlich erklärt, daß Wittes Amtsenthebung mit dem Herausgeber der „D. Ev. Ktzg." nichts zu tun habe. Und weitere Enthüllungen haben den klaren Beweis geliefert, daß mit sehr unlauteren Mitteln gegen diesen gekämpft ist." . . . .

Stoecker druckt nun die beiden Versionen des Grünebergbriefes, die echte und die von Witte korrigierte, nebeneinander ab und fährt dann fort:

„Bei diesem Sachverhalt ist natürlich das Urteil, daß Pastor Witte den gefälschten Brief für echt hielt, nicht aufrecht zu halten. Der gefälschte Brief ist offenbar korrigiert, um mit dem Schein der Echtheit die öffentliche Meinung irrezuführen.

Was sollen wir dazu sagen? Wir empfinden einen tiefen Schmerz bei dem Blick auf unser öffentliches Leben. Wir sind besonders traurig, daß im Protestantismus öffentliche Gehässigkeiten unter Glaubensgenossen möglich sind, die sonst nicht vorkommen. Es ist undenkbar, daß Katholiken gegen einen Priester, daß Juden gegen einen Rabbiner so vorgingen. Nur der Mangel an Korpsgeist bei uns macht es möglich, daß unbegründete schwere Unwahrheiten mit so viel Haß verbreitet, mit so viel Leichtgläubigkeit aufgenommen werden."

Den hier erhobenen Vorwurf der Fälschung wollte Witte nicht auf sich sitzen lassen; er verklagte Stoecker wegen Beleidigung. Das Schöffengericht erklärte den Grünebergschen Brief für echt und verurteilte Stoecker am 12. November 1896 wegen verleumderischer Beleidigung zu 600 Mark Geldstrafe oder 40 Tagen Gefängnis.

Nun hatten die liberalen und jüdischen Blätter gute Tage — sie durften ungestraft Stoecker insultieren, und machten von dieser Lizenz natürlich den ausgiebigsten Gebrauch. Stoecker trug auch dies, wie er anderes hatte tragen müssen. Als er am Sonntag nach der Publikation des Erkenntnisses seine Kanzel in der Stadtmissionskirche betrat, teilte er unter lautloser Stille der Gemeinde kurz das Urteil mit. Es verstehe sich von selbst, daß, wenn er wirklich eines Vergehens schuldig und fähig wäre, wie man es ihm zur Last lege, er die Kanzel nicht wieder bestiegen haben würde. Viele Freunde waren erschienen, um durch ihr Erscheinen dem verehrten Geistlichen zu bekunden, daß das gerichtliche Erkenntnis ihnen nichts bedeute.

Stoecker konnte sich natürlich bei diesem Urteil nicht beruhigen. Die Sache kam am 29. und 30. Januar 1897 vor dem Landgericht I Berlin aufs neue zur Verhandlung.

Hier ändert sich das Urteil über das Vorhandensein des Briefes. Der Gerichtshof kann denselben nicht als vorhanden ansehen.

Für die Existenz des Briefes ist kein anderer Beweis vorhanden, als das Zeugnis Grünebergs, dem das Zeugnis Stoeckers gegenübersteht und als die Aussage der Frau Pastor Witte, welche den Brief aus einiger Entfernung gesehen und die in Rede stehende Stelle auch gelesen haben will, ihre Abschrift aber auffallenderweise nicht nach dem gelesenen Wortlaut des vermeintlich echten Briefes, sondern nach der fehlerhaften Abschrift Grünebergs gemacht hat. Grüneberg sagt in der ersten Verhandlung vom 12. November, er habe das Original des Briefes bei dem Bäckerprozeß dem (verstorbenen) Vorsitzenden Lüty gezeigt, weiter habe es niemand gesehen; er habe nie eine Abschrift von dem Briefe gemacht. Daß er den Brief der Frau Witte gezeigt habe, weiß er damals erst nicht, gibt aber dann die Möglichkeit zu, und bemerkt dann, wenn er ihr aber etwas gezeigt habe, so könne es nur das Original gewesen sein, denn er habe keine Abschrift gemacht. Und in der letzten Verhandlung am 29. Januar sagte er ausdrücklich, daß er eine Abschrift von dem Briefe gemacht habe, und zwar aus dem Gedächtnis, und daß er diese Abschrift der Frau Witte in die Hände gegeben habe.

Nun aber war von der Verteidigung Stoeckers noch ein Umstand ermittelt worden, der unwiderleglich erwies, daß Grünebergs Brief lediglich ein Produkt seiner Phantasie war. Der Fälscher hatte es auch hier wieder mit dem Datum nicht genau genommen. Er hatte aufs Geratewohl den 19. August hingeschrieben. Angestellte Nachforschung ergab aber, daß Grüneberg am 19. August schon entlassen war, also an diesem Tage keine Weisungen mehr von Stoecker empfangen konnte. Die Wahl, von der die Rede ist, war am 30. Juli beendet. Die einzige in Betracht kommende Versammlung fand am 23. Juli statt.

Das Landgericht erkannte also an, daß der Brief nicht existiere, aber es billigte Stoecker nicht den Schutz des § 193 (Wahrnehmung berechtigter Interessen) zu. Stoecker wurde

wegen einfacher Beleidigung zu 500 Mark Geldstrafe oder 50 Tagen Gefängnis verurteilt.

Natürlich konnte Stoecker sich auch mit diesem Urteil unmöglich zufrieden geben. Er war als Pastor eines des geistlichen Amtes durchaus unwürdigen Verhaltens, ja sogar des Meineids im Abgeordnetenhause öffentlich verdächtigt, und sollte nun in notgedrungener Verteidigung keine berechtigten Interessen wahrgenommen haben.

So beschäftigte die Angelegenheit die Gerichte weiter. Von dem Landgericht II Berlin wurde das auch in den folgenden Revisionen nicht mehr umgestoßene Urteil am 30. September 1897 gefällt.

Stoecker wurde völlig freigesprochen. Die Zahlung der durch die Privatklage entstandenen Kosten aller Instanzen wurde Witte auferlegt.

Die Erkenntnisgründe enthalten eine vollständige Rechtfertigung Stoeckers. Da wird zunächst festgestellt, daß Grüneberg keinen Glauben verdiene und Frau Witte getäuscht sei. Stoecker sei in der Sitzung des Abgeordnetenhauses speziell vom Abg. von Eynern so provoziert worden, daß man es als glaubhaft nachgewiesen annehmen müsse, daß der Artikel „Wahrheit" kein Angriff, sondern eine Verteidigung sei. Damit aber stelle sich der Artikel als Wahrnehmung berechtigter Interessen dar.

„Der Angeklagte hat auch, nach Ansicht des Berufungsgerichts, die in diesen Artikeln enthaltenen Behauptungen in dem Glauben an ihre Richtigkeit aufgestellt und muß auch der objektiv beleidigende Passus:

„Bei diesem Sachverhalt ist natürlich das Urteil, daß Pastor Witte den gefälschten Brief für echt hielt, nicht mehr aufrechtzuerhalten. Der gefälschte Brief ist offenbar korrigiert, um mit dem Schein der Echtheit die öffentliche Meinung irrezuführen."

als zur Ausführung von Rechten bestimmt dem § 193 cit. unterliegen. Denn nach der Sachlage konnte der Angeklagte annehmen, daß der Privatkläger diesen Brief für gefälscht halten mußte, auch berechtigte ihn die vom Privatkläger geständlich vorgenommene Korrektur des Briefes zu dem Schluß, daß die Korrektur erfolgt sei, um den Brief als echt erscheinen zu lassen. Einen anderen Zweck kann tatsächlich der Privatkläger mit dieser Korrektur nicht verfolgt haben, da der Brief mit den sinnentstellenden Fehlern, mit denen ihn Frau Witte abgeschrieben hatte, schwerlich als ein vom Angeklagten herrührender Brief angesehen wäre. Nur der Schlußsatz, daß Privatkläger mit dieser Korrektur beabsichtigt habe, mit dem Schein der Echtheit die öffentliche Meinung irrezuführen, enthält einen direkten, ehrverletzenden Vorwurf gegen den Privatkläger, den aber der Angeklagte nach der ihm jetzt bekannten

Entstehungsgeschichte der Abschrift seines angeblichen Briefes an Grüneberg nach Ansicht des Berufungsgerichts erheben durfte. Denn ist überhaupt nicht erwiesen, daß Angeklagter jemals einen solchen Brief geschrieben hat, so konnte er gegen den Privatkläger, der noch jetzt an die Existenz dieses Briefes glaubt und dessen von ihm korrigierte Abschrift in wiederholten Broschüren gegen Angeklagten zu Angriffen verwendet hat, diesen Vorwurf, an dessen Richtigkeit Angeklagter zweifellos geglaubt hat, erheben in der Absicht, damit einen Angriff abzuwehren."

Diesem Ausgang des Prozesses ist noch zweierlei nachzutragen. Erstens verdient noch nähere Erwähnung jene Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 4. März 1896, in welchem Stoecker allein gegen alle Parteien stand — von den Konservativen hatte er sich damals schon getrennt — und doch wider alle Angriffe schlagfertig seinen Mann stand. Rickert begann den Kampf, indem er in sentimentaler Weise von Witte sprach, von „dem viel und schwer geprüften Mann, an dessen Schicksal weite Kreise in allen Parteien das herzlichste und lebhafteste Interesse nehmen." — „Ein Pfarrer, der so tief wurzelt in seiner Gemeinde, der in der Armen- und Krankenpflege ein Mustervorbild gewesen ist, wie mir gesagt wird, der dem Niedrigsten ebenso sehr sein Herz öffnete wie dem Gleich- und und Höhergestellten, — ein solcher Mann ist eine Perle, die man der Kirche erhalten soll. Ich kann daher nur mit dem aufrichtigen Wunsche schließen — und es mag helfen, wer helfen kann, jeder an seiner Stelle —, daß das Kreuz, das der Mann seit lange trägt, ihm endlich abgenommen werde, und daß er seiner geistlichen Wirksamkeit, die er wohl freudig wieder aufnehmen würde, zurückgegeben werde." (Lebhafter Beifall links.)

Stoecker erwiderte:

„Ich will dann noch ein Wort sagen über den Fall Witte, und zwar deshalb, weil zwei Kollegen des Hauses einen öffentlichen Aufruf unterschrieben haben, in welchem sie auch Freiherrn v. Hammerstein und mich herangezogen haben, um für Pastor Witte Geld zu sammeln. Ich werde die Sache hier nicht persönlich durchnehmen, sondern den beiden Herren nur sagen, daß ich bereit bin, mit ihnen eine persönliche Unterhaltung einzugehen und ihnen nachzuweisen, daß sie sich in den Voraussetzungen ihres Aufrufs durchaus geirrt und — natürlich ohne Wissen — Unwahrheiten verteidigt haben, die sie nicht aufrechterhalten werden, wenn sie über die Sache belehrt sind. Ich möchte nur, weil diese Wittesche Sache im öffentlichen Leben, wer weiß wie oft, vorgebracht ist, nur das eine sagen. Ich habe allerdings Differenzen mit Pastor Witte gehabt; aber seine Suspension, seine elende Lage, auch die Urteile der Medizinalbehörden haben damit nicht

das geringste zu tun. Es sind Fälle des Ungehorsams gegen die Kirchenbehörden, Zänkereien und Feindseligkeiten, die weit hinter den persönlichen Differenzen mit mir liegen. Sie haben diese Sache hervorgerufen. Und ich kann es nur bedauern, daß die öffentliche Meinung hierin beständig in die Irre geführt wird. Ich habe mit diesen Ereignissen, die Pastor Witte in sein Unglück gebracht haben, gar nichts zu tun."

Stoecker erbot sich, wie gesagt, denen, die sich interessierten, privatim Mitteilungen zu machen, aus denen sie ersehen würden, wo Recht und Unrecht sei. Trotzdem gingen die Angriffe weiter. Speziell der Nationalliberale von Eynern wurde sehr ausfällig. Und als Stoecker auch ihn einlud, sich privatim informieren zu lassen, lehnte er es grob ab. Stoecker erwiderte:

„Meine Herren, wenn man Vorwürfe macht und nachher ablehnt, sich darüber zu vergewissern, ob sie wahr sind oder nicht, das ist eine Art der Verhandlung, die ich nicht begreife. Jedenfalls werde ich dann Recht behalten und Sie, Herr v. Eynern, im Unrecht bleiben; das ist wohl kein Zweifel."

Außer dieser Debatte kommt für die Sache Stoecker-Witte noch in Betracht, daß am 10. März 1896 der Gemeindekirchenrat von St. Golgatha ein amtliches Schreiben an Stoecker richtete, in dem als einstimmig gefaßter Beschluß folgendes erklärt wird:

„1. Zu der Suspension des Herrn Pfarrers Witte hat, abgesehen von seinem Auftreten gegen die vorgesetzte Behörde, vorwiegend sein Auftreten gegen die Mitglieder der kirchlichen Gemeinde-Organe geführt.

2. Auf diese Streitigkeiten mit den kirchlichen Gemeinde-Organen hat Herr Hofprediger a. D. Stoecker niemals Einfluß gehabt, noch unseres Wissens solchen jemals gesucht.

3. Wenn von gewisser Seite betont worden ist, daß die Gemeinde allgemein die Rückkehr des Herrn Pfarrers Witte wünsche, so erklären wir als die berufenen Vertreter der Gemeinde, daß dies nicht der Fall ist, wie einfach auch die beiden nach der Suspension Wittes einstimmig erfolgten Neuwahlen zu den Gemeindekörperschaften beweisen.

4. Diese unsere sachliche Stellung kann dadurch nicht geändert werden, daß wir mit der persönlichen, nach unserer Meinung selbstverschuldeten Lage des Herrn Pfarrers Witte das größte Mitleid haben."

Das ist die Geschichte der viel besprochenen Stoecker-Witteschen Händel, auf wenigen Druckseiten erzählt. Aber nun halte man sich gegenwärtig, daß die mit dieser Sache verbundenen Erregungen sich durch 18 Jahre hingezogen haben; sie begannen 1878, und erst 1896 gelang es Stoecker, die letzten Maschen des Lügennetzes zu zerreißen und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. 18 Jahre lang wurde Stoecker von Witte mit einem tödlichen, wie man hoffen muß, krankhaften Haß verfolgt. Und

18 Jahre lang gelang es dem Lügensystem der liberalen Presse, die Meinung zu verbreiten, daß Witte von Stoecker verfolgt sei. Selbst Abgeordnete sammelten Geld für Witte, als für ein Opfer Stoeckerscher Verfolgungssucht, während Witte tatsächlich vom Oberkirchenrat abgesetzt wurde aus Gründen, die wenigstens insofern mit Stoecker in gar keinem Zusammenhang standen, als dieser keinen Finger gerührt hat, sie herbeizuführen. Stoecker konnte machen, was er wollte — angegriffen und verfolgt wurde er immer. Wenn er redete und sich verteidigte, war er der streitsüchtige Zänker, wenn er schwieg, hieß es sofort, daß er nichts mehr zu entgegnen wisse und aus Schuldbewußtsein schweige. Tatsächlich war, wie aus genauester Kenntnis versichert werden kann, von einem Haß Stoeckers gegen Witte gar keine Rede. Stoecker war ein Mann des starken Temperaments, des gelegentlichen heftigen Zufahrens, aber viel zu wohlwollend, um sich einer nachtragenden Rachsucht hinzugeben.

Gewiß hat er auch in dieser Sache seine Fehler gemacht. Der eine war der, daß er mehrmals flüchtige, schlecht redigierte Erklärungen öffentlich abgab, die statt zu klären im Gegenteil Zweifel und Unsicherheit bei den Freunden, boshaften Verdacht bei den Feinden auslösten. Eine gewisse Flüchtigkeit in der Behandlung wichtiger Fragen, zu deren Behandlung er sich jede Zeit hätte nehmen müssen, schadete ihm mehrfach, auch in der Hinsicht, daß er die Verteidigung vor Gericht nicht hinreichend vorbereitete. Dann aber bewies er Gegnern gegenüber eine Vertrauensseligkeit, die alle Vorsicht vergaß. Als Wittes boshafte Gesinnung längst mit Händen zu greifen war, schrieb Stoecker noch Briefe mit der Anrede „Lieber Herr Bruder" und machte dem Feinde Vorschläge, wie man sie nur unter Freunden machen darf, Vorschläge, die natürlich völlig mißverstanden und entstellt wurden. Aber nicht eine einzige Handlung Stoeckers in diesem Prozeß ist sittlich anfechtbar, sondern es bleibt dabei, daß er absolut gerechtfertigt dasteht.

Waren aber für Stoecker mit dem Fall Witte ungezählte schmerzliche Erlebnisse verknüpft, so brachte der glückliche Ausgang wieder die übliche Hochflut der Freundesgrüße in Prosa und Poesie.

Wir greifen nur einige wenige heraus:

„Merseburg, 3. Oktober 1897.

Verehrtester Freund!

Es gibt doch noch Richter in Berlin! Die Herzensfreude darüber, sowie, daß die ersten Richter vor der ganzen Welt so gründlich blamiert sind, und daß Sie endlich, endlich in integrum restituiert sind, muß in diesen Zeilen ihren Ausdruck finden.

Gott lenke die Herzen bei den jetzigen dortigen Kirchenwahlen!

Ihr ältester treuester Freund

Gustav v. Diest."

Unterstaatssekretär Rothe, der spätere Präsident der kirchlich-sozialen Konferenz, sandte seine Karte „mit herzlichen Glückwünschen zum Sieg über die Bosheit" und dem Spruch: „Der Gerechte muß viel leiden".

Der alte Freund Mühe aus Naumburg schrieb:

„Naumburg a. S., 5. Oktober 1897.

Ich freue mich von ganzem Herzen mit Dir, herzlieber Freund, daß der Herr Dir nach langem schweren Kampfe den Sieg verliehen hat — so daß auch die Welt ihn anerkennen muß. Der Herr sei ferner Deine Stärke, Deine feste Burg und Dein siegreiches Schwert. Er erhalte Dich in der Wahrheit und in der Liebe, die auch für die Feinde betet und sie segnet."

Ein Lokomotivführer schrieb aus Appenweier, Bahnhof: „Der Herr führt die Seinen wunderbar, und wie er Schmach und Verfolgung getragen hat, so muß auch sein Diener ihm darin folgen, allein er führt alles herrlich hinaus, ihm sei die Ehre. In inniger Liebe und Verehrung."

Professor Orelli von Basel schrieb: „Nachdem ich die Gerichtsverhandlungen Witte-Stoecker im „Reichsboten" gelesen habe, möchte ich Ihnen doch ein Wort der wärmsten Sympathie und vollsten Anerkennung Ihrer ritterlichen und eines Vertreters der Wahrheit und des Rechts würdigen Haltung in diesem heillosen Handel aussprechen. Ich weiß, daß Sie meiner Zustimmung nicht bedürfen, aber ich denke, Sie werden die Belästigung entschuldigen.

Was Ihren Gegner anlangt, so wollen wir hoffen, er sei nicht zurechnungsfähig, wenigstens nicht in vollem Maße; sonst wäre sein Gebaren unverantwortlich, und bei aller Hinterlist unsäglich töricht. Letzteres ist es jedenfalls: ich begreife nicht, wie man sich und seine eigene Frau in solcher Blöße an den Pranger stellen mag!

Es freut mich, daß der böse Anschlag nicht geglückt ist, obwohl Sie auch dann sich mit großen Vorgängern hätten trösten können. Jesaja klagt schon aus eigener Erfahrung über solche Gesellen, „die den Menschen zum Sünder stempeln um eines Wortes willen, und den, der zurechtweist im Tore, zu verstricken suchen und den Gerechten nichtigerweise niederbeugen" (29, 21). Die Taktik ist dieselbe geblieben und die Gegensätze desgleichen. Gottlob ist aber auch der Herr derselbe gestern und heute und in Ewigkeit. Er erhalte Ihren freudigen Bekennermut und die Liebe, welche ihr Amt übt unverdrossen an den armen Menschenkindern, wenn sie auch verkannt und geschmäht wird!

In herzlicher Verehrung grüßt

Ihr ergebener

Prof. Orelli."

Aus Bansol in Bengalen schrieb Freund Dalton: „Auf dem Weg nach Benares erreicht mich heute (bei 25 Grad Reaumur im Schatten) ein ganzer Stoß der Zeitung „Das Volk", aus dem ich zu meiner großen Freude lese, daß der elende Witte-Prozeß zu Deinen Gunsten entschieden ist. Meinen herzlichen Glückwunsch aus weiter Ferne. In Chota Nagpur war ich wiederholt in einem Pastorat, in welchem seit Jahr und Tag täglich bei der Morgenandacht für Dich gebetet wird. Es ist doch schön."

Wie Dalton später in einer Berliner Volksversammlung mitteilte, war der Inhalt dieses Gebets gewesen, daß Stoecker doch auch noch beim Kaiser eine gerechte Würdigung finden möchte.

Prof. Cremer-Greifswald schrieb: „Sei getrost: der Herr hält seine Hand über Dir, denn er will Dich noch brauchen."

Endlich ein Paar Verse aus der Feder des geistvollen Kandidaten Ernst Böhme „als Zeichen der großen Freude, die heute unser ganzes Haus bewegt":

1. Oktober 1897.

Um nichts!

Viel' Jahre hat man Dich herumgehetzt,
Dir Deine Ehre wild und frech zerfetzt,

In allen Gossen Dich herumgezogen,
Mit großen Mäulern alle Welt belogen, —
Und fragt man nach dem Urteil des Gerichts:
Um nichts!

Auf Deinen Freunden lag's wie schwere Last,
Wir hielten treu doch Deine Hand gefaßt; —
Viel' andern wankte schwächlich das Vertrauen,
Den Nebel konnten sie nicht mehr durchschauen!
Nun fragt nur nach dem Urteil des Gerichts:
Um nichts!

Aufjubeln möchte unser dankbar' Herz,
Doch zuckt durch unsre Freude tiefer Schmerz;
So lange Jahre durften sie Dich kränken,
Die Kraft Dir stehlen, manche Hoffnung senken!
Wir fragen nach dem Urteil des Gerichts:
Um nichts! — — —

Die Sache hatte aber noch ein Nachspiel:

Es ist oben schon mitgeteilt worden, daß der Geh. Rat Lucanus bei Verhandlungen mit Stoecker über Einstellung seiner politischen Tätigkeit auch den Fall Witte erwähnt und Stoecker in unfreundlichen Worten als den schuldigeren Teil bezeichnet hatte, und zwar auf Grund einer subjektiven Ansicht, und ohne daß irgendeine Untersuchung voraufgegangen wäre.

Stoecker setzte nun nach Abschluß des Prozesses, der ergeben hatte, daß er nicht nur nicht der schuldigere Teil war, sondern daß er nur notgedrungen seine Ehre verteidigt hatte und völlig schuldlos war, ein untertäniges Schreiben an Se. Majestät den Kaiser auf, in dem er sich rechtfertigte, sandte dasselbe an den Geh. Rat Lucanus und bat um Ueberreichung an den Monarchen. Dieses Schreiben, soweit es sich auf den Fall Witte bezieht, — der Eingang nimmt Bezug auf den Fall Stumm — enthält folgende Sätze:

„Ew. Majestät Gerechtigkeitsgefühl wolle mir gestatten, für die nachfolgende Angelegenheit gnädiges Gehör zu erbitten. — — — Ew. Majestät haben im Jahre 1889 in ähnlicher Weise

ungnädig über mich geurteilt. In einem Kabinettschreiben an den Evangelischen Oberkirchenrat wurde ich gelegentlich eines öffentlichen Streites mit Pastor Witte, in welchem ich lediglich notgedrungen meine Ehre verteidigte, ohne Untersuchung als der mehr Belastete hingestellt und nachher von meiner Behörde demgemäß disziplinier.

In dieser Sache ist seitdem nach einer langjährigen Prozeßführung festgestellt, daß der Mann, auf dessen Aussagen hin Pfarrer Witte mich beschuldigte, ein völlig unglaubwürdiger Zeuge ist. Auch aus diesen Prozeßverhandlungen bin ich ohne jede Belastung hervorgegangen.

Ew. Majestät Hochherzigkeit muß ich es alleruntertänigst anheimstellen, ob etwas geschehen wird, was meiner persönlichen und amtlichen Ehre Genugtuung verschafft. In dieser Hinsicht wage ich nicht, an Ew. Majestät irgendeine Bitte zu richten. Aber Ew. Majestät haben im Zusammenhang mit der über mich geäußerten Ungnade auch ungünstigste Urteile über die christlich-soziale Sache gefällt und damit eine Gedankenwelt getroffen, ohne deren Geltendmachung nach dem Urteil vieler ernster Christen und Patrioten — seinerzeit auch eines Wichern — der revolutionäre Sozialismus nicht zu überwinden ist. Meine treugehorsamste Bitte geht nun dahin, Ew. Majestät wollen geruhen, bei gegebener Gelegenheit den Bann von der christlich-sozialen Sache nehmen zu wollen und dadurch dem von uns geführten Kampf wieder freiere Bahn zu schaffen: für die gute Sache."

Soweit Stoeckers Schreiben, dessen letzte Sätze sich auf die weiter unten zu berichtende Tatsache beziehen, daß der Kaiser von der christlich-sozialen Sache öffentlich geäußert hatte, sie sei „Unsinn".

Auf die Eingabe erging folgende Antwort:

Berlin, den 25. April 1899.

„Ew. Hochehrwürden teile ich auf das gefällige Schreiben vom 19. d. Mts. ergebenst mit, daß ich nicht unterlassen habe, Ihre Immediateingabe vom 23. Dezember v. Js. Sr. Majestät dem Kaiser und Könige zu unterbreiten. Allerhöchstdieselben haben mir jedoch einen Befehl dieserhalb nicht zu erteilen geruht.

Die Anlagen des gefälligen Schreibens vom 22. Dezember v. Js. lasse ich Ew. Hochehrwürden nach genommener Kenntnis hierneben ergebenst wieder zugehen.

Der Geheime Kabinettsrat
Wirkliche Geheime Rat.
Lucanus."

Ungefähr ein Jahr später richtete Stoecker ein zweites Schreiben an den Geh. Rat von Lucanus:

Berlin, den 3. Januar 1900.

„Ew. Exzellenz

haben die Güte gehabt, mir seinerzeit mitzuteilen, daß Seine Majestät der Kaiser mein untertänigstes Schreiben in der Stumm-Witteschen Prozeßangelegenheit erhalten, aber daran keinen weiteren Befehl geknüpft hätten.

Es sind nun seit meinem Schreiben mehr als 14 Monate vergangen. Ew. Exzellenz werden begreifen, daß es mir schmerzlich sein muß, von Se. Majestät irgendeinen gnädigen Bescheid nicht empfangen zu haben. Das Wort: „justitia fundamentum regnorum" gilt mir als der beherrschende Grundsatz des gesamten öffentlichen Lebens. Und daß mir Unrecht geschehen ist, werden Ew. Exzellenz selbst zugeben.

Ich erlaube mir nun an Ew. Exzellenz die Bitte, in meiner Angelegenheit eine wohlwollende Initiative zu ergreifen. Das Kabinettschreiben vom September 1889, in welchem ich ohne jede Untersuchung dem Evangelischen Oberkirchenrat als der dem Pastor Witte gegenüber mehr Belastete bezeichnet und infolge davon schärfer als dieser diszipliniert wurde, stammt ohne Zweifel aus Ihrer Feder. Sie erinnern sich auch gewiß, daß in der voraufgehenden Unterredung, bei welcher Sie mir den Witteschen Handel zum Vorwurf machten, mein Einwand, der betreffende Brief sei von mir nicht geschrieben, von Ihnen „Rabulisterei" genannt wurde. Diese Ihre Beurteilung der Ereignisse von 1889, die zu meiner Amtsniederlegung mitwirkten, ist selbstverständlich von entscheidendem Einfluß gewesen. Damals war ich nicht imstande, Ihnen gegenüber die Wahrheit an das Licht zu bringen. Seit dem rechtsgültigen Erkenntnis in Sachen Witte gegen mich, können Ew. Exzellenz keinen

Zweifel mehr haben, daß mein damaliger Einwand keine Rabulisterei, meine Belastung gegenüber dem Pastor Witte nicht vorhanden war. Auf Grund dieser Tatsache darf ich Ew. Exzellenz wohl ersuchen, bei Sr. Majestät dem Kaiser für die Richtigstellung der damals geschehenen Mißverständnisse einzutreten und die Hoffnung hegen, daß Sie diese meine ergebene Bitte erfüllen werden.

In größter Hochachtung zeichne ich

Ew. Exzellenz usw."

Hierauf erging das folgende Schreiben:

Berlin, den 12. März 1900.

Ew. Hochwürden

erlaube ich mir in Erwiderung Ihres gefälligen Schreibens vom 9. d. Mts. ergebenst mitzuteilen, daß ich zu meinem Bedauern außerstande bin, die von Ihnen berührte Angelegenheit bei Seiner Majestät dem Kaiser und Könige von neuem anzuregen. Auch muß ich es mir versagen, meinerseits auf den Inhalt Ihres Briefes näher einzugehen.

Ew. Hochwürden

ergebenster

Lucanus."

* * *

Hatte Stoecker aber in den Jahren 1893/94 des Schweren viel zu tragen, so fehlte es auch nicht an erfreulichen Episoden. Eine solche war die Reise zur Weltausstellung in Chikago, zu der er mannigfaltige Einladungen erhalten hatte. Speziell erging an ihn die Aufforderung, in einer gewissen Parallelgemeinschaft mit dem bekannten englisch redenden Evangelisten Moody, der für Engländer reden sollte, unter den Deutschen Chikagos bezw. den deutschen Besuchern der Weltausstellung Evangelisationsvorträge zu halten. Diese letztere Einladung nahm Stoecker an.

Den Entschluß, diesem Ruf zu folgen, faßte Stoecker, wie fast alle wichtigen Entscheidungen seines Lebens, nach kurzer Ueberlegung. Am Sonntag, den 20. August, kam die Aufforderung Moodys, während der Ausstellung für die Deutschen

täglich Evangelisationsversammlungen zu halten. Am Dienstag darauf reiste Stoecker bereits von Raintal nach Berlin; am Donnerstag ging er auf den Ozeandampfer. — Moody war aufmerksam auf Stoecker geworden durch Mitteilungen über die Ausbreitung der „Sonntäglichen Predigt", die er fast für unglaublich hielt. — Für den persönlichen Verkehr der beiden Männer war es leider ein großes Hindernis, daß keiner die Sprache des andern verstand.

Natürlich machten es seine Feinde, die Freigeister und Juden, hier wie überall: sie suchten in der Presse die Stimmung zu verderben und das amerikanische Volk gegen ihn aufzuhetzen. Aber der Erfolg war in dieser Hinsicht durchaus negativ. Um so größer war der Beifall, den Stoeckers Predigten und Vorträge fanden. Von Tag zu Tag mehrten sich die Zuhörer und es entstand eine Stimmung der wärmsten Sympathie zwischen ihm und den Deutsch-Amerikanern.

Ueber Zweck und Verlauf der Reise schrieb Stoecker in den „Stadtmissionsblättern":

„Manche Freunde haben, wie ich höre, meine Reise nach Amerika falsch gedeutet. Sie haben gemeint, bei Gelegenheit der Weltausstellung wäre auch das Reich Gottes zur Schau gestellt worden, und ich daran beteiligt gewesen. Andere glaubten, ich sei als ein Mitglied des religiösen Weltparlaments hinübergegangen und hätte statt einer Mission an den Heiden eine Gemeinschaft mit denselben gepflegt. Beides ist irrig. Es hat sich bei meiner Reise nicht um Ausstellung oder Religionsparlament gehandelt, sondern um ein Stück Stadtmission in Chikago. Gerade wie in Berlin habe ich dort meinen evangelischen deutschen Brüdern und Schwestern in religiösen Versammlungen das Evangelium verkündigt und die Liebe zur heimatlichen Kirche wie zum deutschen Vaterlande zu stärken versucht. — Der bekannte Evangelist Moody, der in ganz Amerika großes Vertrauen genießt, weil er keine eigene Kirche zu gründen, sondern allen andern zu dienen sucht, hatte mich eingeladen, hinüberzukommen. Bei der großen Evangelisation, die er für sein geliebtes Chikago geplant hatte, sollten die 400 000 Deutschen nicht fehlen. So schrieb er mir, so sagte ich ihm zu. Ich wohnte dann in seinem Hause, dem großen Bibelinstitut, das weit über 100 junge Männer und beinahe 100 Jungfrauen zum Dienst für Aeußere und Innere Mission ausbildet, darunter auch Neger und Indianerinnen. Von hier aus wurde während der Monate der Weltausstellung Chikago mit der Predigt des Evangeliums reichlich versorgt. Namhafte Männer aus England, Schottland und Amerika kamen und verkündigten das Wort Gottes zu jeder Tageszeit. Und Gott legte seinen Segen darauf. Woche für Woche wurden 150 000 Seelen von der Evangelisation ergriffen; es war eine wahrhaft geistliche Freude für mich, einige Wochen in diesem Mittelpunkte einer großen und gesegneten Arbeit, einer brüderlichen, herzlichen Gemeinschaft zu leben. Von hier aus habe auch ich mein Werk getrieben, täglich mindestens einmal,

an Sonntagen öfter gepredigt und jeden Sonntag in einer größeren Halle vor Tausenden von Landsleuten und Glaubensgenossen christlich-patriotisch, sozial geredet. Auch darauf hat Gott seine Gnade ruhen lassen. Alle hatten das Gefühl, daß eine religiöse und vaterländische Belebung durch die deutschen Volksmassen Chikagos hindurchgehe; viele einzelne sagten es mit Freuden, daß sie den Glauben wiedergefunden hätten oder in ihrem geistlichen Leben gefördert seien. So ist mir selbst die Zeit in der neuen Welt zur reichen Anregung für das Werk der Stadtmission, zur starken Ermutigung für die Arbeit der evangelischen Kirche geworden. Chikago ist eine Stadt, die nicht ganz so viel Einwohner hat wie Berlin, aber in fünf Jahrzehnten hat dort amerikanische Energie beinahe zehnmal so viel Kirchen gebaut wie Berlin in fünf Jahrhunderten. Es ist — trotz mancher Mängel des kirchlichen Lebens — doch erhebend, wie drüben jenseits des Weltmeeres die Millionen für kirchliche und religiöse Zwecke nur so hingestreut werden. Ebenso ist es in den andern Städten der amerikanischen Freistaaten. In Neuyork sind manche Straßen von Kirchen und Kirchtürmen so reich geschmückt, daß ganz eigenartige Stadtbilder daraus hervorgehen. Und diese freigebige Hilfe wird auch der Missionstätigkeit Moodys zuteil. In seinem Bibelinstitut braucht man täglich 500 Dollar, im Laufe des Jahres dreiviertel Millionen Mark. Aber nie fehlt es an Mitteln. Die Freigebigkeit der reichen und wohlhabenden Christen läßt keinen Mangel aufkommen."

An anderer Stelle schrieb Stoecker: „Als ich im Sommer nach Amerika kam, war es eine der ersten Fragen Moodys an mich: Ist es wirklich wahr, daß Ihre Predigten in 130 000 Exemplaren verbreitet werden? Ja, sagte ich, das ist gewiß wahr; in Deutschland ist manches möglich, was man in England und Amerika nicht glaubt. Ich hatte einige unserer Predigten bei mir. Er sah sie an und wunderte sich von neuem. Für Amerikaner ist es unbegreiflich, daß man für einen Cent vier Predigten haben kann."

Stoecker hat über seine Reise auch in der „D. Ev. K.-Ztg." berichtet, und dankbar der gesegneten Versammlungen gedacht, die er drei Wochen lang in Chikago halten durfte. Seine Darlegungen fanden dann wieder ein Echo in Amerika. Der „Deutsche Volksfreund" von Neuyork, wo Stoecker auf der Rückreise noch einige Vorträge hielt, macht folgende Bemerkungen:

„Ganz merkwürdig ist das Lob, welches Herr Stoecker der amerikanischen Presse zollt. „Wir alle", sagt er in seinem Bericht von der ersten großen Versammlung in der Musikhalle von Chikago, „wir alle waren tief bewegt und die Presse trug die Bewegung freudig hinaus zu denen, welche nicht zugegen waren. Ich muß diese letztere Tatsache besonders rühmend hervorheben und anerkennen. Ein einziges Blatt versuchte, offenbar unter jüdischem Einfluß, eine Hetze gegen mich in Szene zu setzen, stieß aber auf den Widerstand aller anderen Zeitungen, der deutschen voran. Dann haben alle Tages- und Wochenblätter Chikagos mit der größten Sympathie über die Sache der Evangelisation

geredet, nicht bloß objektiv richtig, sondern herzlich und anerkennend. Bei einem Vergleich mit der deutschen liberalen und Judenpresse, die, wenn sie ihre Gegner nicht herunterreißen kann, ihr Tun verschweigt, jedenfalls nichts Gutes, ja nicht einmal Tatsächliches über sie bringt, konnte ich eine Art Scham nicht unterdrücken. Obwohl die amerikanische Presse vielfach an großen Fehlern leidet, besonders in dem Aufdecken der Privatverhältnisse und in dem Aufsuchen des Sensationellen, so ist sie doch noch imstande, über Menschen und Dinge die Wahrheit zu sagen, was bei uns nicht einmal ein so großspurig auftretendes Blatt wie die Kölnische vermag. In Amerika herrscht eben, religiösen Angelegenheiten gegenüber, eine gewisse Ehrerbietung, welche die deutsche liberale Presse leider nicht kennt. Der lebendige Glaube wirkt hier wie ein rotes Tuch und macht die Wahrhaftigkeit zunichte, wie die Wahrheit."

Wahrlich, Hofprediger Stoecker hatte alle Ursache, über die Haltung der deutschen Presse gegen ihn zu staunen. Hatten doch die semitischen Führer der deutschen Presse ihn, ehe er kam, aufs ärgste verschrien als einen Todfeind der Juden, als einen wahren Judenfresser, der, sozusagen, jeden Morgen ein Dutzend Juden wie Makrelen zum Frühstück verzehre, und hatte doch in Neuyork ein semitischer Editor eines Tagesblattes die Frauen direkt ermahnt, ihre faulen Aepfel und faulen Eier für Stoecker aufzuheben. Und nun kam er, sah und siegte er, der Mann, den man den Leuten als einen wahren Teufel an die Wand gemalt hatte! Die deutsche Presse lobte, rühmte, statt zu schimpfen und zu lästern. Ihre Berichterstatter waren durch Stoeckers Rede gefesselt, hingenommen, erwärmt, erquickt worden. Und nun — wo sie fluchen sollten, da segneten sie. Stoecker hatte sie durch die Macht seiner Persönlichkeit, durch die Macht seines Geistes, durch die Macht seines Wortes überwunden! —

Ich traute meinen Augen nicht, als ich in der „Neuyorker Staatszeitung" den Bericht über Stoeckers erstes Auftreten in Chikago las. Was ich da las, erschien mir als ein Wunder, wie es im alten Testament von Bileam, dem Sohne Beors, berichtet wird. . . . .

Uebrigens sieht Herr Stoecker die deutsche Presse in Amerika durch eine Brille, welche durch seine persönliche Erfahrung etwas rosenrot gefärbt ist, und sein Vergleich der hiesigen deutschen Tagespresse mit der in Deutschland ist hiernach zu beurteilen. Hätte er in längerer Erfahrung die hiesige deutsche Tagespresse näher kennen gelernt, so würde wohl sein Urteil ein wenig anders lauten."

In dem erwähnten Bericht der „New-Yorker Staats-Zeitung" vom 21. November 1893 heißt es:

„Am bedeutendsten ist er wohl als Prediger. In geist- und gemütvoller Auslegung folgt er dem Text. Seine Sprache ist schön, aber stets volkstümlich, oft feierlich und herzergreifend, dann wieder fesselnd und unterhaltend durch eine Fülle passender und packender Beispiele aus dem Leben der Hohen und Niederen. Er ist streng orthodox-lutherisch-protestantisch. Aber selbst einige freigeistige Zuhörer äußerten sich nach der Predigt ganz begeistert und hingerissen über die Gewalt und Schönheit seiner Kanzelberedsamkeit."

Zahlreiche Privatbriefe an Stoecker bestätigen den tiefen Eindruck, den er in Chikago gemacht hat. Pfarrer Botz schreibt:

„Teurer Herr Hofprediger! Seit meinen letzten Zeilen an Sie folgte ich einem Ruf nach Chikago, wo ich mich den vergangenen Winter schon recht in meine neue Gemeinde und Stellung habe einleben können.

Auf Schritt und Tritt wurde ich hier an Ihren letzten Besuch erinnert. Ueberall spricht man noch von jenen großen Tagen und bedauert, daß man Sie nicht mehr hören konnte. Sie haben einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf die deutsche Bevölkerung gemacht. Von vielen Seiten ergehen an mich Anfragen, ob die Vorträge, die Sie in der Central-Musik-Hall gehalten, nicht zu beziehen wären.

Sie haben das rechte Wort an die Deutschen hier gerichtet, und das lebt fort."

Die „Tägl. Illinois-St.-Ztg." vom 5. September 1893 schrieb:

„Ehe Herr Stoecker Chikago erreicht und seinen Mund zum Reden geöffnet hatte, ward ihm vorgeworfen, daß er nach Amerika gekommen sei, den Antisemitismus zu verkündigen, Religionshaß zu entzünden, Zwietracht zu säen usw. Selbst Moody, auf den der Durchschnitts-Amerikaner schwört, wurde wegen seines bedauerlichen Mißgriffes getadelt und den Zuhörern Stoeckers wurde geraten, den Vortragenden durch eine Kanonade mit faulen Eiern zu schleuniger Rückkehr nach Deutschland und zum Aufgeben seiner beabsichtigten Tätigkeit zu veranlassen. . . . . Jeder anständige Mensch muß sich veranlaßt fühlen, gegen eine solche unflätige Gemeinheit, gegen solch schnöde Verletzung des Gastrechtes zu protestieren. Wenn aber Herr Stoecker in seinen Vorträgen wirklich einmal seinen antisemitischen Gefühlen Luft machen wollte, was würde es verschlagen? Und wo bliebe die Redefreiheit, auf die wir uns so viel zugute tun, wenn man einem Manne schon den Mund verbieten wollte, ehe er denselben noch aufgetan hatte?

Schreiber dieses ist kein Semit und kein Antisemit. Er ist ein liberaler Deutsch-Amerikaner, stolz auf die freiheitlichen Institutionen seines Adoptivvaterlandes und stolz auf die Gastfreundschaft, die das Land und unsere Stadt Chikago allen Gästen ohne Unterschied ihrer Abstammung, ihrer Rasse, ihres Glaubens in diesem Weltausstellungsjahre entbietet. Darum verdrießt ihn der unflätige Angriff auf den von Moody eingeladenen Gast Stoecker und protestiert er gegen denselben als unpassend, unwürdig und unamerikanisch."

Ein alter deutscher Soldat, der den Krieg von 1870 als Stabsordonnanz des II. Armeekorps mitgemacht, schreibt:

„In Ihren Versammlungen war ich von der ersten bis zur letzten anwesend, Ihre Worte waren Balsam für mein suchendes Herz. Der Same, den Sie in Chikago ausgestreut haben, wird große Frucht bringen für die Ewigkeit; seitdem Sie hier waren, habe ich eine klare Aussicht gewonnen für die Ewigkeit. Gott segne Sie und erhalte Sie noch lange, zum Segen des Menschengeschlechts" usw.

Natürlich fehlen neben den vielen freundlichen Zuschriften auch die üblichen Schmähbriefe und Drohungen nicht. Auch zwei in aller Form ausgefertigte Todesurteile gingen Stoecker zu.

Einige Briefe an die zurückgebliebene Gattin geben die Tageseindrücke lebendig wieder.

„Den letzten Gruß von deutscher Erde. Um 9 Uhr geht es fort, am 2. September s. G. w. bin ich in Chikago. Am

12. Oktober zurück. H. hat alles herrlich besorgt, daß ich den ganzen Tag zu Hause bleiben und die Geschäfte erledigen konnte. Nachmittag Stadtmissionssitzung mit großer allseitiger Freude. Abends noch ein gesungener Segensgruß vom Kirchenchor. Dann um Mitternacht Abfahrt nach Hamburg. Mir ist ganz feierlich zumute, besonders, wenn ich an Dich denke. Die halbe Erdkugel trennt uns bald, aber der große Gott verbindet uns gewiß. Ihm befehle ich Dich und Euch alle."

An Bord der „Auguste Victoria" — Freitag früh.

„So fröhlich bin ich aufgewacht, wie hab' ich geschlafen so sanft die Nacht! Dies Kindergebet klingt in meinem Herzen wieder. Keine Seekrankheit, kein Schwindel! Und großer Friede des Herzens, große Freudigkeit der Zukunft entgegen. Mein erster Gedanke vor Gott war an Dich, nun soll auch mein erstes Wort Dir gelten. — — Morgens nach der Ankunft in Hamburg ging es zum Bureau, wo ich auf das liebenswürdigste empfangen wurde. Da die billigen Plätze von 400 Mark schon alle besetzt waren, mußte ich einen zu 550 Mark nehmen. Ich bin aber recht froh darüber und nun ganz brillant situiert. — — Man gab mir eine Luxuskabine mit zwei Plätzen, so daß ich ein Zimmer habe, wie als Student in Halle. Für meine Sammlung und Vorbereitung ist das natürlich vom größten Wert. — In Cuxhaven ging es an Bord. Solch ein Schiff ist eine schwimmende kleine Stadt mit tausend Einwohnern; 700 Passagiere und 300 Mann Bedienung. Und die Einteilung in erste und zweite Kajüte und Zwischendeck überträgt die Unterschiede der bürgerlichen Welt auch sofort auf das Schiff. Es ist ja nett, zu den Menschen erster Kajüte und Klasse zu gehören; aber ich habe doch ein unbehagliches Gefühl, daß eine Barriere die anständigen Leute zweiter Kajüte streng von uns scheidet und daß die Passagiere beider Kajüten auf die Zwischendeckleute, die tief unten ihr Wesen haben, von oben herabsehen müssen. Gern möchte ich den evangelischen Zwischendeckspassagieren predigen und auch den „feinen". Aber wer weiß, ob es am Sonntag dazu kommt. — Gute Gesellschaft habe ich gefunden. Regierungsrat S. aus dem Kultusministerium, Polizeipräsident S. aus W. und einen Ingenieur aus Basel. Ein Ungar ließ sich mir vorstellen. Ich

werde bald viele, beinahe zu viele Bekanntschaften auf dem Schiffe haben."

An Bord der „Auguste Victoria", den 31. August 1893.

„Morgen um diese Zeit sind wir s. G. w. in Neuyork. Wir haben eine wundervolle Ueberfahrt gehabt, keinen Sturm, keine Seekrankheit, höchstens hin und wieder eine frische Brise, zur Ermunterung des Gemüts. Sonntag nachmittag, nachdem ich im Zwischendeck und im Salon Gottesdienste gehalten hatte, war ich noch bei den armen Leuten im Zwischendeck. Von dem Schmutz dort und der schlechten Luft wurde mir etwas flau, aber das war auch die einzige Anfechtung, die ich hatte. Ich bin wirklich noch seefest wie in alter Zeit.

So eine Seereise ist herrlich. Das wunderbare Meer, immer dasselbe und immer anders, zuweilen auch auf hoher See beinahe glatt wie ein Spiegel, dann von kräuselnden oder langgezogenen Wellen bewegt, hin und wieder ein Schiff oder Fischerbarken, kleine Delphine, die das Schiff umtänzeln und einzelne Möwen oder Vögel, die auf dem Schiff die Reise mitmachen; es ist ein beständiger Wechsel, der zauberhaft wirkt. Dabei die Beleuchtungen morgens und abends, oder das Meeresleuchten des Nachts. Hin und wieder ein Nebel, daß das Nebelhorn ertönt und man nicht hundert Fuß weit sehen kann; dann plötzliche Klarheit und allgemeine Freude. Auch die Geselligkeit ist angenehm und lehrreich. Aus allen Ländern Europas und Amerikas sind Leute da, darunter viele Erfahrene, Weitgereiste, mit denen man sich gut unterhält. — — Die interessanteste Bekanntschaft war Sidney Whitman, der Verfasser von Imperial Germany, der mich gleich am ersten Tag aufsuchte und die ganze Zeit mit mir plauderte, leider aber nur bis Southampton fuhr. — — Die Schlemmerei auf solch einem Schiff ist entsetzlich. Gut, daß sie morgen aufhört. Nun geht es Gott sei Dank wieder in den Ernst der Arbeit. — — Gehe ich wieder einmal nach Amerika so mußt Du mit; die Seereise ist gar nicht schlimm.

Chikago, den 5. September 1893.

(Mit Bild des Hotels.)

„In diesem Hotel wohne ich bis Sonnabend im achten Stock, dann ziehe ich zu Moody. Gestern habe ich meine erste Ansprache gehalten, heute abend beginnen die regelmäßigen

Predigten in Moodys Kirchen. Gott wolle alles segnen. Die erste für mich angesagte Versammlung mußte ohne mich abgehalten werden, da ich noch nicht angekommen war. Ich war natürlich sehr traurig darüber, da ich dachte, es sei eine rechte Widerwärtigkeit. Aber gerade im Gegenteil! Berühmtere Leute werden hier oft so angekündigt; das erste Mal sind sie noch nicht da, das zweite Mal wird ihre Personalrepräsentation versprochen und endlich erscheinen sie wirklich. Ich habe also nur der Sitte entsprochen. Das ist so ein Stück vom amerikanischen Humbug, der ja entsetzlich ist. Die wüste Reklame auf allen Gebieten ist eigentlich dumm, da sie bei den ungeheuren Leistungen unnötig ist. Sonst ist Amerika wirklich ein wunderbares Land, meist furchtbar häßlich. Unter den tausend englischen Meilen nach Chikago waren nur vier Stunden Eisenbahnfahrt hübsch. Man ist schon glücklich, wenn man in den Prärien etwas sieht wie ein Stück Magdeburger Börde. Interessant ist freilich alles; die beginnende Kultur, die Blockhäuser, die Städte von fünf oder zehn Jahren Alter, die Einsamkeit der Prärien und ihre kleinen Brände, durch deren einen wir mitten hindurch fuhren. — Nun aber sind wir in Chikago, das ist 20 Jahre alt in seiner gegenwärtigen Erscheinung, und eine Stadt, gegen deren Verkehr auch die Potsdamer Straße völlig verschwindet. Die Ausstellung ist unerhört großartig und schön. Ein echt nationales Werk und frei von jeder Liederlichkeit, auch Sonntags geschlossen. — Paul N. habe ich noch nicht gesehen, sonst bin ich von Freunden und Bekannten umgeben gewesen. In Neuyork war Frank W. da. In Philadelphia nahm mich das deutsche Hospital reizend auf. Hier fand ich auch eine Expreßfahrt des Fabrikantenklubs, denen ich mich anschloß. — Kurz, Gott, der für seine Kinder sorgt, hat auch mich geradezu an seiner Hand geführt."

Chikago, den 8. September 1893.

In der Evangelisation geht es Gott sei Dank gut. Die Versammlungen wachsen, die gestrige war doppelt so gut besucht als die vorgestrige; besonders kommen viele Geistliche und danken mir. Selbst ein Rabbiner war gestern da und sagte mir nach dem Schluß der Predigt, er glaube nicht das, was die Zeitungen sagten und dankte mir für meine Worte. Es sei Gottes

Werk, daß ich gekommen sei, die Deutschen hätten eine geistige Auffrischung nötig. — Rührend ist mir, wie die deutschen Landsleute kommen und mir die Hand drücken wollen; Bekannte und Unbekannte, auch viele alte Christlich-Soziale, und Eltern, deren Kinder ich getauft, konfirmiert oder unterrichtet habe. Gestern abend war Frau Z. da, die, ich glaube, zuweilen bei Dir wusch. Vorgestern die geschiedene Frau D. H. usw. — Uebrigens sind so viele Bitten um Predigten und Besuche an mich herangekommen, daß ich durchaus wiederkommen muß, und ich denke, daß Du dann mitkommst. Im Grunde ist die Reise ganz einfach, die Seereise ein einziges, großes Vergnügen und die Landreise eine bequeme Sache, wenn man erst Bescheid weiß. — — Was soll ich Dir von der Ausstellung schreiben? Ich will damit beginnen, daß allgemein anerkannt ist, wir Deutsche hätten das Beste geleistet; in Kunst und Wissenschaft, in Fabrik und Handwerk.... Selbst Franzosen gestehen unsere Ueberlegenheit zu. — Sonst ist die Ausstellung allzu groß, ein verwirrendes Durcheinander von Millionen Dingen. Mich interessiert am meisten das, was der neuen Welt angehört; ein Dorf mit echten tätowierten und bemalten Indianern, die amerikanische Tierwelt mit Hirschen, die größer sind als das größte Pferd, Bäume, von 18 Fuß Durchmesser, von denen man ein etwa 50 Fuß hohes Stück aufgestellt hat, dessen Transport allein 10 000 Dollar kostete. Sonst sind diese Art Bäume 400 Fuß hoch, wie der Kölner Dom. Es ist eben ein Land mit riesigen Dingen, dies Amerika. So hat z. B. Washington einen Fichtenbaum von 215 Fuß Höhe aufgestellt, der doch nur 3½ Fuß unten Durchmesser hat. Du kannst Dir wohl denken, wie mich das alles interessiert. Wundervoll ist auch das Steinreich vertreten, dessen Fülle in der neuen Welt geradezu unerschöpflich ist."

Chikago, den 15. September 1893.

„Ich bin schon völlig Amerikaner geworden, finde mich in dem 30 Meilen langen Chikago mit seinen Zahlenreihen von Straßen — 125 hintereinander — zurecht wie in Berlin und habe an den religiösen Versammlungen die allergrößte Freude. Vielfaches Wiedersehen alter Hamersleber und Berliner Gemeindeglieder, vielfacher Dank unbekannter Menschen, vielfaches Grüßen

des Vaterlandes, der Heimat und der Lieben dort ist es, was mich Abend für Abend umgibt. Die Predigten sind von Segen begleitet und eine Versammlung, wie am vorigen Sonntag, die von 3000 bis 4000 Deutschen besucht war, ist hier noch nie gewesen. Sie hat großen Eindruck gemacht. Nächsten Sonntag wird sie wiederholt. — Mein Plan ist nun, bis zum 24. September hier zu arbeiten, die beiden letzten Tage noch große Volksversammlungen zu halten, dann an die Niagarafälle zu gehen und am 28. September Anni W. (eine befreundete Amerikanerin) zu treffen, die in den Adirondacksbergen in Sommerfrische ist. Dann nach Boston und Neuyork zu einem oder zwei Vorträgen und dann zurück in die alte Welt. — Du kannst Dir kaum vorstellen, wie nett die Menschen gegen Deinen Mann sind, Amerikaner und Deutsche. Wildfremde Amerikaner geben mir zu Ehren eine Rezeption. Eine angesehene Dame holte mich zur Sonntagsversammlung in ihrem Wagen ab. Mr. S., Annis Freund, überbietet sich in Liebenswürdigkeiten, auch die Deutschen sind außerordentlich freundlich. Morgen abend schließt Krupp seine Ausstellung, wozu ich auch geladen bin. Um dieselbe Stunde soll ich bei Amerikanern all die Heiden und amerikanischen Bischöfe sehen, die zum Religionsparlament hier sind. Ich bin übrigens sehr froh, daß ich dazu meinen Namen nicht gegeben habe. Es ist ein großer Unsinn und für die treuen Christen ein großer Schmerz. Die römischen Kirchenfürsten entfalten ein riesiges Gepränge; die Heiden halten den Okzidentalen Vorträge über den Materialismus des Westens und Religiosität des Ostens. Die Protestanten aber spielen eine beinahe komische Rolle. Ein Professor Brodbeck, dessen Namen ich hier zum ersten Male gehört habe, figuriert als Begründer einer neuen Religion, die Idealismus heißen soll und weder an einen Gott, noch an eine Unsterblichkeit, sondern an Brodbecks Ideale glaubt. — — Wir Deutschen müssen doch immer die Unkirchlichsten sein. — — Ich bin im Lande der kirchlichen Freiheit. Hier ist kein Staatskirchentum. Aber abgesehen davon ist alles besser bei uns als hier."

Chikago, den 18. September 1893.

„Der zweite Sonntag mit seiner großen Versammlung ist vorüber, er ist ebenso schön ausgefallen wie der erste. Ich habe das

Gefühl, etwas zur Erbauung und Belebung des guten deutschen Wesens zu tun, und arm wie reich sind dafür dankbar. Ein Arbeiter lud mich zu Mittag ein; natürlich gehe ich hin. Die ersten 1000 Mark für die Stadtmission habe ich auch. Wieviel es wird, weiß ich nicht; es sind sehr schlechte Zeiten in Amerika."

Chikago, den 23. September 1893.

„Morgen abend ist die Arbeit zu Ende, dann schreibe ich Dir einen großen Brief. Heute will ich Dir nur einen Gruß senden und Dir mitteilen, daß wir gestern abend eine wundervolle Versammlung unter den Deutschen des Nordens hatten. Es war eine Abschiedsversammlung, und der Schluß war ganz ergreifend. Ich habe das Gefühl, daß Gott seinen Segen auf die Sache gelegt hat, doch freue ich mich auf die Rückkehr."

Chikago, den 25. September 1893.

„Wenige Stunden vor dem Aufbruch schreibe ich Dir diesen Gruß. Noch eine Rede in der evangelischen Synode, die unserer Union entspricht und dann der erste Schritt zur Rückkehr. — Gestern war ein großer Tag, ich hatte nicht weniger als viermal zu reden. Der Hauptvortrag war am Nachmittag 4 Uhr, mein Abschiedswort. Eine riesige Versammlung war anwesend, sie und ich tief bewegt. Hunderte kamen zum Schluß, um mir ihre Hand zu reichen, es war wirklich sehr ergreifend. Die deutschen Herzen bleiben eben doch deutsch, trotz Amerika und Anarchismus. Wir hatten zweimal Mütterversammlungen von 500 und 600 Frauen. Was ich an persönlichen Grüßen und Bestellungen mit nach Berlin nehme, ist unbeschreiblich. Ich werde wohl nur weniges davon ausrichten können."

The Adirondacks, den 29. September 1893.

„Schon die Adresse zeigt Dir, daß ich nun wirklich mein Rendezvous mit Anni W. bewerkstelligt habe. Seit gestern abend 10 Uhr bin ich hier im Urwald, und unser beider erstes Werk ist, Dir einen amerikanischen Sonnenstrahl zu schicken. — — Welche Tage liegen hinter mir. Am Dienstag Niagara. In dem Fall, von dem Du die große Photographie hast, bin ich drin gewesen; dazu zieht man sich bis auf die Haut aus, nimmt einen wollenen Anzug darunter, einen wasserdichten darüber

und dann geht's hinein, daß einem Hören und Sehen vergeht. Das hätteſt Du nicht mitmachen können, aber bei dem anderen Sehen und Hören des grandioſen Schauſpiels hätte ich Dich ſo gerne an meiner Seite gehabt. Das iſt kein Fall, das iſt eine große Landſchaft, durch Waſſerfälle und Stromſchnellen charakteriſiert, in der man tagelang zubringen kann. Beſchreiben läßt es ſich nicht, aber beſprechen, wenn ich wieder mit Dir im kleinen Häuschen ſitze. Mittwoch den Lorenzſtrom, zuweilen fünf engliſche Meilen breit, mit 1500 Inſeln und intereſſanten Rapids — reißend und reizend. Donnerstag Montreal am Lorenzſtrom, eine wundervolle Stadt mit einem mont royal von Ausſicht auf einen herrlichen Teil Nordamerikas. Ich nehme jetzt das „furchtbar häßlich" im erſten Briefe zurück; Amerikas Ströme und Waſſerſzenerien ſind wunderbar."

Von der letzten Karte aus Neuyork, den 4. Oktober 1893:

„Es iſt mir zu gut gegangen, auch die letzten Tage waren wieder entzückend, aber es iſt doch nur ein Gedanke, der mich noch beherrſcht: „nach Hauſe"!"

Die letzte Karte von unterwegs.

„Wir hatten bis Southampton gute Fahrt. Der treue Gott ſchenkte ein gutes Ende." —

Die Rückkehr erfolgte am 13. Oktober.

* * *

Erfreulich für Stoecker verlief auch im ganzen die Generalſynode von 1894. Er gehörte zu den einflußreichſten Mitgliedern und zu den Rednern, die am häufigſten das Wort nahmen. Gleich am 31. Oktober gab ihm die Frage der jüdiſch-chriſtlichen Miſchehen — in 16 Jahren über 4000 — den Anlaß zur Darlegung ſeiner eigenſten Anſichten. Mehrere Geiſtliche meinten, daß es dagegen kein anderes Mittel gebe, als die perſönliche Seelſorge. Stoecker widerſprach: „Wir finden weit verbreitet in unſerem Volksleben eine Beherrſchung des deutſch-chriſtlichen Geiſtes durch den jüdiſchen Geiſt; unzählige Proteſtanten nehmen Partei für das Judentum gegen das Chriſtentum, ſie leben geradezu von jüdiſcher Anſchauung in der Preſſe. Wie ſollen wir uns wundern, daß das hineinwirkt ins Familienleben? Der Geſamtgeiſt der Evangeliſchen iſt ſchuldig. Wir müſſen die Proteſtanten mehr zu chriſtlichem Ehrgefühl erziehen. Aber

glauben Sie, daß es dazu ein anderes Mittel gibt, als das, den evangelischen Volksgeist aufzurufen? Ich glaube nicht. Wir müssen den jüdischen Geist, der unser Volk bedrückt, bekämpfen." Stoecker fordert einen Hirtenbrief der Generalsuperintendenten. Die Frage sei eine allgemeine. „Wenn vornehme Kreise mit dem Beispiel vorangehen, daß sie um des Geldes willen Stand und Religion preisgeben und reiche Jüdinnen heiraten, so kann man sich nicht wundern, daß das schließlich durchdringt."

Als ein Synodale den Weg des Hirtenbriefes für verfehlt hielt, nahm Stoecker noch einmal das Wort. Er halte gerade den Weg der Seelsorge für ungangbar, denn der Geistliche erfahre ja gar nichts von solchen Verlöbnissen. Ein Hirtenbrief solle nicht nur rügen, sondern auch warnen. Nur Seelsorge im großen Stil könne hier wirksam sein.

Am 5. November kämpfte Stoecker für die Sonntagsruhe der Postbeamten. Seit Jahren habe man es mit dem latenten Widerstand der Verwaltung zu tun. „Sehr zögernd, so daß man jede Stunde der Ruhe von ihr (im Reichstag) erzwingen mußte, ist die Postverwaltung vorgegangen .... Der Staat ist der größte Arbeitgeber, er müßte meines Erachtens ein mustergültiger Arbeitgeber sein. Wenn er es nicht ist, so kann er von dem privaten Arbeitgeber nicht verlangen, daß derselbe soziale Staatsgesetze weitgehender Art freudig erfülle." Stoecker führte dann namentlich Beispiele von Ueberlastung der Beamten an: 15 Stunden Arbeitszeit und kein Sonntag! „Was hülfe es dem Minister und dem Staat, wenn er die ganze Welt gewönne, und seine Beamten nehmen Schaden an ihren Seelen!" Lebhafter Beifall folgte. Die entsprechende Resolution wurde einstimmig angenommen.

Kurz darauf handelte es sich um die elenden Zustände der Bremer Landeskirche, wo freisinnige Geistliche so tauften, daß man nicht mehr wußte, ob die Taufe überhaupt noch als christlich angesprochen werden könne, bezw. um die Frage, ob die preußische Landeskirche mit der Bremer Kirche im Eisenacher Bund noch Gemeinschaft halten könne. Die Präsidenten Barkhausen und v. d. Goltz hielten Beschwichtigungsreden. Aber Cremer und Stoecker nannten die Dinge beim rechten Namen, und wiesen besonders darauf hin, wie sehr man sich durch Duldung der

Bremer Mißstände vor der römischen Kirche bloßstelle und ihr ein Recht der Wiedertaufe gebe. Ein Antrag Cremer wurde angenommen.

Am 8. November befürwortete Stoecker mit großer Wärme die Kollekte für die Seemannsmission; etwas später in ausführlicher, längerer Rede die Stadtmission. Speziell wies Stoecker einmal darauf hin, daß die Stadtmission sechs bis zehn Kandidaten beschäftige und in Seelsorge und Vereinsleben einführe, und daß es kaum eine bessere Vorbereitung für das geistliche Amt geben könne, als diese. Ein anderes Mal sprach Stoecker noch zur Sittlichkeitsfrage, bezw. zum Kampf gegen die Prostitution. Der Sitz des Uebels liege darin, daß die Verwaltung, wenn sie in rechter Weise vorgehe, keinen Schutz bei der Justiz finde. Die Justiz aber sei ihrerseits an unzureichende Gesetze gebunden.

Stoeckers Stellung und Einfluß auf dieser Generalsynode waren außerordentliche. Annahme und Ablehnung der Vorlagen und Anträge hingen im wesentlichen von ihm und seinen Freunden ab.

Auch im Jahre 1894 hielt Stoecker wieder eine große Reihe auswärtiger Vorträge. So sprach er am 12. Mai in Düsseldorf über „Volksnot und Seelennot in Berlin"; am 7. März in Zwickau über „Die Bedeutung des Mittelstandes und die Notwendigkeit seiner Erhaltung und Stärkung".

Das Innere der Stadtmissionskirche, Stoeckers Predigtstätte.

IV.

Die Vorboten der Krisis.

Stoeckers große Gabe war es, für die Ideen einer christlich-sozialen Reform wirksame Propaganda zu machen, die Herzen zu erwärmen, die Intelligenzen anzuregen, den Willen zu beleben. Zehntausende, die alle Zuversicht auf einen friedlichen Fortgang unserer inneren Entwicklung verloren hatten, gewannen durch ihn wieder Mut und Glauben an eine bessere Zukunft. Und die Pessimisten, die sich bereits in den Gedanken an die Unvermeidlichkeit großer Katastrophen fest hineingelebt hatten, faßten neue Hoffnung, daß es doch noch möglich sein werde, die Sozialdemokratie innerlich zu überwinden und Staat und Reich vor den Schrecken einer Revolution und eines Bürgerkrieges zu bewahren.

Ein Organisator war Stoecker aber nicht. So kam es, daß manche von ihm angeregte Menschen allmählich wieder erkalteten und sich verloren, weil man versäumt hatte, sie rechtzeitig in Reih' und Glied zu stellen. Oder auch es bemächtigten sich unternehmende Organisatoren der politisch Erweckten und schufen Parteigruppen, deren Ziele sich aber von den Stoeckerschen bisweilen recht weit entfernten. Dies geschah besonders in dem Sinn, daß die einen das Christentum verdiesseitigten und zu einer halb sozialen, halb demokratischen Parteitheorie machten, während andere vom Christentum kaum noch sprachen, sich vielmehr darauf beschränkten, einzelne volkstümliche Gedanken aus Stoeckers Ideenkreis herauszuheben, zu isolieren und Gruppen darum zu sammeln. Die Christlich-Sozialen spalteten sich in zwei Gruppen, die Alten und die Jungen; weiter trennten sich von den Konservativen und Christlich-Sozialen die Antisemiten

und zerfielen dann wieder in verschiedene Richtungen, die sich gegenseitig befehdeten.

Stoeckers Stellung zu allen diesen Splittern der Berliner Bewegung war eine recht schwierige. Halb waren sie Anhänger, halb Gegner. Anfänglich konnte man zu ihrem Vorgehen schweigen. Der nicht Feind war, war Freund. Mit der Zeit stellte sich aber immer dringender die Notwendigkeit heraus, klare Grenzen zu ziehen, das Tischtuch zwischen sich und denen zu zerschneiden, die in gewissem Sinne zu Stoeckers Anhang gezählt werden konnten, durch ihr Gebaren aber sowohl Stoecker persönlich, wie die ganze Sache der christlichen Sozialreform kompromittierten. Diese beginnende Verfälschung der ganzen von Stoecker entfachten Bewegung war aber um so gefährlicher, als sie dem Kapitalismus, der Feindschaft wider alle Reform, tagtäglich Vorwände lieferte, das Kind mit dem Bade zu verschütten, und aus den Uebertreibungen, Entgleisungen, Exzentrizitäten einzelner oder auch ganzer Gruppen die Beweismittel herzuleiten, daß nicht im Fortschritt eines modernen Arbeitsrechts, sondern in einer kapitalistisch gedachten Reaktion, das Heil der Zukunft liege.

Dieser Kapitalismus sann in der Tat auf Reaktion. Und dabei richtete seine Gegnerschaft sich mehr gegen die Christlich-Sozialen, als gegen die Sozialdemokratie. Diese letztere kam mit ihrem Klassenkampf von unten den Freunden des Klassenkampfes von oben in etwas zu Hilfe. Gegen den Satz, daß Gewalt mit Gewalt zu unterdrücken sei, ließ sich wenig einwenden. Aber mit den Vertretern einer verständigen Reformpolitik war doch erheblich schwerer fertig zu werden, zumal sie einen großen Teil der öffentlichen Meinung für sich hatten.

Der Kampf gegen die Reform nahm nun sehr mannigfache Formen an und wurde von sehr verschiedenen Zeitungen und Personen geführt. Aus diesen hob sich aber allmählich ein Mann immer entschiedener und so bedeutsam heraus, daß sein Name mit der Zeit ein Prinzip zu verkörpern begann: der Freiherr von Stumm.

Stumm war ein Hüttenbesitzer im Saarrevier, ein Mann von beachtenswerter Intelligenz, aber von noch größerer Leidenschaft, der Typus des Geldaristokraten. Ursprünglich hatte er

in die sozialen Fragen ein gewisses Maß von Wohlwollen hineingebracht. Als er aber merkte, daß man den Arbeitern nicht nur Wohltaten, sondern auch Rechte geben wollte, wurde er ein bitterer Feind aller christlich-sozialen Bestrebungen und ein ausgesprochener Gegner Stoeckers. Seine Gegnerschaft wurde aber mit der Zeit um so gefährlicher, als es ihm gelungen war, Zutritt am Hof zu finden und ein persönlicher Günstling des Kaisers zu werden. Hier verstand er es meisterlich, die von ihm vorgefundene Abneigung gegen Stoecker zu vertiefen, zu steigern, und dem Monarchen seine eigenen scharfen Anschauungen als politische Richtschnur zu suggerieren.

Die erste Scheidung, die Stoecker von vormaligen Anhängern herbeiführen mußte, galt den Antisemiten; sie geschah im Anschluß an die Reichstagswahl von 1893. Diese Wahl vollzog sich auf Grund einer Reichstagsauflösung, zu der eine Militärvorlage geführt hatte. Die Konservativen schnitten im ganzen nicht schlecht ab. Aber Stoecker verlor seinen Siegener Wahlkreis an den liberalen Kommerzienrat Dresler, weil zu dem gegen Stoecker gebildeten Kartell der Linken und der Katholiken die Antisemiten hinzugetreten waren. Der traurige Hohlredner Böckel hatte sich gegen Stoecker aufstellen lassen und mit seiner nichtigen, phrasenhaften Beredsamkeit doch so viel Stimmen abgesplittert, daß Stoecker erlag. Das „Westdeutsche Volksblatt" vom 5. Juli 1893, ein antisemitisches Organ, berichtete zynisch:

„Ein Wermutstropfen findet sich freilich auch in diesem Freudenbecher! Der Hofprediger a. D. Stoecker ist in seinem alten Wahlkreis Siegen unterlegen! Das ist tief zu beklagen, allein wir können Herrn Stoecker den Vorwurf nicht ersparen, daß er zum Teil selbst die Schuld seiner Niederlage trägt! Wie nämlich der „Siegerländer Volksfreund" schreibt, haben auch die dortigen Deutsch-Sozialen in der Stichwahl gegen Stoecker gestimmt! Und zwar aus dem durchaus zu billigenden Grunde, weil sich Stoecker in einem ostpreußischen (?) Kreise als Gegenkandidat gegen einen deutsch-sozialen Kandidaten aufstellen ließ! Haust du meinen Bauern, so haue ich deinen Bauer, das wird die Parole in allen Wahlkämpfen sein; sie war es auch bei den Siegerländer Antisemiten!"

Der als „ostpreußisch" bezeichnete Wahlkreis war der Kreis Neustettin. Hier kandidierte unter der Protektion von Rektor Ahlwardt der Berliner Prof. Paul Förster. Ahlwardt, der alle Ursache hatte, Stoecker dankbar zu sein, da dieser ihn sogar in seinen ewigen Geldverlegenheiten mit recht erheblichen Beträgen unterstützt hatte, begann gleichwohl eine ganz würdelose, aber

bei den Ungebildeten äußerst wirksame Agitation. Am meisten Wirkung erzielte er mit dem überall vorgebrachten Exempel: „Wenn ein kleiner Mann für 5 Pfennig einen Schnaps trinkt, dann ist derselbe nur einen halben Pfennig wert, 4½ Pfennig sind Steuern, die darauf ruhen. Wenn ein Reicher eine Flasche Champagner trinkt für 10 Mark, dann ruht nur 1 Mark Steuern darauf, also muß der Arme 80 Prozent mehr Steuern geben als der Reiche. Und so ist es mit allem."

Gegen diese demagogische Verwüstung des Kreises wußten nun die besten Männer desselben keinen anderen Rat, als Stoecker selbst zu rufen. Stoecker weigerte sich zunächst auf Grund seiner persönlichen Beziehungen zu Prof. Förster. Aber man bestürmte ihn, die dringendsten Bitten gingen an ihn ab, besonders bei der Nachwahl, nachdem der konservative Kandidat Herr von Hertzberg-Lottin zurückgetreten war. So gab er nach. Es erschien ein Wahlaufruf mit den besten Namen des Kreises, Landrat von Bonin an der Spitze. Aber es war zu spät. Die Ahlwardtsche Demagogie hatte ihre Dienste getan. Das Ende war der Mißerfolg.

Stoecker hielt nun mehrere Volksversammlungen in Berlin ab, in denen er den sog. „Radauantisemiten" in der schärfsten Weise entgegentrat, was natürlich zur Folge hatte, daß diese durch Lärmen und Toben und Störung der Versammlungen ihre Rache nahmen. „Ich habe es" — sagte Stoecker — „mit Freude begrüßt, daß ich durch meine Aufstellung im Wahlkreise Neustettin Gelegenheit fand, sowohl den Ahlwardtismus, als auch das Böckeltum zu bekämpfen. (Stürmischer Beifall und langanhaltender Lärm.) Herr Böckel hatte schon lange vor der Reichstagsauflösung geschrieben, er müsse mich aus meinem Wahlkreise Siegen verdrängen. Nun, Herr Böckel bekam in Siegen 1000 und ich 11 000 Stimmen. (Stürmischer Beifall.) Bei der Stichwahl empfahl Böckel den Antisemiten, für meinen Gegenkandidaten, den Nationalliberalen Dresler, zu stimmen. (Lärm.) Was ich über Böckel sagte, ist unbestreitbar, ich war und bin daher genötigt, ihn bis aufs Blut zu bekämpfen. Die Kampfesart Ahlwardts hat es mir zur Pflicht gemacht, auch bei der Nachwahl in Neustettin zu kandidieren, gleichviel, ob Sieg oder Niederlage. (Stürmischer Beifall und heftige Pfuirufe.

Pfeifen und Schreien.) Meine Herren! Ueber den heutigen Skandal wird die Judenpresse die größte Freude empfinden." Die Versammlung mußte des Lärms wegen vorzeitig geschlossen werden.

Die Kampfstellung, welche die Antisemiten gegen Stoecker einnahmen, war aber sachlich ganz unbegründet. Stoecker hielt seine stets vertretene Meinung in der Judenfrage durchaus fest, und schließlich war er doch derjenige gewesen, der als erster den Mut gehabt hatte, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Man hat ihm vorher und nachher oft den Vorwurf gemacht, daß es ihm an klaren Zielen in der Judenfrage gefehlt habe. Dieser Vorwurf ist aber unbegründet. Stoecker hat stets darauf hingewiesen, daß es neben der Grundforderung einer allgemeinen von christlichem Geist durchdrungenen Sozialgesetzgebung, nur ein einziges Spezialmittel gebe, den jüdischen Einfluß zurückzudrängen, und dies Mittel sei die rechte Handhabung der Verwaltung. Von den radikalen Gesetzesvorschlägen, die bei den Antisemiten ersonnen und agitatorisch verwertet wurden, hielt Stoecker wenig oder nichts. Es schien ihm ganz unmöglich, die Taufe, gleichviel, in welcher Art, zur Bedingung staatsbürgerlicher Rechte oder Entrechtungen zu machen. Dagegen betonte er stets, daß es in der Hand der Verwaltung liege, jüdische Offiziere, Richter, Landräte, Schulmeister usw. dem Volke fernzuhalten. Der Gang der Dinge hat Stoecker völlig recht gegeben. Antisemitische Gesetze in den Parlamenten durchzubringen, ist nicht gelungen. Dagegen hat die Not der Zeit und der Zustände selbst liberale Minister gezwungen, gegen das Vordringen des Judentums auf dem Verwaltungswege Schutzwälle aufzurichten. Mögen es nur kleine und verschämte Anfänge sein — jedenfalls sind es die einzigen Anfänge. So war es nicht nur töricht und unsinnig, sondern ein Frevel an der eigenen Sache, wenn jene wilden Antisemiten den einzigen Mann, der im Landtag und Reichstag die Judenfrage mit Geschick und Beredsamkeit behandelte, nur deshalb nicht unterstützten, sondern bekämpften, weil er für radikale, aber undurchführbare Forderungen nicht zu haben war. Stoecker erkannte klar, daß in der Judenfrage ohne Mithilfe der Regierungen nichts zu machen sei, weil eben die Hauptsache nicht durch Gesetz, sondern durch Verwaltungs-

maßregeln zu geschehen hatte. Die blöde Menge aber tobte, weil ihr Stumpfsinn nur die radikalen Forderungen zu verstehen vermochte.

Wenn Stoecker mit der Fürstengunst seine Erfahrungen gemacht hatte, so lernte er nun auch die Wandelbarkeit der Volksgunst kennen. Immerhin blieb doch ein großer Kreis von ernsten Männern, die treu zu ihm hielten, und alle Verdächtigungen und Verleumdungen der Feinde nach ihrem Wahrheitswert richtig einschätzten. Und es traten neue Freunde hinzu. Unter diesen verdient ein ausgezeichneter und edler Mann namentlich genannt zu werden — der hessische Standesherr, Graf Friedrich zu Solms-Laubach. Graf Solms, oder wie er in Hessen genannt wurde, „der Graf Laubach", hatte sich aus tiefster Ueberzeugung und auf Grund bemerkenswerter sozialpolitischer Kenntnisse und eines sehr gesunden Urteils den Christlich-Sozialen als Richtung und Stoecker persönlich angeschlossen, und hat mit großer Unabhängigkeit des Charakters auch in kritischen Tagen treu und fest zu ihm gestanden.

Es mag hier gleich ein Brief folgen, den Graf Solms Ende 1895 aus Darmstadt an Stoecker schrieb, weil er in treffender Weise die Lage beleuchtet. In dem Briefe heißt es:

„Leider war es mir nicht möglich, persönlich Ihnen zu Ihrem 60. Geburtstag meine Glückwünsche darzubringen, da ich auf einer Reise in Schlesien bei Schwiegereltern und Kindern keine Muße zu einem Briefe fand, jedoch habe ich wenigstens dafür gesorgt, daß der Laubacher Verein den Tag nicht ohne Lebenszeichen vorübergehen ließ. Sie dürfen überzeugt sein, daß mein Fehlen unter den Gratulanten, das nur äußere Gründe hatte, keinen Schluß auf die unwandelbaren Gesinnungen Ihnen gegenüber gestattet. — Ich habe in diesen Tagen viel und herzlich Ihrer gedacht, und der Schwierigkeiten und Bedrängnisse, denen ein anderer als Sie wohl erlegen wäre.

Aber ich habe bei verschiedenen Gelegenheiten auf meiner Reise den Eindruck gewonnen, daß, wenn der Sturm auch momentan ruht, doch mit zielbewußter Hartnäckigkeit in gewissen Kreisen an Ihrer Vernichtung gearbeitet wird, und daß es noch immer geboten ist, größte Vorsicht zu üben. Was ich gehört, ist leider so beschaffen, daß Vertraulichkeit mir verbietet, irgend etwas Näheres zu sagen, aber ich will nicht verfehlen, eine vielleicht unnötige Warnstimme erschallen zu lassen, unnötig, da Sie gewiß besser unterrichtet sind, als ich, der ich nur von außen in die maßgebenden Kreise hineinblicke. Wenn ich im nächsten Monat zum Johanniter-Kapitel nach Berlin komme, was ich vorhabe, so werde ich mündlich eher Andeutungen machen können, Briefe können verloren gehen, auch ist nicht anzunehmen, daß in einem so heruntergekommenen Volke, das nichts mehr vom Briefgeheimnis hält, die Post eine moralische Ausnahme machen sollte.

Der Erlaß des Oberkirchenrats richtet sich wohl nicht allein an die um Naumann. Es könnte leicht ein Anfang einer wirksamen Aktion gegen Sie sein!

Was hat nur Gott mit unserem Volke vor? Diese bange Frage liegt unbeantwortet da. — Ich sah vor Jahren in Badenweiler das Haus eines geheimnisvollen Sonderlings, dem alle möglichen Verbrechen nachgesagt wurden, im Walde, wie das Haus der Hexe im Märchen von Hänsel und Gretel gelegen, darauf stand in roten Lettern der Spruch:

Wo Demut weint und Hochmut lacht
Da ist der Völker Glück gemacht! —

Unsere letzten 25 Jahre illustrieren die scheußliche Unwahrheit dieses Diktums. In Demut errangen wir die Siegespalme und die erste Stelle im Rat der Völker, und nach dem Rezept aus Badenweiler richten wir uns jetzt allmählich zugrunde." . . . . .

Der Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats, von dem Graf Solms spricht, war die dritte Kehre im Zickzackkurs der verstaatlichten Landeskirche im Hinblick auf soziale Fragen. Am 20. Februar 1879 hatte die Kirche ihre Geistlichen vor aller Sozialpolitik dringend gewarnt. Am 17. April 1890 hatte man den Geistlichen die soziale Arbeit nicht nur freigegeben, sondern sie dazu ermuntert; sie möchten in die Versammlungen der Arbeiter gehen und diesen mit Rede und Gegenrede unter die Augen treten. Und nun — 1895 — wieder das Gegenteil! Es wäre verständlich gewesen, wenn der Oberkirchenrat gewisse immerhin vorgekommene Entgleisungen sozial gerichteter Pastoren zum Anlaß genommen hätte, die Geistlichen vor bestimmten Gefahren zu warnen und die Antwort auf einige gewiß schwierige Fragen genauer zu definieren und zu vertiefen. Aber was offiziell zutage kam, waren die größten Oberflächlichkeiten. In dem Erlaß heißt es:

„Den hervorgetretenen irrigen Anschauungen gegenüber kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß alle Versuche, die evangelische Kirche zum maßgebend mitwirkenden Faktor in den politischen und sozialen Tagesstreitigkeiten zu machen, die Kirche selbst von dem ihr von dem Herrn der Kirche gestellten Ziele: Schaffung der Seelenseligkeit, ablenken müssen.

Die Einwirkung der Kirche auf diese äußerlichen Gebiete kann und darf niemals eine unmittelbare, sondern nur eine mittelbare, innerlich befruchtende sein."

Abgesehen davon, daß niemand je so ganz allgemein verlangt hatte, die evangelische Kirche solle „maßgebend mitwirkender Faktor" in „Tagesstreitigkeiten" werden, sondern doch höchstens in den Fragen, die ein starkes kirchliches und sittliches Interesse bedeuten, so läßt sich auch sonst kaum Flüchtigeres

sagen, als hier gesagt wird. Man braucht kein Prophet zu sein, um zu erkennen, daß die eminent sittlichen Sozialfragen, der Sonntag, die Trunksucht, die Unzucht, das Wohnungswesen, das ganze Arbeitsrecht u. a. m. mehr als eine „Tagesstreitigkeit" sind, und daß das Ziel der kirchlichen Arbeit mit dem Ausdruck „Schaffung der Seelenseligkeit" sehr ungenügend umschrieben wird. In Wahrheit wurde dieser ganze Rückzug vor der „unmittelbaren" Arbeit am Volksleben nur vollzogen, weil man entweder zu ohnmächtig war, oder zu sehr des tapferen kirchlichen Selbstgefühls entbehrte, dem Staat zu widerstreben, der jetzt zum dritten Male aus rein politischen Gründen der Kirche eine veränderte Direktive gab. Und echt staatsmäßig wurde am Schluß des geistlichen „Hirtenbriefes" mit den „Mitteln der Disziplin" den Unbotmäßigen sehr deutlich gewinkt. Durch die liberale Presse liefen sofort allerlei Notizen, daß die Absicht bestehe, Stoecker den Hofprediger-Titel zu nehmen.

Uebrigens traten doch auch Blätter, die unverdächtig waren, „christlich-sozial" zu sein, dem oberkirchenrätlichen Erlaß entgegen. So schrieben die „Grenzboten":

„Wir geben von vornherein zu, daß der kürzlich veröffentlichte Erlaß des preußischen Oberkirchenrats, wenn man ihn Satz für Satz durchliest, manche Wahrheiten enthält, die von den evangelischen Geistlichen beherzigt zu werden verdienen, und wollen an einzelnen anfechtbaren Wendungen hier nicht mäkeln. Schwerlich aber wird man sich, wenn man die Zeichen der Zeit bedenkt, des Eindrucks erwehren können, daß aus ihm nicht sowohl die Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen oder auch nur die Hierarchie, als vielmehr der Staat und die Bureaukratie zur Kirche reden. Es ist der erste, wiewohl sehr vorsichtige und beinahe ängstliche Versuch, der Kirche vorzuschreiben, was sie in des Staates Interesse tun oder lassen soll. Wir fürchten, daß dabei der Staat nichts gewinnen, die evangelische Kirche aber schweren Schaden leiden wird. Man darf gespannt sein, wie sich die Geistlichen und die kirchlich gesinnten Laien zu dieser und zu etwaigen schärferen Kundgebungen stellen werden. Namentlich wird viel auf die Haltung eines viel angefeindeten Mannes ankommen, dem, wie man auch sonst über ihn denken mag, der Ruhm gebührt, der Vater der sozialen Bewegung innerhalb des gebildeten Bürgertums zu sein. Wir können nicht glauben, daß Stoecker das Werk seines Lebens mit schnöder Fahnenflucht beschließen werde."

Diese Gefahr der Fahnenflucht war in der Tat nicht vorhanden. Stoecker opponierte offen in seiner Kirchenzeitung. Wolle man den Niedergang aufhalten und den deutschen Geist herstellen, so müsse man auch den Mammon und die schlechte Presse bekämpfen. „Geschieht dies nicht, läßt man die Dinge im Innern

weitergehen, wie sie seit einem Vierteljahrhundert gegangen sind, so treibt Deutschland einer bösen Zukunft entgegen."

Eine andere Sache, die in diesem Jahre weit schwerere Tage für Stoecker bedeutete, war der Fall des Chefredakteurs der „Kreuzzeitung", Freiherrn von Hammerstein. Der Fall war deshalb so schwer, weil Stoecker in der Tat zu Hammerstein in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte. Freilich hatte wesentlich die Politik sie zusammengeführt. Hammerstein hatte persönlich nichts Gewinnendes — er war eine kalte und verschlossene Natur, hatte auch einen gewissen Zug zum Wohlleben, der Stoecker unangenehm war. Aber er war klug und scharfblickend, hatte speziell ein klares, volles Verständnis für die christlich-sozialen Aufgaben der Politik. So hatte sich doch auf Grund gemeinsamen Interesses und gemeinsamer Kämpfe eine gewisse Intimität und ein Verkehr auch der Familien herausgebildet.

Schon im Februar 1895 begannen die üblen Gerüchte und öffentlichen Anklagen gegen Hammerstein. Man sagte ihm nach, daß er sowohl den Beamten-Pensions-Fonds der „Kreuzzeitung" im Betrage von 400 000 Mark für sich verbraucht, als auch von Papierlieferanten der „Kreuzzeitung" in großem Maßstabe Darlehen bekommen und jahrelang das sonst 25 Pfennig für das Kilo kostende Papier mit 40 Pfennig bezahlt habe; ebenso erschienen sehr bald Andeutungen in den Blättern, daß er einen Lebenswandel führe, wie er mit den von der „Kreuzzeitung" vertretenen Grundsätzen unvereinbar sei.

Stoecker erfuhr zuerst von allen diesen Dingen durch den militärischen Mitarbeiter der „Kreuzzeitung", den ihm seit Jahren befreundeten Major Scheibert, der ihn in der ersten schmerzlichen Erregung über die gewonnene Gewißheit, daß Hammerstein ein Schuldiger sei, besuchte, und seiner Trauer — er war ein sehr offener und derber Mann — in starken Ausdrücken Worte verlieh. Scheibert war um so schmerzlicher bewegt, als er jahrelang Hammerstein wegen seiner Festigkeit hoch verehrt hatte.

Stoecker mochte die Beschuldigungen nicht glauben, tat aber doch sofort den Schritt, zu dem sonst kaum jemand den Mut gehabt hatte: er begab sich persönlich zu Hammerstein und sagte ihm offen alles, was man gegen ihn vorbringe, um der Sache

auf den Grund zu kommen. Hammerstein aber machte es hier nicht anders, als er es später mit allen anderen Fragern gemacht hat: er leugnete alles ab. Als Stoecker dringender wurde und meinte, daß alle jene Beschuldigungen doch nicht frei erfunden sein könnten, entgegnete Hammerstein: „Na, Sie sollten es doch wirklich wissen, wie oft und wieviel über uns auch ohne Grund gelogen wird." So blieb nichts übrig, als zu warten und zu schweigen. Uebrigens hatte Hammerstein damals augenscheinlich noch die Absicht und Hoffnung, seinen Verpflichtungen gerecht zu werden, denn in den ersten Tagen des März zahlte er an Stoecker die letzte Rate eines Fonds aus, der bei der „Kreuzzeitung" belegt und schon gekündigt, auch zum Teil schon zu einer Zeit zurückgezahlt war, bevor die Presse irgend welche Verdächtigungen öffentlich ausgesprochen hatte.

Es ist bekannt, daß das Komitee der „Kreuzzeitung" leider nicht so schnell und so energisch einschritt, wie es im Interesse der konservativen Partei wünschenswert gewesen wäre. So kam es, daß einerseits allem Klatsch der Feinde Tür und Tor geöffnet wurde, und andererseits diejenigen, die von Hammerstein das Schlechteste nicht glauben mochten, sich auf das Komitee verließen, und so argumentierten, daß, wenn das Komitee nicht einschreite, auch wohl die Sache so schlimm nicht liegen könne, wie sie von den Gegnern gemacht werde.

Da nun aber die ganze konservative Partei unter den fortwährend von den Gegnern wiederholten Beschuldigungen um so schwerer zu leiden hatte, als Hammerstein die Redaktion schlechthin fortführte und seine parlamentarischen Mandate ausübte, glaubte der Vorstand der Partei, der „Elfer-Ausschuß", im Juni energische Forderungen an Hammerstein sowohl wie an das Komitee der „Kreuzzeitung" stellen zu müssen. Ohne Zweifel mit vollem Recht. Von Mitte Juni bis Mitte Juli ziehen sich diese Verhandlungen zwischen Partei und Komitee hin. Erst am 9. Juli erklärte das Komitee, daß es Hammerstein suspendiert habe. An den Verhandlungen des „Elfer-Ausschusses" nahm Stoecker teil.

Besonders aus seinem Verhalten in der Sitzung vom 18. Juni sind später heftige Angriffe gegen ihn hergeleitet worden, und zwar in der Broschüre des Obersten von Krause „Zum Aus-

tritt Stoeckers". Es wird da erzählt, daß der Abg. v. Kröcher und der Abg. v. Levetzow Anträge formuliert hatten, die Ausschluß oder Ausscheiden Hammersteins zum Ziel hatten. Stoecker dagegen habe diese Anträge „bekämpft":

„Er hielt einen Beschluß, wie er von Herrn von Kröcher und Herrn von Levetzow beantragt sei, noch für verfrüht. Seinen Informationen zufolge habe Herr von Hammerstein den Pensionsfonds der „Kreuzzeitung" nicht in seinem persönlichen Interesse, sondern zum Ankauf des „Deutschen Tageblatts" verwendet und hierzu die nachträgliche Zustimmung des inzwischen verstorbenen Oberpräsidenten a. D. Freiherrn von Kleist-Retzow erhalten. Auch die Abmachungen mit dem Papierlieferanten Flinsch seien für Herrn von Hammerstein nicht gravierend, da derselbe aus eigener Initiative eine Herabsetzung des Papierpreises, und zwar bereits zu einer Zeit erzielt habe, zu welcher das Kuratorium der „Kreuzzeitung" noch ohne Kenntnis von dem Vorgange gewesen. Er wünsche daher, daß ein Beschluß im Sinne der Anträge der Herren von Kröcher und von Levetzow jetzt noch nicht gefaßt werde, sondern daß man zunächst das Ergebnis des von Herrn von Hammerstein gegen die Frankfurter „Kleine Presse" angestrengten Prozesses abwarten möge."

Weiter habe Stoecker gemeint, es sei nicht richtig, daß die Partei vorgehe, bevor das Kuratorium der Zeitung Schritte getan habe. Dann heißt es:

„Wie es möglich war, daß Herr Stoecker überhaupt noch für Herrn von Hammerstein eintrat, obwohl ihm die auch am 18. Juni wiederholt zur Sprache gebrachten Beschuldigungen wegen des Verhältnisses desselben mit der Flora Gaß bekannt waren, ist uns rätselhaft. . . . . Allerdings hat er (das Protokoll enthält nichts davon, wir haben es aber als selbstverständlich angenommen, und es ist uns auch bestätigt worden) das Verhältnis des Herrn von Hammerstein zu der Flora Gaß — für den Fall, daß es auf Wahrheit beruhe — auch seinerseits aufs allerschärfste verurteilt. Aber er hat doch — in für uns unlösbarem Widerspruch — trotz dieser und trotz der anderen Beschuldigungen Herrn von Hammerstein noch als Mitglied der konservativen Fraktionen der Parlamente erhalten wollen, zu einer Zeit, da die Majorität des Elfer-Ausschusses die sofortige Entfernung desselben aus der konservativen Partei schon für unbedingt nötig hielt."

Stoecker entgegnete auf diese Angriffe in seiner Kirchenzeitung folgendes:

„Die Schrift macht mir den Vorwurf, ich hätte Freiherrn v. Hammerstein noch als Mitglied der konservativen Fraktionen der Parlamente erhalten wollen zu einer Zeit, da die Majorität des Elfer-Ausschusses die Entfernung desselben aus der konservativen Partei für unbedingt nötig hielt. Und sie zieht daraus nachteilige Schlüsse auf meinen christlichen Charakter. Richtig ist, daß ich am 18. Juni 1895 die Anträge bekämpfte, welche

den Ausschluß Hammersteins aus der konservativen Partei bezweckten. Aber ich tat dies nicht, weil ich den Schuldigen hätte schonen wollen, sondern weil die Beschuldigungen gegen ihn, auch der Ehebruch, nicht genügend geklärt waren; von seinen strafgesetzlich verfolgbaren Verbrechen wußte man damals noch nichts. Besonders aus diesem Grunde meinte ich, daß der Ausschluß des Freiherrn v. Hammerstein noch nicht geboten sei, um so mehr, als ich annahm, daß der angekündigte Beleidigungsprozeß die wirklichen Tatsachen an das Licht bringen mußte. Ich führte aus, daß der Ausschluß aus der Partei Freiherrn v. Hammerstein in diesem Prozeß wehrlos machen müsse und fand dabei, wie ich mich deutlich erinnere, Zustimmung. Für den Antrag, welcher bezweckte, Freiherrn v. Hammerstein von der Redaktion zu suspendieren, habe ich mit voller Ueberzeugung gestimmt. Auch diese Maßregel hätte ihn aus der Partei hinausgedrängt. Kurz darauf, als die konservative Partei des Abgeordnetenhauses Stellung zu der Sache genommen hatte, bin ich es gewesen, der ihn veranlaßte, aus der Partei auszutreten.

Man wird, wenn man unparteiisch urteilt, in meinem Verhalten nichts weiter erblicken können, als das Bemühen, den Schuldigen nicht stärker zu belasten, als ich ihn belastet glaubte. Ich hatte ihm persönlich nahegestanden und nach den Urteilen seiner allernächsten Angehörigen und Freunde nicht annehmen können, daß er ehrloser Handlungen fähig sei. Andere, die ihm noch näherstanden als ich, haben sich ebenso getäuscht wie ich selbst. Vielleicht habe ich aus Mitleid mit ihm und seiner Familie die Sache milder beurteilt, als der kühle, rein politische Gesichtspunkt es gestattet. Aber ich werde es nie bereuen, daß ich einem ehemaligen Freunde, sei es auch einem tief gefallenen, die Christenpflicht der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zugleich zu erweisen suchte.

Daß Protokolle, die nach der Sitzung nicht verlesen, also unvollkommen sind, nach Monaten hervorgesucht und zur Ausarbeitung einer Schmähschrift Nichtmitgliedern des Elfer-Ausschusses überlassen werden, kann ich nicht für berechtigt halten. An den Anklagen gegen die Parteileitung in Sachen Hammerstein bin ich gänzlich unbeteiligt. Ich habe ihr Verhalten immer verteidigt. So kann ich auch die Art der Abwehr, die in der

Broschüre geübt wird, weil andere die Parteileitung angegriffen haben, nicht erlaubt finden.

Leicht übersieht man jetzt bei der Beurteilung der Dinge, daß damals die Schuld des Freiherrn v. Hammerstein überhaupt für geringer galt, als sich nachher herausstellte. Ich habe noch im Juli von einigen seiner früheren konservativen Freunde Mittel erbeten und selbst beigesteuert, um die Abreise der Hammersteinschen Familie zu ermöglichen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn in der nächsten Broschüre zu lesen wäre, ich hätte dem Schuldigen damit zur Flucht verholfen."

Soweit Stoecker, dessen Verhalten im Elfer-Ausschuß am 18. Juni gewiß aus politischen Gründen angefochten werden kann. Die Ansicht hatte volles Recht, daß es für die Konservativen geboten sei, sich so schnell wie möglich von Hammerstein zu trennen, und es kann vielleicht als eine unangebrachte Gerechtigkeit bezeichnet werden, wenn Stoecker diese Trennungsfrage noch offen lassen wollte, um nicht dem Kläger in einem bevorstehenden Gerichtsverfahren noch ganz neue Waffen gegen den Angeklagten in die Hand zu legen. Ganz unzulässig und durch nichts zu rechtfertigen sind aber die sittlichen Verdächtigungen, die vom Obersten von Krause gegen Stoecker ausgesprochen werden, und die — man kann sie nicht anders bezeichnen — perfiden Bemerkungen. Niemand konnte Unsittlichkeiten strenger verurteilen als Stoecker; aber es handelte sich damals lediglich um Gerücht und Verdacht, nicht um erwiesene Schuld. Stoecker wollte nicht ohne abschließende Untersuchung und ohne sicheres, aktenmäßiges Material ein Parteiverdikt aussprechen, das Hammerstein im bevorstehenden Gerichtsverfahren vielleicht schädigen konnte. Uebrigens auch das nur am 18. Juni. In der nächsten Sitzung am 5. Juli sind die sehr energischen Beschlüsse gegen das Kuratorium der „Kreuzzeitung" einstimmig, also auch von Stoecker mitgefaßt und mitunterschrieben. Wenn also Stoecker am 18. Juni wirklich geirrt hätte, so hat er sich am 5. Juli schon selbst korrigiert. Wahrscheinlich hatte sich in diesen 14 Tagen der Verdacht gegen Hammerstein wesentlich verstärkt.

Wie bekannt, zog sich die Sache noch lange hin. Auch im Juli und August herrschte in konservativen Kreisen noch

volle Unsicherheit, ob es sich bei den Verfehlungen Hammersteins nur um Schulden und Unordnungen handle oder um Schlimmeres. Eine Möglichkeit, Licht in das Dunkel zu bringen, hatte Stoecker so wenig wie irgendein Privatmann. Erst am 13. September gab das Komitee der „Kreuzzeitung" eine Erklärung ab, daß es die Angelegenheit dem Staatsanwalt übergeben habe.

Am 11. Juli schrieb Stoecker von Berlin an die im Raintal weilende Gattin: .... „Ich schwanke noch, ob ich zum Abschied zu Frau v. Hammerstein gehe. Aber die Situation ist zu unwahr. Und wenn man die Wahrheit nicht sagen kann, kann man auch nicht trösten."

Diese Wahrheit wurde dann nach einiger Zeit hergestellt. Hammerstein ging mit seiner Familie nach Sistrans in Tirol, und es scheint, daß er dort wenigstens der Frau reinen Wein einschenkte. Am 21. August heißt es in einem Brief der Frau v. Hammerstein an Frau Hofprediger Stoecker, nach einer schmerzlichen Klage, daß alle alten Freunde sich hart zurückzögen. „Ich weiß jetzt alles. Mein Mann hat mir alles gesagt.... Ich glaubte, ich müsse unter all dem Schweren, was mich schon betroffen, zusammenbrechen... Aber Gott ist meine Hilfe .... Nächst Gott hat mich die Liebe zu meinem Mann über das Schreckliche hinweggebracht, so daß ich nicht anders kann, als ihm von Herzen vergeben. Es wäre auch ein schlechter Dank für alles Glück, das er mir in den 30 Jahren unserer Ehe geschenkt hat, wo nie ein Schatten so trauriger Art dieselbe getrübt hat... Ich bitte Sie und Ihren lieben Mann, daß Sie mit mir beten für den, der viel Unrecht und Sünde getan, aber auch viel Leid darüber im Herzen trägt."

Auf diesen Brief hat Stoecker eine Antwort gegeben. Denn ein weiterer Brief der Frau von Hammerstein aus Sistrans vom 28. August beginnt:

„Ich habe den Brief Ihres lieben Mannes an meinen Mann gelesen. Es drängt mich, ihm aus voller Seele zu danken für die schönen Worte, die er ihm geschrieben. Ja, das ist wahre christliche Liebe und Freundschaft, die dem Verirrten nachgeht, und neben den scharfen Ermahnungen und Strafesworten, doch die versöhnende Liebe durchtönen läßt! Ich werde das

nie, nie vergessen, es berührt um so wohltuender und ermutigender, nachdem man von falschen Freunden das Gegenteil erfahren! Bitte, sagen Sie das Ihrem lieben Mann, auch daß ich weiß, daß seine Worte nicht auf undankbaren Boden fielen. Sicher wird mein Mann ihm selbst bald schreiben, aber bei seiner Eigentümlichkeit spricht mein Mann sich über innere Vorgänge schwer aus."

Es folgt nun in dem Brief eine lange Darlegung, daß der erste unzulässige Schritt Hammersteins in den Finanzsachen verursacht sei durch eine Bürgschaft, die er für einen alten Freund übernommen. Stoecker hatte die Wahrheit der Geschichte bezweifelt. Frau v. Hammerstein versichert, daß in diesem Punkt ihr Mann die Wahrheit gesprochen.

Am 14. September kehrte Stoecker vom Sommeraufenthalt im Raintal nach Berlin zurück und fand die Presse voll großer, auch gegen ihn gerichteter Erregung, teils wegen der gerade im „Vorwärts" erfolgten Publikation des „Scheiterhaufenbriefs", teils wegen der Hammerstein-Sache. Sofort gab er eine öffentliche Erklärung ab, die sich in ihrem ersten Teil mit dem Brief befaßte, dann aber weiter sagte:

„Was den Vorwurf gewisser liberaler Ehrabschneider betrifft, ich hätte Freiherrn von Hammerstein in der Angelegenheit eines für mich bestimmten Fonds durch eine unwahre Erklärung decken wollen, so bemerke ich, daß ich sofort, als ich im Abgeordnetenhause von der Sache erfuhr, noch in derselben Stunde brieflich Aufklärung forderte. Freiherr von Hammerstein bestritt in seiner Antwort den ihm in Betreff des Fonds gemachten Vorwurf und zahlte nach wenigen Tagen den Rest desselben aus. Ein Teil davon war schon Monate vorher, ehe der Fall Hammerstein irgendwie in die Oeffentlichkeit kam, zur Auszahlung gekommen."

Am 16. September knüpfte dann an diese Erklärung die „Kölnische" einen über alles Maß boshaften Artikel, in welchem Stoecker andeutend bezichtigt wurde, mit Hammerstein unter einer Decke gesteckt zu haben und mitschuldig zu sein an den Verbrechen, Mitwisser der sittlichen Verfehlungen. Es wird gefragt:

„Ist es wahr, daß Stoecker vom Komitee der „Kreuzzeitung" oder einem Mitgliede des Komitees befragt, wie die Sache eigentlich zusammenhinge, die Antwort gegeben hat, er sei abgefunden, könne aber über Einzelheiten nichts sagen, da er durch sein Ehrenwort gebunden sei? Wenn das aber wahr ist, wie ist denn Herr Stoecker dazu gekommen, in einer Angelegenheit, die nach seiner vorgestrigen Erklärung so einfach und selbstverständlich liegt, sich durch Ehrenwort zum Schweigen zu verpflichten? Hat sich ferner Herr Stoecker

nicht gesagt, daß es Christen- und Menschenpflicht gewesen wäre, den verstorbenen Güthlein (G. war Rendant der „Kreuzzeitung") in Schutz zu nehmen, auch wenn er persönlich mit ihm wohl nicht so befreundet war, als mit Herrn von Hammerstein. . . . . Ueber alle diese Dinge muß Klarheit geschaffen werden, wenn nicht früher, so vor Gericht."

Diese Klarheit ist dann sehr bald vor Gericht in der Tat geschaffen worden. Stoecker ist mit vielen anderen Zeugen vor den Untersuchungsrichter geladen, aber gar nicht einmal befragt worden, weil es an allen Anhaltspunkten und an jeder Beziehung seinerseits zu den Dingen fehlte, die im Prozeß zur Verhandlung kamen.

Für die Oeffentlichkeit gab er am 17. September eine Erklärung wider die „Kölnische" ab, die freilich im Ausdruck äußerst heftig war, deren Heftigkeit aber durch die maßlose Nichtswürdigkeit der erhobenen Vorwürfe zum mindesten erklärt wird. Zur Sache hieß es:

„Ich erkläre der ganzen liberalen Sippschaft von Verleumdern ein für allemal, daß ich, wie viele andere, wie seine nächsten Verwandten und Freunde, Freiherrn von Hammerstein bis zum Frühjahr 1895 für einen durchaus ehrenwerten Mann hielt, an dessen Schild kein Flecken hafte. Als ich die erste Andeutung von seinen Vergehungen erhielt, bin ich in demselben Augenblick zu ihm geeilt, um die Wahrheit zu erfahren. Seitdem habe ich, je nach dem Maße der Erkenntnis seiner Schuld, meine Beziehungen zu ihm als Freund und Seelsorger dazu verwandt, ihn zur Aufrichtigkeit zu mahnen und ihn zu bewegen, daß er auf seine politischen Stellungen freiwillig verzichte. Daran, daß er in der „Kreuzzeitung" wie in der konservativen Partei völlig unhaltbar sei, habe ich ihm von Anfang an keinen Zweifel gelassen. — Daß ich mich durch mein Ehrenwort gebunden hätte, über Einzelheiten in der Angelegenheit des vielbesprochenen Fonds nichts zu sagen, ist eine Lüge. Da ich den verstorbenen Rendanten Güthlein nicht näher kannte, sondern ihn nur einigemal im Vorzimmer des Kreuzzeitungsbureaus flüchtig sah, hatte ich in dieser Sache überhaupt kein genaues Urteil. Ich konnte deshalb vor dem Komitee auch nichts anderes aussagen, als daß der Fonds ausgezahlt sei und daß ich nicht feststellen könne, ob Freiherr von Hammerstein in seiner Antwort auf meine Anfrage Wahrheit oder Unwahrheit berichte. Gleich darauf brach dann die Katastrophe herein und offenbarte uns allen die erschütternden Tatsachen, welche jetzt von einer zügellosen Presse zu Parteizwecken ausgebeutet werden. Ich halte ein solches Verfahren für verächtlich und hoffe, daß auch liberale Männer von Ehre darin mit mir übereinstimmen."

Richtig ist also nur, daß Stoecker sich nicht pharisäisch von Hammerstein zurückgezogen hat, wie es damals viele seiner vormaligen Parteigenossen taten; es schien ihm feige und unwürdig, nur abzurücken, um die eigene Haut in Sicherheit zu bringen und nicht in irgendeiner Verbindung mit der Sache

genannt zu werden. Stoecker war zu sehr Geistlicher und Seelsorger, um den Gefallenen einfach seinem Schicksal zu überlassen, und zu barmherzig, um sich von der zeitweilig total verarmten und aller Subsistenzmittel beraubten Familie zurückzuziehen, die er ausgiebig unterstützte. Selbst im Gerichtssaal ging Stoecker nicht kalt an Hammerstein vorbei. Am 23. April 1896 schreibt ein Anhänger: „Ich kann es nicht unterlassen, Ihnen von Herzen zu danken, für die wahrhaft edle Handlungsweise, die Sie dem Freiherrn von Hammerstein bei seiner Verurteilung angedeihen ließen. Mit Rührung las ich: „Herr Hofprediger Stoecker trat auf den Angeklagten zu, reichte ihm die Hand und tröstete ihn mit einem Bibelspruche." Sie werden ob dieser Handlung wieder vielfach angegriffen werden; aber das Bewußtsein, einem Manne, der so tief gestürzt wurde, sich auch in einer so schweren Stunde, wo sich alles von ihm wendet, als Freund gezeigt zu haben, wird Ihnen über alle Anfeindung hinweghelfen."

Stoecker hat sich auch von dem Gefallenen nicht zurückgezogen, nachdem er verurteilt war, sondern hat ihn im Zuchthaus besucht und aufgerichtet.

Am 2. Juli 1896 schreibt Stoecker an die auf dem Raintal abwesende Gattin, daß er eben von Kögels aufgebahrter Leiche komme. Dann weiter:

„Vorher war ich bei Hammerstein im (Untersuchungs-) Gefängnis, habe ihn allein gesprochen und mit ihm gebetet. Er ist reumütig, wie er es nun einmal sein kann. Dreimal erstickte seine Stimme in Schluchzen. An seine Frau denkt er nur mit der tiefsten Bewegung seines Herzens. Die Hoffnung, daß sie ihn nach der Strafe wieder aufnehmen werde, habe ihn von dem Sturz ins Meer behütet. Ich fragte ihn, wie er dies verbrecherische Treiben habe aushalten können. Er wisse es selber nicht, antwortete er; die erste Sünde habe mit furchtbarer Konsequenz die anderen nach sich gezogen."

Die verarmte und verzweifelte Familie Hammerstein klammerte sich nun durch alle die nächsten Jahre, da sie von den meisten Verwandten und Bekannten im Stich gelassen wurde, vorzugsweise an das Stoeckersche Haus an, und hat von hier viel direkte und indirekte Unterstützung erfahren. Ganze Stöße von Briefen der Frau von Hammerstein geben davon Zeugnis. Leider hat aber Stoecker nicht erlebt, was er doch sehnlichst hoffte: den Gefallenen in die Bahn einer wirklich ernsten Reue und Buße

einlenken zu sehen. Zeitweilig schien wohl dem Unglücklichen eine Erkenntnis von der Tiefe seines Falles aufzugehen und der Entschluß einer ernsten Sinnesänderung zu reifen. Ob er aber von der Trauer über die Folgen seiner Sünde zur Trauer über die Sünde selbst durchgedrungen, ist vor Menschenaugen wenigstens nicht offenbar geworden.

Ueber den Rendanten Güthlein liegt ein Brief Hammersteins an Stoecker vom 5. März 1895 vor, worin es heißt:

„Was den Zusammenhang der Sache (verspätete Rückzahlung der letzten Rate des Fonds) anlangt, so wiederhole ich, daß ich es sehr bedaure, daß Sie meine Andeutungen über Güthlein weitergegeben haben. Ich habe den sonst braven Mann gerettet, indem ich ihm über einen Betrag des Fonds quittierte, den er tatsächlich nicht mehr voll besaß und so den Schein des Unrechts auf mich genommen. Wäre er länger am Leben geblieben, so hätte er selbst alles ausgeglichen. Ich hatte ihm versprochen, niemals über die Angelegenheit zu sprechen und ich tue es auch nur Ihnen gegenüber. Sie würden mich aber verbinden, wenn Sie Graf Kanitz — dem Zeremonienmeister — die Erklärung abgeben wollten, daß Ihnen der Fonds unversehrt ausgeliefert ist und daß Sie alles in Ordnung gefunden haben. Besten Gruß Ihr

Hammerstein."

Es ist so gut wie sicher, daß diese ganze Beschuldigung des verstorbenen Güthlein von Hammerstein nur erfunden ist, um sich zu entlasten; Güthlein war ein tadelloser Rendant und einwandfreier Ehrenmann gewesen. Das konnte aber Stoecker damals gar nicht wissen, da er Beziehungen zum Rendanten der „Kreuzzeitung" nie gehabt hatte.

Als Stoecker in jenen Septembertagen nach Berlin kam, war seine Gattin im Raintal zurückgeblieben. Aus dieser Zeit liegen einige Briefe vor, die hier folgen mögen:

Stoecker an die Gattin.

Berlin, den 14. September 1895.

„Nach gut durchschlafener Nacht bin ich wieder im städtischen Heim und fand alles in Ordnung. — — — Nun die öffentlichen Sachen. Ich habe gleich eine vorläufige Erklärung veröffentlicht, die zunächst genügt. Du wirst sie lesen. Uebrigens haben die süddeutschen Konservativen, besonders die Stuttgarter, sich ausgezeichnet benommen. Was Schrempf, der Redakteur der „Reichspost", geschrieben hat, trifft die Nägel auf den Kopf. Ich hätte es nicht stoeckerischer und christlich-sozialer machen können.

Aber nun das Schwere. Hammerstein hat Wechsel gefälscht im Betrage von 200 000 Mark. Er ist wirklich zum Verbrecher herabgesunken. Und das ist nicht das einzige Verbrecherische. Gott sei seiner Seele gnädig! In diesen Tagen kommt der Steckbrief. Was wird er tun?"

Frau Stoecker an den Gatten.

Raintal, den 17. September 1895.

„Als ich die Nachricht über Hammerstein las, ist mir beinahe mein Herz stillgestanden vor Schrecken, und die ganze Nacht hat mich das Wort „Verbrecher" verfolgt. Wie wird die Frau es ertragen und was wird sein Ende sein? Du wirst auch schwer darunter leiden, und die Hoffnung, beim Komitee zugunsten seiner Familie etwas zu erlangen, ist ja nun ausgeschlossen."

Raintal, den 20. September 1895.

„In solchen Zeiten, wie jetzt, wo mal wieder alle Wetter über Dich gehen, da ist es doch besonders gut, wenn man inwendig solch ein stilles, sicheres Plätzchen hat, wo kein Streit und keine Anfeindung hindringen kann — das ist die Treue zwischen Mann und Weib, die immer tiefer ihre Wurzeln schlägt und ein wetterfester Stamm geworden ist. „So wird die Liebe in uns mächtig und groß, nach manchen Leiden und traurigem Los." In all dem ungetrübten inneren Glück und Frieden muß ich nur stets an die arme Frau von Hammerstein denken, die ihren Mann so unsäglich geliebt hat. Wie sonderbar, daß die Freunde der Familie so wenig Schmerz zu empfinden scheinen bei diesem tiefen Fall. Jeder will nur seine Haut decken und sich so viel wie möglich unvermengt mit diesem Menschen hinstellen."

Raintal, den 21. September 1895.

„Du kannst Dir kaum denken, wieviel stiller und einsamer das ganze Dasein hier oben ist, wenn Du uns verläßt. Die Gelegenheiten, Briefe zu befördern, sind so selten, daß ich schon heute an unsern Verlobungstag denken muß, damit Du dazu ein kleines Liebeszeichen von mir erhältst. Die alte Zeit ist in meiner Seele sehr lebendig geworden durch ein Briefpäckchen, das man mir aus dem Nachlaß des alten Onkel Kähler über-

sandt hat. Auf meinem Geburtstagstisch lag die Verlobungsanzeige von Anna Krüger mit Adolf Stoecker, zu der ich aus dem noch schüchternen bräutlichen Glück heraus einige Worte geschrieben hatte, die den Wunsch aussprechen, ich möchte meinem Geliebten lebenslang Liebes und kein Leides tun. Das habe ich nun freilich nicht immer ausgeführt, manchmal hat er auch die dornige Seite des Ehestandes kennen gelernt. Aber im ganzen und innersten hieß es doch, Liebe um Liebe und Treue um Treue. Nicht wahr, mein Schatz, wir segnen den Tag, an dem wir unsern Bund für das Leben mit seinen lichten und trüben Tagen geschlossen haben und schauen vertrauensvoll auf Gottes Hände, die so viel Gnade über uns ausgeschüttet haben. Er helfe uns, daß unser gemeinsames Wandern immer das himmlische Ziel vor Augen habe und die Fußstapfen unseres Heilandes suche."

Daß in der ganzen liberalen Presse wieder Stürme gegen Stoecker entfesselt waren, wurde schon gesagt. Erwähnt mag sein, daß jetzt auch die „Christliche Welt" sich an dem Kesseltreiben beteiligte und Dr. Rade die bösartigsten Angriffe aus der liberalen Presse einfach herübernahm. Erwähnt sei auch, daß bei Stoeckers Akten ein Brief der Flora Gaß aus Basel von Ende 1896 sich findet, im Krankenhaus mit Bleistift geschrieben. Die vormalige Geliebte Hammersteins klagt, daß sie sich im tiefsten Elend befinde, krank im Hospital liege, ihr Vater sei lungenkrank, die Familie in Not. So bittet sie um Unterstützung. Eine ältere Dame aus Stoeckers Freundschaft übernahm es, durch christliche Bekannte in Basel die Angaben des Briefes kontrollieren zu lassen, und es stellte sich heraus, daß sie im wesentlichen der Wahrheit entsprachen. So wird man auch keinen Grund haben, einige Angaben ihres Briefes über Berliner Vorgänge zu bezweifeln, die eine starke innere Wahrscheinlichkeit für sich haben. Flora Gaß berichtet, daß nach dem Bekanntwerden ihrer Beziehungen zu Hammerstein die Juden ihr geradezu das Haus gestürmt hätten, um irgend etwas zu erfahren, was Stoecker kompromittieren könnte. „War Stoecker in Ihrer Gesellschaft? Hat Stoecker mit Ihnen diniert? Reden Sie offen. Es soll Ihr Schade nicht sein" — so hieß es immer wieder. Ja, sie berichtet, daß ein jüdischer Rechtsanwalt J. — sie nennt ihn mit

vollem Namen — ihr 500 Mark versprochen habe, wenn sie die Hand bieten wolle, um eine gefälschte Photographie herzustellen, die sie mit Hammerstein und Stoecker auf einem Bilde darstellen sollte. Gewiß soll die Briefschreiberin nicht als klassische Zeugin zitiert werden. Aber ihr Bericht ist so glaubhaft, daß er doch erwähnenswert schien. Und es verstärkt ihre Glaubwürdigkeit, daß sie Stoecker freiwillig zugesteht, in ihrer Broschüre über Hammerstein Unwahrheiten verbreitet zu haben.

Das war die traurige Affäre Hammerstein. Wie tiefe Eindrücke die elenden Verleumdungen der Preßbuben trotz alledem in Stoeckers Seele zurückgelassen hatten, das zeigte sich noch auf seinem Sterbebett. Es war eine der letzten Nächte, in der er plötzlich seine Pflegerin, eine österreichische Diakonissin, anredete: „Schwester, Sie haben doch nicht geglaubt, daß ich etwas von Hammersteins Schlechtigkeiten gewußt hätte? Ich wußte wirklich nichts, auch meine vertrauteste Frau wußte nichts, nichts," versicherte er der Schwester mit erregtem Ausdruck. Sein Neffe, der das Gespräch gehört hatte, suchte ihn zu beruhigen mit einem sehr kräftigen Wort über die Gegner, die ihm nicht glauben wollten. Als man ihn dann auf die große Geschichte vom Schächer am Kreuz hinwies, da war sein letztes Wort über diese schwerste Erfahrung seines Lebens: „Ja, Gottes Gnade!"

Neben der Hetze, die gegen Stoecker wegen seiner Beziehungen zu Hammerstein getrieben wurde, lief aber eine andere, noch wildere Agitation nebenher wegen des sog. Scheiterhaufenbriefs. Was über diesen Brief als solchen zu sagen ist, ist bereits an anderer Stelle gesagt worden. Hier handelt es sich nur noch um den Eindruck, den seine Publikation machte. Er war geschrieben zu einer Zeit, wo Bismarck und die Konservativen sich in scharfer Kampfstellung gegenüberstanden. Jetzt, acht Jahre später, war die Situation eine völlig veränderte: Bismarck gestürzt, und eine der populärsten Persönlichkeiten. In eine Stimmung des Wetteifers, ihm Ovationen zu bringen, fiel die Enthüllung des „Vorwärts" anachronistisch hinein.

Stoecker verteidigte sich in seiner „D. Ev. K.-Ztg." in eingehender Darlegung. Aber er konnte nicht hindern, daß seine

Feinde, die er auch in der konservativen Partei hatte, den Brief zur Erregung von Mißstimmung gegen ihn benutzten. Speziell die „Konservative Korrespondenz", das „amtliche" Organ der Partei, brachte einen Artikel, dessen Tendenz das „Abschütteln" war. In einer nächsten Nummer wurde dann etwas eingelenkt und erklärt: „Herr Hofprediger Stoecker ist Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses unserer Partei; daran, ihn aus dieser Stellung zu verdrängen, denkt niemand; ebensowenig denkt Herr Stoecker selbst an ein Ausscheiden."

Stoecker richtete folgenden Brief an den Vorsitzenden der Partei:

„Berlin, 2. Januar 1895.

Verehrter Herr von Manteuffel!

Anbei schicke ich Ihnen meine Erklärung zu dem unglückseligen Brief. Ich bitte Sie, dieselbe in die „Konservative Korrespondenz" aufnehmen zu lassen und vielleicht hinzuzufügen, daß damit die Sache erledigt sei und die „Korrespondenz" ihre anfängliche Beurteilung zurücknehme oder einschränke. — Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß es mich sehr erschreckte, als Sie mich gleich preisgaben. Ein gestohlener Brief mit gemeinen Kommentaren der schlechten Presse, der von mir nicht einmal anerkannt war und vielleicht überhaupt nicht echt ist, konnte meine Freunde doch nur zu der Erklärung bewegen, daß sie es ablehnen müßten, auf solche illoyalen Manöver irgendwie einzugehen. Statt dessen stellten Sie mich bloß und zogen nachher, als Sie selbst den Fehler des ersten Schritts erkannten, halb zurück. Wäre es nicht richtig, wenn Sie jetzt, nachdem meine Erklärung einen objektiven Tatbestand geschaffen hat, die Sache damit abschlössen, daß Sie meine Erklärung akzeptieren und anerkennen? Ich glaube, daß ich niemals mehr und tapferer als Anno 1887/88 für die konservative Sache gegen ihre schlimmsten Feinde gekämpft habe. Einer Schuld oder auch nur eines Fehlers bin ich mir nicht bewußt. — Und nun kommen Sie, Plettenberg und andere, um mich bloßzustellen. Das mußte — glaube ich — um so mehr vermieden werden, als ich zum Elfer-Ausschuß gehöre.

Selbstverständlich fühle ich, daß meine Stellung der konservativen Partei gewisse Schwierigkeiten bereitet. Man kann sagen, ich hätte die deutsch-sozialen und christlich-sozialen Geister geweckt, und sei nun nicht imstande, sie zu bannen, der Antisemitismus wie der junge christliche Sozialismus sei Feind der Konservativen. Aber seit wann ist diese Entwicklung eingetreten? Seit 1888/89, als mich der Kaiser desavouierte und schließlich zur Einreichung eines Abschiedsgesuches veranlaßte. Ich habe seitdem jede Möglichkeit, erfolgreich zu agitieren, verloren, und agitiere deshalb auch nicht mehr. Ohne Autorität ist ein Wirken im öffentlichen Leben unmöglich, und in Preußen hat jemand, der konservativ arbeiten will, aber unter der Ungnade des Königs steht, diese Autorität nicht.

Im Berliner Kirchenwesen, wo keine Hindernisse stattfanden, ist alles vortrefflich gegangen, die kühnsten Hoffnungen sind überflügelt. Und daß auch im Politischen die Judenfrage und das Christlich-Soziale eine große Macht besitzen, zeigt doch die gegenwärtige Lage. Wir Konservativen hätten diese

Ideen mehr benutzen müssen, anstatt uns davor zu fürchten. Nun haben uns andere den Wind aus den Segeln genommen. — Wäre es möglich gewesen, so hätte ich nach meinem Abgange vom Dom jede politische Tätigkeit am liebsten aufgegeben, da die Unersprießlichkeit derselben unvermeidlich ist. Aber ich konnte als Führer der Christlich-Sozialen diese meine treuen Freunde und unsere Fahne nicht im Stich lassen. Ich muß also sehen, wie ich mich durchschlage. Träte ich aus der konservativen Partei aus, was sehr nahe läge, um ihr die fortwährenden Aergernisse zu ersparen, so fürchte ich, würde das auf dem Gebiete des Reichstages die schlimmsten Folgen haben. Und die Liberalen hätten ihr Ziel erreicht, um andere Ziele zu verfolgen. Schon jetzt geht es auf Kropatscheck und Sie. — Die Sache ist schwierig. Ich weiß sonst immer einen Ausweg, hier nicht. Der Kaiser müßte uns freundlicher gegenübertreten; das würde helfen. Aber das ist jetzt weniger denn je zu erwarten. . . . .

Zu den konservativen Blättern, die sich fortan von Stoecker zurückzogen, gehörte der „Reichsbote", der zwischen den Zeilen Tadel durchblicken ließ, dagegen trat die „Kreuzzeitung" noch warm für Stoecker ein; mit größter Entschiedenheit auch die Provinzblätter und die meisten Sonntagsblätter.

Die „Bad. Landpost" schrieb am 15. September:

„Wahrlich, wenn etwas geeignet ist, die politische Verlogenheit, Charakterlosigkeit und Heuchelei so recht offenbar zu machen, dann ist es das Verhalten der liberalen Presse, die die aus kühler politischer Erwägung entstandenen taktischen Ratschläge als Ausfluß von Hinterlist und Intrigantenkunst hinstellt, lediglich, weil sie mit einer solchen Darstellung Geschäfte macht. Alle diese jetzt heuchlerisch „entrüsteten" Skribifaxe haben sicher in ihrem Leben schon ganz andere „Taktiken" befolgt und sind sich dabei fortgesetzt als ehrliche Männer vorgekommen. . . . Es ist unrichtig, wenn die „Kons. Korresp." sagt, daß die in dem Brief hervorgehobene persönliche Stellungnahme Stoeckers von der konservativen Partei stets mißbilligt worden sei. Das ist für die Fraktionsvorstände richtig, aber nicht für die Partei. In der Partei hat man die Kartellpolitik Bismarcks entschieden mißbilligt und nichts lebhafter gewünscht, als daß die „Flammen" die Situation derartig beleuchten möchten, daß auch der Kaiser die Unzweckmäßigkeit und den korrumpierenden Einfluß der Mittelparteilerei erkennen würde. . . . . Stoecker hätte von der Parteileitung in Schutz genommen und nicht angegriffen werden müssen."

Die „Pommersche Reichspost" schrieb eine „Warnung", die Parteileitung möge Stoeckers Volkstümlichkeit nicht unterschätzen, sondern wider die Preßmeute für ihn eintreten. „Denn die Parteileitung wird wohl selbst zugestehen: was die konservative Partei an Volkstümlichkeit bisher gegen frühere Zeiten gewonnen hat, das verdankt sie zum großen Teil dem Auftreten und der Wirksamkeit Stoeckers...."

Mit bemerkenswerter Unbefangenheit urteilte Charles Bonnefon im Pariser „Figaro", daß man Stoecker „Aufrichtig-

keit, Ueberzeugungstreue und Eifer nachrühmen müsse. Er hätte es sich in seinem Hofamt bequem machen können. Aber er hat es vorgezogen, nach allen Seiten hin zu kämpfen, und er hat das mit solchem Ungestüm getan, daß er fast allenthalben gehaßt wird: die Juden, die Sozialdemokraten und die Nationalliberalen reichen sich die Hand in ihrem gemeinsamen Haß gegen Stoecker und die Konservativen sehen in ihm voller Unruhe ein enfant terrible, das mit dem Feuer spielt."

Auch der Führer der Konservativen in Westfalen, Pastor Möller, stand damals noch zu Stoecker. „Es ist unnötig, zu sagen," — schrieb er — „daß wir Ravensberger mit Ihnen Schulter an Schulter stehen und daß es doch ohne schmerzliche Gefühle nicht abgeht, weil man Sie in Herford nicht hat küren können. Ich denke, wir bleiben die Alten. Ihre Geschichte ist die Geschichte unseres Elends, darum fühlt man sie doppelt tief mit. Gott nehme seinen „freudigen Geist" nicht von Ihnen....."

Ernst Böhme stellte mit folgenden Versen sich ein:

September 1895.

Stoecker heraus!
Nun führ' uns endlich zum frohen Strauß!
Haben „die andern" Dich alle verlassen,
Wollen wir Dich um so fester fassen!
Brich Du nun ganz ihre Ketten entzwei,
Mache Dich selbst und die Deinen frei!
Stoecker heraus!

Stoecker frisch auf!
Was will noch hemmen den freien Lauf?
Wenn sie sich feig in die Winkel drücken,
Wollen wir leuchtend zu Dir aufblicken;
Du bist doch treu und blank Dein Hieb,
Schmähen sie Dich, — wir haben Dich lieb!
Stoecker frisch auf!

Stoecker voran!
Bist doch „der bravste, der mutigste Mann"!
Die Dich nicht kennen, — die mögen schmähen,
Die sich fürchten, — die mögen gehen!
Häufen sie um Dich Schimpf und Schand,
Zuckt's uns im Herzen, brennt uns die Hand.
Stoecker voran!

Stoecker, zum Sieg!
Klein Deine Schar, gewaltig der Krieg!
Aber wir wissen, worum wir kriegen,
Wollen um Lohn nicht im Felde liegen!
Halte die Fahne, die reine, hoch!
Trotz aller Lüge! Du führst uns doch,
Stoecker, zum Sieg!

Ganz entgegengesetzt klangen natürlich die Töne aus der gegnerischen Presse, und man steigerte sich um so mehr in die Leidenschaft hinein, als die Hoffnung wuchs, Stoecker doch noch einmal, so oder so, von den Konservativen zu trennen.

War Stoecker in Hinsicht der Angriffe aus der Presse an Vieles und Starkes gewöhnt, so war ihm doch noch Stärkeres vorbehalten. Das Blatt, das in diesen Tagen den Rekord der größten Roheit und Gemeinheit aufstellte, war aber der „Kladderadatsch". Fast in jeder Nummer brachte dies elende Blatt grobe und plumpe, dabei absolut witzlose Angriffe. Hätte es etwa seine Ansicht mit den Waffen des eleganten Witzes und der feinen Satire geführt, so war Stoecker kein Böotier, sondern hinreichend Athener, und besaß Humor genug, sich über einen guten Witz zu freuen, selbst wenn er selbst der Gegenstand dieses Witzes gewesen wäre. Aber von Witz, Humor und geistreicher Satire war im „Kladderadatsch" nicht die Rede, sondern nur von geistloser, plumper Beleidigung und Beschimpfung. Man lese den Vers aus dem Leitgedicht vom 10. November 1895:

Wem alte Dogmen Zweifel wecken,
Der wird als Ketzer flugs verdammt;
Ist sonst kein Fehl auch zu entdecken
An ihm, man stößt ihn aus dem Amt;
Den frechen Lügner sehn wir schänden
Allsonntäglich das Gotteshaus,
Wir sehn das Sakrament ihn spenden,
Und keiner wirft den Kerl hinaus! Kladderadatsch.

Ebenfalls 1895 dichtete nach der Verhaftung Hammersteins der „Kladderadatsch" über die konservative Partei und ihre Führung:

Dem rauhen Strauchdieb ist gefolgt ein glatter,
Geschmeid'ger Bursch, der, wenn er redet, lügt,
Ein Mittelwesen zwischen Aal und Natter,
In dessen Leitung hat sie sich gefügt.
Von Ehren-Stoecker läßt sie nun sich führen
Am Narrenseil, wohin es immer sei;
An Widerstand nichts mehr läßt sie verspüren,
„Die kleine aber mächtige Partei".

Und 1896, als die Kirchlich-soziale Konferenz begründet war:

Nun rührt die Werbetrommel der teure Gottesmann:
„Die ihr mir treu geblieben, nun kommt! Heran, heran!
Verzage nicht, du Häuflein! Schon hab' ich über Nacht
An dem Geschäftslokale die neue Firma angebracht." . . . .

Nach schlimmen Zeiten geht es ihm wieder leidlich gut,
Der einst'gen Freunde Feigheit, sie gibt ihm neuen Mut:
Man gab ihm keinen Fußtritt, „mit Schmerzen" ließen ihn
Und „herzlichem Bedauern" Manteuffel und Genossen ziehn.

Nicht hieß es: „Marsch, hinaus jetzt, weil du ein Phrasen-Christ,
Ein abgebrühter Lügner und rechter Schmutzfink bist,"
Nein, höflich klang's: „Wir können mit dir nicht weiter gehn,
Weil wir sozialpolitisch auf einem andern Standpunkt stehn." . . .

Nennt euch „Die Lügengarde!" Dann ist die Sache klar,
Dann kann euch keiner halten für eine andre Schar.
Irrtümer zu vermeiden, ruft hell im Kampfe ihr:
„Die um den frechen Lügner sich treulich scharen, das sind wir!"

Welche Dekadenz des Geschmacks und der Gesinnung setzt es voraus, wenn ein Blatt, das die Blüte des deutschen „Esprit" bedeuten wollte, nichts anderes als schimpfende Gassenbuben-poesie zu produzieren vermochte wider einen der edelsten und geistvollsten Männer, die je über die deutsche Erde gewandelt!

Natürlich überlegte Stoecker, ob er Diffamationsklage erheben sollte. Aber es trat eine Anzahl der angesehensten konservativen Männer zusammen (Graf Zieten-Schwerin, Graf Andreas Bernstorff u. a. m.) und erklärten einstimmig, daß es sich hier um einen unwürdigen Gegner handle, der eben durch seine Unwürdigkeit unbeachtlich sei. Stoecker habe keine Verpflichtung, dem System der Feinde, ihn durch wüste Beleidigung in Prozesse zu verwickeln, Vorschub zu leisten. So unterblieb die Klage.

Es ist schon gesagt worden, daß im Jahre 1895, in dem sich die Beziehungen Stoeckers zu den Konservativen langsam, aber stetig abkühlten, das Drängen der grundsätzlichen Christlich-Sozialen auf völlige Scheidung immer stärker wurde; vollends das Drängen der „Jungen", die sich immer mehr um Pfarrer Naumann sammelten.

Schon im Februar schrieb Naumann an Pfarrer Weber, daß er sich über die Trennung der „Jungen" von den „Alten" freue, da die Gründe nur sozialpolitische seien.

Was wird nun? Ich fürchte, Stoecker wird noch immer eine besondere ältere Gruppe erhalten wollen. Wenn er es will, so können wir ihn natürlich nicht hindern, aber ich bedaure es doch sehr. Er hätte vor einem Jahre die Konservativen freiwillig verlassen sollen, dann wäre der Unterschied zwischen Alten und Jungen nicht so groß geworden und ihm wäre viel schweres Leid erspart geblieben. Zweimal in seinem Leben hat er einen nötigen Schritt zu spät getan: das Verlassen der Hofpredigerstelle und das Verlassen der Konservativen. Am 10. Februar haben wir jüngeren Christlich-sozialen in Erfurt Zusammenkunft.

Fr. Naumann.

Man sieht, daß Pfarrer Naumann als Prophet nicht höher steht, wie als Politiker. Die Gruppe, die Stoecker „noch immer" festhielt, hat heute noch ihren festen Platz im Reichstag und in der großen christlichen Arbeiterbewegung. Wo aber sind die „Jungen"?

Uebrigens blieb zunächst das Verhältnis Naumanns zu Stoecker doch ein leidliches. Anfang März schrieb er gelegentlich einer Rede des Herrn von Kardorff:

„Sie können es uns jüngeren Christlich-Sozialen nicht verdenken, wenn wir keine Freudigkeit mehr haben, mit diesen Herren gemeinsam zu marschieren. Es ist wohl wahr, daß von Kardorff nicht deutsch-konservativ ist, aber Graf Limburg-Stirum steht doch auch nicht viel anders. Ich habe den Eindruck, daß die christlich-soziale Gruppe vom Gros der Konservativen zwar geduldet, aber nicht gefördert wird. Habe ich darin Unrecht? Kommt nicht doch die Zeit, wo Sie mit Ihrer Partei und mit dem „Volk" sich frei machen?"

Anfang Mai versuchte Naumann, den von ihm gewünschten Bruch zwischen Konservativen und Christlich-Sozialen vorschnell herbeizuführen, und zwar auf Grund einer Polemik der „Kreuzzeitung" wider die „Hilfe". Aber am 8. Mai trat ihm Stoecker im „Volk" sehr entschieden entgegen:

„Daß Pfarrer Naumann jenen Artikel der „Kreuzzeitung" als einen Absagebrief der konservativen Partei an die Christlich-Sozialen auffaßte, war entschieden ein Irrtum. Die „Kreuzzeitung" stritt mit ihm, nicht mit der christlich-sozialen Partei; sie hatte auch nicht im Auftrag der konservativen Partei geschrieben, und Pfarrer Naumann vertritt nicht den gesamten christlichen Sozialismus. Die ganze Angelegenheit ist zunächst ein Streit zwischen zwei Blättern, nicht zwischen zwei Parteien, obwohl diese Parteien davon lebhaft bewegt werden. Die „Kreuzzeitung" hat denn auch in einem zweiten Aufsatz: „Noch ein Wort" die Naumannsche Auffassung zurückgewiesen und erklärt, daß sie die Christlich-Sozialen für ein außerordentlich wertvolles Element der konservativen Partei halte. Ich kann als Mitglied dieser Partei aus meinem langjährigen Verkehr mit den Männern derselben dies Urteil nur bestätigen. Für die Geltendmachung der Anschauungen unserer Gruppe, der älteren Christlich-Sozialen, habe ich innerhalb der konservativen Partei niemals irgendeine Hinderung, vielmehr oft die lebendigste Förderung erfahren. Allerdings ist dabei als selbstverständlich zu beachten, daß wir eine Richtung in der konservativen Bewegung darstellen, nicht diese selbst. . . .

Ich möchte darauf hinweisen, daß die Unterschiede in der Beurteilung der konservativen Partei zwischen Naumann und mir ebenso groß sind wie in der Schätzung der Sozialdemokratie. Und ich kann unmöglich für Artikel, welche das „Volk" schreibt, die Verantwortung übernehmen, wie ich dies oft erklärt habe, — um so weniger, als das „Volk" von mir völlig unabhängig ist. Jeder Kenner des öffentlichen Lebens weiß, daß keine Partei, auch kein Parteiführer sich mit einer Zeitung, die er nicht selbst redigiert, identifizieren kann. . . . . Ich will gern zugestehen, daß ich in der eigentlichen Auffassung der sozialpolitischen Reform bisher von Pfarrer Naumann nicht allzusehr abzuweichen glaubte. Was er in der zweiten Probenummer der „Hilfe" für das Notwendige erklärt, ein Zusammenwirken von Staatssozialismus, Berufsorganisation und Wirtschaftseinrichtungen, das ist genau auch mein Programm. Unsere Verschiedenheit suchte ich mehr in der allgemeinen Anschauung über die politischen und kirchlichen Fragen. Darum ist mir eine Losung, wie sie eben die „Hilfe" aus dem Munde des Professors von Schultze-Gävernitz ausgegeben hat: Verteilung und Zerspaltung des Großgrundbesitzes! Das Land der Masse! ebenso fremdartig wie unannehmbar. Ich beklage, daß mein Freund Naumann sich diese Losung anzueignen scheint. Die „Verteilung des Großgrundbesitzes" so einfach als Programm in die soziale Welt hinauszurufen, erscheint mir als eine Unbesonnenheit ohnegleichen. Ich sehe nicht ein, wie ohne das Element des Großgrundbesitzes die Landwirtschaft eines großen Teiles von Deutschland und ohne das Element der Großgrundbesitzer die politische und nationale Wohlfahrt des deutschen Volkes bestehen soll. Der Staat aber und die Nation selbst sind mir noch wichtiger als die soziale Frage."

Am 6. Juni traten die Christlich-Sozialen unter Stoeckers Führung in Eisenach zusammen. Die wesentliche Resolution lautete:

„Der christlich-soziale Parteitag, am 6. Juni auf der Wartburg versammelt, um sein altes Programm zu revidieren und zu verwandten Richtungen Stellung zu nehmen, erklärt,

daß er die christlich-soziale Partei als eine selbständige Gruppe der konservativen Partei ansehe und demgemäß ihre Anhänger zur Ausbildung ihrer Organisation im Reiche auffordere. Betreffs derjenigen Christlich-Sozialen, welche ohne ein bestimmtes Programm den von dem Blatt „Die Hilfe" vertretenen Anschauungen unbedingt zustimmen, hält derselbe ein „Getrenntmarschieren" für dasjenige Vorgehen, das den Erfordernissen der Lage und der Interessen beider Teile am besten entspricht."

Wenn im Hochsommer eine Zeit der relativen Ruhe eintrat, so schlugen im Herbst die Flammen der Konflikte bald wieder empor. Anfang November brachte die „Konservative Korr." einen energischen Artikel gegen die Christlich-Sozialen und gegen das „Volk", das „unzweideutige" Erklärungen abgeben solle.

Die „Hilfe" bemerkte zu diesem Artikel:

„Die diesmalige Erklärung unterscheidet sich von den früheren derartigen Ereignissen durch folgendes: 1. Sie geht vom Parteivorstande aus und nicht nur, wie es meist früher der Fall war, von einzelnen Redaktionen. 2. Sie trifft

unsere Richtung als solche und nicht bloß einzelne Personen. 3. Sie nennt neben den schon früher bekämpften Göhre, Kötzschke, Naumann als weitere Abgeworfene: Habermann, Rauh, Wittenberg, von denen übrigens noch gar nicht in jedem Falle feststeht, wieweit sie diese Zusammenstellung mit uns wollen gelten lassen. 4. Sie macht der konservativen Presse zur Pflicht, uns zu bekämpfen, und stellt Blättern und Politikern, die diesen Kampf nicht mitmachen wollen, den Ausschluß in Aussicht.

Das ist die volle Mobilmachung. Nun zu — der Streit geht los! Ihr habt es gewollt. Ihr habt mehr Macht, wir haben mehr Wahrheit; ihr habt mehr Parteiknisse und politische Erfahrung, wir haben mehr ehrliche Begeisterung; ihr habt viel zu verlieren, und wir haben viel zu gewinnen, ihr wollt herrschen, und wir wollen helfen."

Naumann appellierte weiter, um die ersehnte Trennung herbeizuführen, an die Abgeordneten Hüpeden und Jakobskötter. Aber Stoecker winkte ab. Er schrieb am 9. November:

„Naumann hat auf den Angriff der „Konserv. Korrespondenz" in einer Weise geantwortet, die wir beklagen. Auch er begeht einen Irrtum, der für seine Erwiderung verhängnisvoll geworden ist. Er glaubt, daß in jenem Artikel der konservative Parteivorstand gesprochen habe. Hätte er sich, ehe er schrieb, über den Tatbestand vergewissert, so würde er überlegter und ruhiger geschrieben haben. Aus seiner Antwort spricht offene Feindschaft gegen die konservative Partei und eine Ueberschätzung der eigenen Sache, die mit der Nüchternheit nicht besteht. Sein Artikel atmet Schwarmgeisterei."

So ging das Jahr 1895 zu Ende, ohne daß es zu einem Bruch zwischen den Christlich-Sozialen älterer und jüngerer Richtung gekommen wäre. Aber die Temperatur wurde täglich schwüler. Die größte Schwierigkeit lag darin, daß die Zeitung „Das Volk" den Direktiven Stoeckers nicht mehr folgte, innerlich zu Naumann hielt, und das Verhältnis zu den Konservativen nicht pflegte, sondern verschärfte. Statt seine Front gegen die Sozialdemokratie zu nehmen, sah man den Feind auf der Rechten. Die Redaktion, die in der Hand eines alten Lassalleaners lag, machte, was sie wollte. Korrigiert und zurechtgewiesen wurde sie so wenig, daß ein augenscheinlicher Widerspruch zwischen Stoeckers Erklärungen und der politischen Taktik seiner unbotmäßigen Redakteure ihm wieder den Vorwurf der Unaufrichtigkeit zuziehen mußte. Sehr mit Unrecht. Denn Stoecker tat, was er konnte, um besonders Herrn von Gerlachs Neigung zum Radikalismus zu bekämpfen. Aber der Schein war gegen ihn, weil der Nachdruck fehlte; dabei kam in Betracht, teils daß Stoecker eine unbedingte Freiheit, Redakteure zu berufen und zu entlassen, gar nicht hatte, sondern nur eine mittelbare — es mußte über jede Maßregel

eine Verständigung mit dem Besitzer stattfinden —, teils, daß diese Redakteure seit Jahr und Tag tapfer für ihn gekämpft hatten, daher Noblesse und Dankbarkeit auch die Pflicht einschlossen, sich ihrer nicht ohne zwingenden Grund zu entledigen.

Pfarrer Weber schreibt in seinen Aufzeichnungen über die hier in Rede stehende Periode:

„1894 habe ich mit Stoecker zusammen den Evangelischen Arbeiterverein in Berlin ins Leben eingeführt. Wir wußten damals — die Generalsynode tagte gerade — daß die Stimmung oben unter dem Einflusse Stumms mehr oder weniger feindlich gegen soziale Bestrebungen geworden war. Dazu hatte allerdings Naumanns grenzenlos unvorsichtiges Auftreten erheblich beigetragen. Von seiten des Evangelischen Bundes, der sich seit der Versammlung in Eisenach, wo ich über die Evangelischen Arbeitervereine gesprochen hatte, sehr warm dieser Sache annahm, war ich aufgefordert worden, auch in Berlin einen Evangelischen Arbeiterverein zu gründen. Es war Professor Schmidt, der mir öfter deswegen geschrieben hatte. Ich erwiderte ihm, daß ich gegen meinen Freund Stoecker oder auch nur ohne denselben nicht in der Lage sei, irgend etwas zu unternehmen. Zugleich schrieb ich an Stoecker, er möge doch jetzt, gerade um seinen sozialen Gedanken einen festeren Rückhalt in Berlin zu geben, in die Gründung eines Evangelischen Arbeitervereins einwilligen und bei derselben mitwirken. Wir kamen an dem Abend in einem Restaurant der Leipziger Straße gegenüber dem Herrenhause zusammen. Naumann, der abends vorher in der Tonhalle gesprochen und sowohl den Evangelischen Oberkirchenrat wie auch die Generalsynode lebhaft angegriffen hatte, war als Ausschußmitglied der Evangelischen Arbeitervereine neben Hüpeden und mir als Vertreter des Gesamtverbandes gegenwärtig. Er hatte mir vorher gesagt: „Passen Sie auf, von der Generalsynode kommt kein Mensch; die wollen von der ganzen Sache nichts wissen." Ich sagte ihm: „Beruhigen Sie sich, Bruder Naumann, wenn sonst keiner kommt, meine rheinischen und westfälischen Freunde kommen." Aber es kamen nicht bloß die Rheinländer und Westfalen, sondern eine Reihe von Synodalmitgliedern aus dem Osten, z. B. Minister v. Wedell. Ich ergriff das Wort, begrüßte und gab einen Ueberblick über

das Programm und die Leistungen der Evangelischen Arbeitervereine. Ich betonte ihren scharfen Gegensatz gegen die Sozialdemokratie. Dann bat ich meine Kollegen im Ausschuß, Hüpeden und Naumann, mir die Richtigkeit meiner Ausführungen zu bestätigen. Beide taten dies, Naumann allerdings mit dem Bemerken, daß seine Stellung zur Sozialdemokratie doch eine etwas andere Schattierung darstelle, als die meinige. Dann sprach Stoecker, empfahl die Sache und erklärte seine vollständige Bereitwilligkeit, mitzuwirken; und damit war die Sache in Gang gebracht. Im Evangelischen Arbeiterverein habe ich mit Stoecker zusammen einige Male in der Tonhalle geredet. — Ich komme zu den Eindrücken, die ich von Stoeckers politischem Wirken empfangen habe. Ich habe ihn nicht immer für vorsichtig gehalten. Bei seiner reichen Begabung, seinem kühnen Mute und seinem schlagfertigen Witz ist er zuweilen über die Grenzen des Maßvollen und Besonnenen hinausgegangen. Er hat zwar im Privatgespräch gemeint, ich sei noch unvorsichtiger als er; aber unparteiische Richter haben doch zu meinen Gunsten entschieden. Alles in allem genommen, war aber Stoecker der einzige, wirklich volkstümliche Mann der Konservativen, nachdem Kleist-Retzow ihnen genommen war. Zuerst haben ja die Konservativen ihn treulich unterstützt. Aber es kam die Zeit, wo der Kaiser mit ihm uneins wurde und wo die konservative Partei das Bedürfnis hatte, sich dem Kaiser wieder entschieden zu nähern. Auch war man gegen Stoecker mißtrauisch geworden, weil er das grundsätzliche Recht einer Arbeiterbewegung und Arbeiterorganisation betonte. So kam es zu der entscheidenden Sitzung des Elfer-Ausschusses im Januar 1896. Ich war vier Wochen vorher in Berlin gewesen und hatte mit Professor Kropatscheck von der „Kreuzzeitung" gesprochen. Damals sagte mir Kropatscheck, Stoecker müsse aus dem Elfer-Ausschusse heraus. Als ich ihn fragte, ob sie Stoecker aus ihrer Partei heraus haben wollten, sagte er: „Das nicht; aber er darf nicht in der höchsten Vertretung der Partei bleiben." Als ich ihm darauf sagte, dann würden wir Christlich-Soziale alle austreten, erklärte er, dies sei nur gegen Stoecker, nicht gegen die Christlich-Sozialen gemeint. Man würde jeden anderen Christlich-Sozialen als Nachfolger Stoeckers in den Elfer-Ausschuß nehmen; aber

mit Stoecker ginge es nicht mehr. Soviel ich mich erinnere, hob er damals schon den Grund hervor, der auch in der Sitzung hervorgehoben wurde: Stoeckers Verhältnis zu Herrn von Gerlach, dem Redakteur des „Volk" mache es den Konservativen unmöglich, Stoecker noch länger im Zentralvorstand der Partei zu lassen. Stoecker hat mir nun über diese Sache folgendes erzählt: Der Grund aus seiner Stellung zu Herrn von Gerlach sei nur ein Scheingrund gewesen. Er habe ihnen klar und deutlich erklärt, daß er direkt für die Redaktion des „Volk" nicht verantwortlich gemacht werden könne, daß er Herrn von Gerlachs Schreibweise mißbillige und daß man ihn bei der ersten Gelegenheit entlassen würde, sobald für ihn eine neue Stellung gewonnen sei. Stoecker fühlte sich von Gerlach gegenüber verpflichtet, da dieser um seinetwillen die Beamtenlaufbahn verlassen und sich in den sozialen Kampf hineingestürzt hatte. Für die Stellung der Konservativen sind anscheinend auch persönliche Wünsche des Kaisers maßgebend gewesen."

Soweit Weber.

Zum Schluß des Jahres gab es dann noch einmal eine jener unliebsamen persönlichen Differenzen, die in das Gebiet der Suggestion fallen. Als alle Welt Steine herbeischleppte, um Stoecker zu steinigen, wollte auch ein vormaliges Mitglied des C. C. C., Herr Professor Brecher, nicht fehlen; er erhob Beschuldigungen gegen Stoecker.

Der Tatbestand geht aus folgender Erklärung hervor, die Stoecker am 3. Oktober 1895 im „Volk" abgab:

„Herr Professor Dr. Brecher hat im „Reichsboten" und in der „Nordd. Allg. Ztg." auf Angriffe im „Volk" eine Erwiderung veröffentlicht, die im übrigen belanglos ist, aber die Bemerkung enthält, daß er an mir einen bemerkenswerten Mangel an Offenheit und Wahrheitsliebe beobachtet habe. Er scheint zu vergessen, daß man als Mann eine solche Aeußerung nicht tun darf, ohne sie zu beweisen, und verwechselt wohl auch hier den Oberlehrer mit dem Politiker. Seine Bemerkung erinnert durchaus an eine Klassenzensur für einen Quintaner. Ich fordere also Herrn Professor Dr. Brecher auf, die Tatsachen anzuführen, auf die er sein Urteil stützt. Vielleicht kann ich ihm dann auch die Gründe mitteilen, die mein Verhalten zu ihm als politischem Mann bestimmt haben. Im übrigen spricht die Tatsache für sich selbst, daß Herr Professor Dr. Brecher aus seiner langjährigen politischen Untätigkeit heraustritt, um zu den Anklagen, die eine ehrlose Presse gegen mich richtet, auch seinen Beitrag zu liefern. Nur blinder Haß kann diese Tat eines Mannes erklären, der sich zu den Konservativen zählt.

Adolf Stoecker."

Professor Brecher entgegnete hierauf, daß er Aufklärung zu geben bereit sei, aber nur vor Gericht. Es versuchten dann mehrere konservative Herren, dem Herrn Professor das Unzulässige seines Verhaltens klar zu machen. Die Herren: Graf Zieten-Schwerin, Graf Andreas Bernstorff, Geh. Rat Hahn, Prof. Fischer und andere hatten sich bereit erklärt, ein Schiedsgericht zu bilden. Herr Carl Gerold, ein alter Freund Brechers, machte jeden möglichen Versuch, Brecher zur Anerkennung eines so völlig einwandfreien und aus den besten Persönlichkeiten zusammengesetzten Schiedsgerichts zu bewegen. Aber vergeblich. Gerold schrieb an Brecher: „Du sagtest mir bei meinem Besuch am 17. v. Mts., Du seist vor allem ein Christ! Jetzt hast Du die Dir gebotene Hand zurückgewiesen. Ich schließe mit dem Wunsch, daß Du diese Abweisung nie zu bereuen haben mögest."

Da Stoecker nun die Sache ruhen ließ und auf Rat der Freunde den Professor Brecher nicht verklagte, so sah sich dieser doch schließlich veranlaßt, den Schleier seines Geheimnisses zu lüften. Am 11. Dezember erschien er in einer Versammlung des Vereins Deutscher Studenten, und hielt dort eine Rede, in der er laut Stenogramm mitteilte, daß ihm einmal auf dem Wege zu Stoecker ein Bekannter begegnet sei, der ihm sagte, daß Stoecker in einer Tonhallen-Versammlung heftig gegen ihn (Brecher) gesprochen habe. Er habe dann Stoecker aus dem Konfirmandenunterricht herausrufen lassen und ihn zur Rede gestellt. „Stoecker hatte dabei anfangs geleugnet, daß er in der Versammlung gewesen war. Schließlich hat er es mir zugestanden."

Was also Brecher gegen Stoecker vorbringt, ist die ungeheuerliche Behauptung, daß dieser geleugnet haben soll, anwesend gewesen zu sein in einer Versammlung, in der er selbst eine Rede gehalten. Geringe Ueberlegung hätte Herrn Brecher sagen können, daß hier doch höchstens ein Mißverständnis obwalten und Stoecker unmöglich die Absicht haben konnte, eine ganze Rede, die er öffentlich gehalten, einfach abzuleugnen. Allenfalls wäre denkbar die Ableugnung irgendeiner bestimmten Aeußerung, wenn man einmal den Fall setzen wollte, Stoecker sei einer Lüge fähig gewesen. Es gibt ja Menschen, die hinter dem Rücken Böses reden, und wenn sie von Beleidigten oder

Verleumdeten zur Rede gestellt werden, sich feige verkriechen. Aber dann muß solche Feigheit doch nach dem ganzen Charakter der Persönlichkeit psychologisch glaubhaft sein. Wann und wo hätte aber irgend jemand solche Vorwürfe gegen Stoecker erhoben. Feigheit haben selbst seine bittersten Feinde ihm nicht vorgeworfen. Im Gegenteil ist sein Leben nicht am wenigsten dadurch so stürmisch verlaufen, daß er seinen Gegnern allzu vieles und allzu starkes mit größter Unbefangenheit ins Gesicht sagte. Es ist wenig wahrscheinlich, daß seine Tugend gerade Herrn Brecher gegenüber ins Wanken gekommen sein sollte. Stoecker war bereit, die Sache durch ein einwandfreies Schiedsgericht prüfen zu lassen, Brecher war dazu nicht bereit. So ist mindestens der Schluß berechtigt, daß Stoecker in dieser Sache nichts zu verbergen hatte.

Eine wenig glückliche Rolle spielte in dieser Sache der Oberst von Krause mit seiner im Auftrag der Konservativen herausgegebenen Broschüre. Herr von Krause war bei dem Ehrenhandel Stoecker-Brecher der Kartellträger Stoeckers gewesen, und hatte, als Brecher ohne jeden verständigen Grund das Ehrengericht ablehnte, das Verhalten Brechers mündlich und schriftlich gemißbilligt.

Als dann der Wind der öffentlichen Meinung umschlug, schlug auch Herr von Krause um, und vertrat nun nicht mehr Stoecker gegen Brecher, sondern Brecher gegen Stoecker, und schrieb gegen den letzteren sogar eine beleidigende Broschüre oder deckte wenigstens eine von anderen geschriebene Flugschrift mit seinem Namen. Stoecker veröffentlichte das am 1. April und Herr von Krause steckte es schweigend ein.

Und noch eine schmerzliche Erfahrung mußte Stoecker im Herbst 1895 machen. In Posen fand ein Kongreß für Innere Mission statt. Stoecker war um die Eröffnungspredigt gebeten, und hatte sie auch zugesagt. Das Hauptreferat des ersten Verhandlungstages lag bei Professor Sohm-Leipzig; die Frage, um die es sich handelte, — „Der Christ im öffentlichen Leben" — war die Beziehung der Kirche zum Recht, also auch zur Sozialpolitik und zum Arbeitsrecht, mithin auch die Frage nach dem Recht oder Unrecht der ganzen Bestrebungen und Kämpfe Stoeckers. Dabei war bekannt, daß Sohm diesen Bestrebungen

das Daseinsrecht abspricht, und daß er das Christentum da aufhören läßt, wo das Recht beginnt, während Stoecker der Kirche als solcher nicht nur eine persönliche, sondern auch eine „öffentliche Mission" zuspricht.

Nun geschah es, daß der Oberpräsident, der den Kongreß eröffnen und ihm beiwohnen wollte, Berliner Informationen bekam, daß es, nach Maßgabe der in den höchsten Kreisen herrschenden Stimmung nicht opportun sei für einen hohen Beamten, in irgendwelche Berührung mit Stoecker zu kommen. So erklärte er den Herren, die an der Spitze des Kongresses standen, daß er nur eröffnen werde, wenn man Stoecker beseitige. Ein Mitglied des Central-Ausschusses für Innere Mission (der die Kongresse veranstaltet) fand sich bereit, Stoecker das Entsprechende mitzuteilen. Die Predigt wollte man ihm lassen, aber er sollte für die Hauptverhandlung ein rednerisches Keuschheitsgelübde ablegen, sich an der Diskussion nicht zu beteiligen. Stoecker gab die einzig richtige und würdige Antwort: es sei nicht seine Absicht, ängstliche Gemüter zu beunruhigen; wolle man ihn nicht haben, so werde er nicht nach Posen kommen, also selbstverständlich auch nicht predigen. Ueberdies aber bitte er, dann auch seinen Austritt aus dem Central-Ausschuß für Innere Mission als vollzogen anzusehen.

Dieser Eklat sollte nun doch vermieden werden. Zahlreiche Geistliche und Laien kamen in der freudigen Erwartung, Stoecker zu hören, nach Posen, und würden seine Streichung vom Programm gar nicht verstanden haben. So gelang es den vermittelnden Bemühungen des Generalsuperintendenten, den Oberpräsidenten umzustimmen. Er beteiligte sich am Kongreß, und Stoecker predigte nicht nur vor überfüllter Kirche, sondern griff auch in die kirchenpolitische Debatte ein, und half, sie zu einer äußerst anregenden und bedeutsamen zu gestalten. Die Sache war also beigelegt. Aber ihre Entstehung und ihr Verlauf waren nur zu geeignet, die Andeutungen im Brief des Grafen Solms-Laubach vollauf zu bestätigen.

V.

1896. Trennung von den Konservativen.

Stoecker hat ein bewegtes, oft stürmisches Leben gehabt. Unter allen Jahren dieses Lebens war aber das bewegteste das Jahr 1896. Es brachte ihm die Trennung von der konservativen Partei, den öffentlichen Angriff des Kaisers wider die Christlich-Sozialen, bittere Kämpfe mit dem Freiherrn v. Stumm, Trennung vom Evangelisch-sozialen Kongreß, Gründung einer selbständigen christlich-sozialen Partei, Gründung der „Freien kirchlich-sozialen Konferenz", endlich zum Schluß des Jahres die Verurteilung wegen verleumderischer Beleidigung im Prozeß Witte, der schon oben seine Darstellung gefunden hat. Dazu schweres häusliches Leid. Jedes dieser Erlebnisse war mit den wichtigsten Entscheidungen und lebhaftesten Erregungen verknüpft, und auch die Hälfte derselben würde ausgereicht haben, manche stämmige Persönlichkeit zu fällen. Aber seine gewaltige Natur, sein gutes Gewissen, sein kindlicher Glaube halfen Stoecker über alle Krisen hinweg, und eben durch diese Krisen kam seine Sache — die christliche Arbeiterbewegung — in eine Bahn, die nun stetig aufwärts und vorwärts führte. Berlin wurde aufgegeben, weil hier die maßgebenden Kreise einen entschiedenen, vom christlichen und monarchischen Boden aus gegen die Sozialdemokratie geführten Kampf nicht wollten. So schüttelte Stoecker den Berliner Staub von den Füßen und wandte sich ganz nach dem Westen, wo es ihm bald gelang, Zehntausende von evangelischen Arbeitern um das christlich-soziale Banner zu scharen, und die Bewegung so zu verstärken, daß die letzte Reichstagswahl, die er erlebte, nicht weniger als sieben Vertreter der christlichen Arbeiter in den Reichstag entsandte.

Einstweilen aber gab es noch heiße Tage.

Es ist schon gesagt worden, daß die Reibungen zwischen Konservativen und Christlich-Sozialen weit zurückgehen, bis 1890 und weiter. Allmählich verschärften sie sich; zum Teil gewiß durch die von den Redakteuren des „Volk" getriebene Politik, zum Teil aber auch durch Schuld von konservativer Seite. Es gab eine Zeit, in welcher Herr von Heldorff die Partei in unkonservative und unsoziale Bahnen zu drängen suchte, und zu diesem Zweck einen überaus streitsüchtigen Redakteur, Herrn Griesemann, in die „Konservative Korrespondenz" hineingeschoben hatte. Dieser Herr regte aber nicht nur das „Volk", sondern so ziemlich die ganze konservative Presse dadurch gegen sich auf, daß er nicht, was doch der Zweck der Korrespondenz war oder sein sollte, den Zeitungen dienen und helfen, sondern sie kritisieren und schulmeistern wollte. Die konservativen Journalisten-Tage jener Jahre erhoben immer wieder einmütige Beschwerde bei der Parteileitung. Aber Remedur war nicht zu erlangen. Als Heldorff sich später von den Konservativen schied, gründete er ein „Konservatives" Wochenblatt mit dem heidnischen Eduard von Hartmann und dem jüdischen Levy aus Rodenberg als Mitarbeitern. Daß die Christlich-Sozialen gegen dergleichen Konservatismus Bedenken hatten, wird ihnen niemand verdenken.

Die Verhandlungen, welche zum Bruch zwischen Stoecker und der Partei führten, begannen am 2. Dezember 1895. In einer auf diesen Tag (ins Reichstagsgebäude) geladenen Sitzung des Geschäftsführenden (Elfer-)Ausschusses des Wahlvereins der Deutschen Konservativen legte der Vorsitzende, Frhr. v. Manteuffel-Crossen einen Antrag der Konservativen der Rheinprovinz vor, der den Vorstand des deutsch-konservativen Wahlvereins ersuchte, der Oeffentlichkeit gegenüber nicht die mindeste Unklarheit darüber zu lassen, daß er Herrn Hofprediger a. D. Stoecker für untrennbar eins mit der konservativen Partei und die konservative Partei für untrennbar eins mit ihm erachte. Die bisherige Stellungnahme der deutsch-konservativen Partei genüge nicht völlig, denn wenn die deutsch-konservative Partei mit Recht eine scharfe Stellungnahme gegenüber der Naumannschen Richtung verlange, so müsse man andererseits von der

Partei ein entschiedenes Eintreten für die von Stoecker geleitete christlich-soziale Partei erwarten.

Vor Eröffnung der Debatte gab Stoecker die Erklärung ab, daß er von dem vorstehenden Antrag vorher weder Kenntnis gehabt, und noch viel weniger dessen Einbringung veranlaßt habe. Es sprachen sich nun mehrere Redner mit mehr oder weniger Entschiedenheit gegen den Antrag aus. Dr. Mehnert-Dresden erklärte namens der gesamten konservativen Fraktion des Sächsischen Landtags, daß dieselbe die glatte Ablehnung des Antrages erwarte, und bedauert, daß man nicht früher schon schroff gegen „Das Volk" und die Naumannsche Richtung vorgegangen sei.

Nachdem sich Graf Limburg-Stirum und v. Kröcher in ähnlichem Sinne ausgesprochen und gewünscht hatten, daß Stoecker sich definitiv von dem „Volk" lossagen möchte, erklärte letzterer, daß die Christlich-Sozialen nie politische Berührung mit der Richtung Naumann gehabt hätten, und daß er keinen maßgebenden Einfluß auf das „Volk" und dessen Redakteur v. Gerlach besitze. Er habe bereits wiederholt den vergeblichen Versuch gemacht, den Redakteur v. Gerlach zu einer angemesseneren Schreibweise zu veranlassen, könne sich aber unmöglich von dem „Volk" lossagen, da dies gleichbedeutend mit dessen Ruin sein würde, und die Befürchtung nahe liege, daß dasselbe dann in die Arme der Sozialdemokratie gedrängt werden würde.

Auf Antrag des Frhrn. v. Manteuffel-Crossen wurde hierauf einstimmig beschlossen: „Daß dem Antrage der Rheinprovinz nicht Folge zu geben sei, da eine Veranlassung zu der geforderten Erklärung nicht vorliege."

Sodann brachte Graf v. Schlieben-Sanditten nachstehenden Antrag ein:

„Die starke Strömung in der konservativen Partei, welche mit der Haltung des Herrn Hofprediger a. D. Stoecker in letzter Zeit — namentlich in bezug auf die christlich-soziale Partei — nicht einverstanden ist, läßt aus taktischen Gründen es als wünschenswert erscheinen, daß Herr Stoecker sein Mandat als Mitglied des Geschäftsführenden (Elfer-)Ausschusses der Parteileitung niederlege, womit weder für noch wider jene Strömung

Stellung genommen, auch ein Mißtrauensvotum gegen Herrn Stoecker nicht ausgedrückt werden soll."

Der Antrag gelangte nach kurzer Diskussion nicht zur weiteren Verhandlung. Dagegen sprachen die Herren v. Levetzow, Graf Limburg-Stirum, Graf v. Mirbach, Dr. Klasing, Dr. Mehnert, v. Kröcher, Frhr. v. Manteuffel ihr Bedauern darüber aus, daß Stoecker nicht zu bewegen sei, sich von dem „Volk" loszusagen, falls ein Wechsel im Redaktionspersonal dieses Blattes nicht eintrete, und glaubten vielmehr, daß der gewünschte Redakteurwechsel von dem Besitzer des „Volk" wohl unschwer zu erreichen sein würde, falls Herr Stoecker seine fernere Zugehörigkeit zu dem Blatte hiervon abhängig machen wolle.

Stoecker versprach hierauf, so viel als in seinen Kräften steht, auf die Redaktion des „Volk" einwirken zu wollen, und hofft das Blatt auf den Boden zu bringen, wo es für die Konservativen von Nutzen werden könne.

Die nächste Sitzung des Geschäftsführenden (Elfer-)Ausschusses des Wahlvereins der Deutschen Konservativen fand am 16. Januar statt. Graf Schlieben wiederholte seinen Antrag vom 2. Dezember 1895 und begründete ihn. Es gehe nicht an für ein Mitglied des Elfer-Ausschusses, gleichzeitig auch Vorstand der Christlich-Sozialen zu sein, da letztere nicht eine Gruppe der Konservativen, sondern eine Partei für sich bildeten. Speziell verurteilte es Graf Schlieben, daß Stoecker sich an einer am 16. Dezember 1895 zu Liegnitz stattgehabten Vereinigung der Christlich-Sozialen für Schlesien beteiligt habe, sowie, daß er noch immer nicht auf gerichtlichem Wege gegen den „Kladderadatsch" vorgegangen sei.

Nachdem hierauf der Vorsitzende über die in derselben Angelegenheit mit der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses und Stoecker geführten Verhandlungen referiert hatte, erklärte letzterer, daß er auf ausdrückliches Anraten seiner Freunde von einem Strafantrage gegen den „Kladderadatsch" Abstand genommen habe, sowie daß er am 16. Dezember vorigen Jahres in Liegnitz an den eigentlichen Verhandlungen der Christlich-Sozialen für Schlesien sich nicht beteiligt, sondern nur an einer Abendversammlung daselbst teilgenommen habe, um die Stellung der alten Christlich-Sozialen zu präzisieren. Die

Liegnitzer Versammlung habe mit den politischen Parteien nichts zu tun gehabt, und sei nur ein Ausfluß der religiös-sozialen Bewegung gewesen.

Inzwischen hatte Graf Limburg-Stirum den Antrag eingebracht:

„Der Ausschuß erachtet es für unverträglich mit den Interessen der konservativen Partei, daß ein Mitglied des Elfer-Ausschusses enge Beziehungen zu der Zeitung „Das Volk" fortsetzt, welche die konservative Partei bekämpft.

Der Ausschuß nimmt Akt von der Erklärung des Herrn Hofpredigers a. D. Stoecker, daß er diese Haltung des Blattes „Das Volk" durchaus mißbilligt und daß er eine den konservativen Interessen entsprechende Haltung desselben herbeizuführen beabsichtigt.

Der Ausschuß erwartet von dem Herrn Hofprediger a. D. Stoecker, daß er, falls ihm dies bis zur nächsten Sitzung des Elfer-Ausschusses nicht gelingt, eine den Interessen der konservativen Partei entsprechende, unzweifelhafte Stellung einnehmen und dies öffentlich erklären wird."

dessen Annahme durch die Herren v. Kröcher, v. Levetzow, Freiherr v. Durant, Graf v. Klinckowström und Graf v. Mirbach warm befürwortet wurde. Graf v. Klinckowström-Korklack brachte hierbei zum Ausdruck, daß er eine Trennung der Konservativen von den Christlich-Sozialen nicht für wünschenswert erachte, daß es andererseits aber auch nicht zu billigen sei, wenn die Christlich-Sozialen dort Vereine gründen, wo bereits konservative Vereine bestehen, wie z. B. in Schlesien. Stoecker wünschte, daß die Christlich-Sozialen fernerhin mit den Konservativen Hand in Hand gehen möchten und hofft, bis zu der nächsten Sitzung des Elfer-Ausschusses die Zeitung „Das Volk" in konservative Bahnen überzuführen bezw. eine Veränderung in der Redaktion herbeizuführen. Hierauf wurde der Antrag des Grafen v. Schlieben gegen die Stimme des Antragstellers abgelehnt und der Antrag des Grafen zu Limburg-Stirum mit allen gegen zwei Stimmen angenommen.

Die nächste Sitzung in dieser Sache fand am 1. Februar statt. Das Protokoll der Partei berichtet darüber:

„Zur Tagesordnung übergehend, bedauerte zunächst Herr Stoecker, daß es bis zum heutigen Tage noch nicht gelungen sei, einen konservativ gerichteten Redakteur für das „Volk" zu engagieren, fügte aber hinzu, daß begründete Hoffnung vorhanden sei, binnen kurzem eine Redaktionsveränderung vorzunehmen. Er wiederholte hierbei seine bereits früher mehrfach

abgegebene Erklärung: daß er die gegenwärtige Haltung des „Volk" gegen die konservative Partei aufs schärfste mißbillige, daß er aber ohne maßgebenden Einfluß auf dieses Blatt sei und sich zur Veröffentlichung seiner politischen und sozialpolitischen Auffassungen ausschließlich der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung" bediene. Zur Bekräftigung dessen verlas Herr Stoecker den Schlußpassus eines von ihm verfaßten Artikels aus der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung" Nr. 4 vom 25. Januar d. Js.:

„In christlicher, kirchlicher und kirchenpolitischer Hinsicht wird kein Konservativer gegen dieses Blatt („Das Volk") irgendeinen Einwand erheben. — Was das Politische betrifft, so halte auch ich die grundsätzliche Opposition gegen eine mittelparteiliche Politik, welche konservative Männer und Prinzipien verbraucht, für den einzig richtigen Standpunkt. Dagegen habe ich es am „Volk" seit Jahr und Tag scharf gemißbilligt, daß dies Blatt öfter als der Freund unserer Feinde und als der Feind unserer Freunde erschien. Es kritisierte die Konservativen mit unnötiger Schärfe und ließ es am Kampfe gegen Freisinn und Sozialdemokratie fehlen, so daß die Meinung aufkommen konnte, es sei ein Gegner der konservativen Partei. — Was das eigentlich Soziale betrifft, so wird in konservativen Kreisen die Meinung gehegt und die Behauptung ausgesprochen, „Das Volk" stehe auf dem Standpunkte der „Jungen" oder begünstige sie. Das ist meines Erachtens nicht richtig; das „Volk" hat das christlich-soziale Programm, auch das neue, beständig anerkannt und verteidigt. Aber es hat die schweren Irrtümer der „Jungen" nur flüchtig gemißbilligt, nie grundsätzlich und andauernd bekämpft. Das letztere aber ist gegenwärtig notwendig, um den alten christlich-sozialen Gedanken vor Mißverständnis und Mißdeutung zu bewahren. — Nach beiden Richtungen, der konservativen wie der jüngeren christlich-sozialen wird das „Volk" seine Frontstellung berichtigen müssen, wenn es in der allgemeinen sozialkonservativen Bewegung Nutzen schaffen und segensreich wirken soll. — Daß dies bald geschieht, liegt ebenso in unserem wie im konservativen Interesse."

Stoecker gab hierauf einen ausführlichen Ueberblick über seine bisherige politische Haltung, seine Errungenschaften in der Berliner Bewegung, namentlich auf kirchlichem Gebiete, ferner daß er von Anfang an Stellung gegen Naumann und die sogenannten „Jungen", sowie gegen die Zeitung „Die Hilfe" genommen habe, daß er andererseits aber in sozialer Beziehung weiter gehe, als die Deutsch-Konservativen. Schließlich bemerkte Stoecker, daß er, um dem in der Sitzung vom 16. Januar d. Js. gefaßten Beschlusse zu entsprechen, bereit sei, nachstehende Erklärung zu veröffentlichen:

„In meiner Kirchenzeitung vom 25. Oktober v. Js. habe ich erklärt, daß ich seit Jahr und Tag die Haltung des „Volk" gegenüber der konservativen Partei öfter scharf gemißbilligt habe; die Redaktion des „Volk" hat diese Tatsache

ausdrücklich anerkannt. Zugleich habe ich die Linie bezeichnet, auf welcher „Das Volk" meines Erachtens sich halten muß. Nach den stattgehabten Auseinandersetzungen ist es selbstverständlich, daß ich „Das Volk" zu meinen Veröffentlichungen erst dann wieder benutzen werde, wenn es die von mir bezeichnete Linie innehält."

Dr. Klasing betonte dann, daß die klare und reinliche Scheidung Stoeckers vom „Volk" als das einzige Ziel ins Auge zu fassen sei, und dieses Ziel vollständig und in einer keinen Zweifel übrig lassenden Weise erreicht werden müsse.

Dabei führte Dr. Klasing aus, daß das Ausscheiden Stoeckers für die konservative Partei überhaupt und insbesondere im Westen große Gefahren in sich berge, und daß die Zugehörigkeit Stoeckers zur Parteileitung weiten konservativen Kreisen eine Gewähr dafür gebe, daß die konservative Partei die Vertretung der ihnen besonders am Herzen liegenden ideellen Interessen nicht zurücktreten lasse.

Hierauf wurde die von Stoecker angebotene Erklärung von den Herren von Levetzow, Graf zu Limburg-Stirum, Graf von Mirbach und von Kröcher namentlich um deswillen für nicht genügend erachtet, als es doch unmöglich lediglich von Herrn Stoecker abhängen könne, darüber zu befinden, ob oder von wann ab „Das Volk" wieder als ein konservatives Blatt zu erachten sei.

Herr von Kröcher hielt mindestens für erforderlich, daß in die Stoeckersche Erklärung nach den Worten: „ist es selbstverständlich", der Passus eingefügt werde: „daß ich meine Beziehungen zu dem „Volk" abbreche, und" usw.

Freiherr von Manteuffel erachtete auch diese Form der Erklärung nicht für genügend, und befürwortete dagegen die Annahme der von ihm redigierten Erklärung: „In Anbetracht, daß die Haltung, welche „Das Volk" gegenwärtig einnimmt, mit konservativen Grundsätzen unvereinbar ist und die konservative Partei, der ich angehöre, schädigt, erkläre ich, daß ich mit diesem Blatte, auf das ich schon lange einen maßgebenden Einfluß nicht mehr besitze, nichts mehr gemein habe und jede auch nur mittelbare Verantwortlichkeit für dessen Inhalt ablehne", wobei eventuell nach dem Worte „besitze" der Zusatz gemacht werden könne: „so lange „Das Volk" die gegenwärtige Richtung beibehält".

Stoecker erklärt sich mit dem Zusatze des Herrn v. Kröcher einverstanden, will aber in seiner öffentlichen Erklärung nicht weitergehen. Er erklärte, daß ihm die von Manteuffelsche Erklärung zu weit gehe, daß er aber bereit sei, im Elfer-Ausschuß zu versprechen, seine Beziehungen zum „Volk" so lange abzubrechen, als die Haltung des „Volk" der konservativen Partei gegenüber von ihm gemißbilligt werde. In der Oeffentlichkeit möchte er nicht so weit gehen, weil er mit populären Strömungen zu rechnen habe, da es sich um eine Frage der Macht handle, und weil er seinen Feinden auch nicht den mindesten Anlaß zu der Annahme geben dürfe, daß er den Nacken gebeugt habe, da er dann ein politisch toter Mann sein würde.

Nach längerer Debatte, in der wesentlich nur alte, schon vorgebrachte Argumente zur Wiederholung kamen, wurde die von Stoecker verfaßte Erklärung mit neun gegen zwei Stimmen abgelehnt, dagegen die von Frhrn. v. Manteuffel redigierte Erklärung:

„In Anbetracht, daß die Haltung, welche „Das Volk" gegenwärtig in wichtigen Fragen einnimmt, mit konservativen Grundsätzen unvereinbar ist und die konservative Partei, der ich angehöre, schädigt, erkläre ich, daß ich mit diesem Blatte, auf das ich schon lange einen maßgebenden Einfluß nicht mehr besitze, nichts mehr gemein habe und jede auch nur mittelbare Verantwortlichkeit für dessen Inhalt ablehne."

mit neun gegen zwei Stimmen angenommen.

Die nunmehr von dem Vorsitzenden an Herrn Stoecker gerichtete Frage: „ob er bereit sei, eine derartige Erklärung öffentlich abzugeben", verneinte der letztere und fügte hinzu, daß er hiermit aus dem Elfer-Ausschuß ausscheide und gleichzeitig seine Beziehungen zur konservativen Partei löse.

Die Herren Graf zu Limburg-Stirum, v. Kröcher, Graf v. Mirbach, v. Levetzow und Frhr. v. Manteuffel versicherten Herrn Stoecker, daß ihrer Ansicht nach eine Notwendigkeit für dessen Ausscheiden aus der Partei nicht vorliege und wünschten, daß Herr Stoecker wenigstens nicht schon heute sich hierüber definitiv entscheiden möge, vielmehr sein Verbleiben in der Partei ihnen erwünscht erscheine.

Stoecker beharrte jedoch auf seinem Entschlusse und gab demselben sofort dadurch praktischen Ausdruck, daß er seinen

Austritt aus der konservativen Fraktion des Preußischen Abgeordnetenhauses dem Vorsitzenden derselben — Grafen zu Limburg-Stirum — anzeigte, worauf die Sitzung geschlossen wurde."

Soweit die Darstellung des Parteiprotokolls. Stoecker selbst legte am 8. Februar in der Tonhalle die Sache so dar, wie er sie auffaßte. Dem Bericht des „Volk" entnehmen wir das Folgende:

„Die Scheidung der Christlich-Sozialen von der konservativen Fraktion. Ueber dieses Thema sprach Hofprediger Stoecker vor einer großen, von Herrn Buchbindermeister Paul Schulze präsidierten Versammlung der christlich-sozialen Partei in der Tonhalle. Die Räume waren in allen Teilen überfüllt. Selbst die zweite Galerie, die sonst aus Rücksichten der Sicherheit geschlossen bleibt, wurde von der gewaltig andrängenden Menge besetzt. Bis zu den Treppen standen die Teilnehmer in dichten Massen. Die gegnerischen Blätter schätzen die Zahl der Anwesenden auf 3000. Die „Nationalzeitung" will eine „gedrückte Stimmung" bemerkt haben, sie hat damit wohl nur ihrer eigenen Stimmung Ausdruck gegeben, denn die gewaltige Versammlung zeigte in ihren brausenden Hochrufen auf Stoecker, wie in ihren Beifallskundgebungen, daß eine selten einmütige und begeisterte Stimmung herrschte. Um ½9 Uhr betrat Stoecker den Saal, mit stürmischen Hochrufen empfangen. Er sagte u. a.:

Verehrte Anwesende! Liebe Gäste und teure Parteigenossen! Der Schritt, den viele gewünscht und viele gefürchtet haben, ist nun geschehen. Ein schwerer Schritt; er ist mir blutsauer geworden. Wenn man so lange miteinander gearbeitet und gekämpft, Siege und Niederlagen geteilt hat, dann ist es schmerzlich, die alten Kameraden zu verlassen. Doch können wir auch in Eintracht nebeneinander kämpfen. Denn wenn ich die konservative Fraktion verlasse, und wir nun in der organisierten Partei keine Unterkunft mehr suchen und finden, so bleiben wir doch selbstverständlich Teile, und zwar lebendige Teile der großen konservativen Gesamtbewegung im christlich-sozialen Sinne. (Bravo!) Danach werden sich die Freuden und die Schmerzen ein wenig mäßigen. — Es ist ja denen, welche die Trennung betrieben haben, von manchen Stellen, hohen und niederen, auch sehr niedrigen Stellen, Freude und Dank ausgesprochen; und Graf Schlieben hat darin gewiß seinen wohlverdienten Lohn. Auch mir sind von vielen Seiten in Wort und Lied, in Druck und Schrift Grüße, Segenswünsche, Telegramme zugekommen, — was mich besonders gefreut, ein Telegramm, unterzeichnet von 25 Pastoren. (Beifall.) Sind doch viele im Deutschen Reich, die diese Scheidung für nötig halten. (Zustimmung und Beifall.) Dennoch bleibt sie schmerzlich. Ich habe in den 17 Jahren, daß ich der konservativen Partei angehört habe, darin viele Freunde gewonnen. Und das weiß jeder: je älter man wird, desto seltener werden neue Freundschaften, und wenn man sich politisch voneinander scheidet, auch wenn man sich liebbehält, und sich gegenseitige Achtung bewahrt — es wird doch anders, wenn man nicht mehr unter derselben Fahne kämpft. In diesem Falle aber sind es nicht bloß persönliche Bekanntschaften, um die es sich handelt, sondern große Hilfen und Unterstützungen für die Arbeiten, die ich seit 20 Jahren treibe. Aus den konservativen Kreisen, namentlich aus dem Kreise der Großgrund-

besitzer im Osten, besonders solange sie noch mehr im Wohlstande waren, sind mir für das Werk meines Lebens, die Stadtmission, Gaben der Liebe in reicher Fülle zugegangen; und mehr als das, Liebe und Gebete, dazu Ermunterungen in schweren Zeiten. Das werde ich nie vergessen (Bravo); ich hoffe auch, daß darin kein Unterschied gegen früher eintritt.

Auch unsere christlich-soziale Partei und die ganze Berliner Bewegung hat in diesen Kreisen, zumal während der ersten Jahre, die freundlichste Unterstützung gefunden. Allerdings haben sich in den letzten Jahren die konservativen Anschauungen über die Christlich-Sozialen und ihre Arbeit geändert. Ich bin kein anderer geworden. Ich glaube, daß ich noch heute dasselbe Maß von sozialer Sympathie habe für die Armen und Notleidenden, die Mühseligen und Beladenen, wie zuvor, und daß ich mit dem Alter eher ruhiger als stürmischer geworden bin. (Zustimmung.) Auch unsere Ziele und Wege sind keine anderen geworden. Aber in den konservativen Kreisen hat sich manches geändert. (Sehr richtig! Sehr gut! Beifall.) Nun ist die Stunde gekommen, wo es nötig wird, daß wir statt miteinander nebeneinander gehen. Wir müssen uns scheiden, und wir wollen nun die sozialen Angelegenheiten in unserer Weise frei von jedem Druck und jeder Einschränkung behandeln und bearbeiten. Das ist der tiefste Grund der Trennung, nicht der einzige, aber der tiefste. In den letzten Wochen und Monaten ist „Das Volk" als Veranlassung der Krisis viel genannt, und gewiß hat es in dieselbe ernsthaft mit hineingespielt. Aber viel stärker als die Haltung des „Volks" hat im Grunde etwas mitgewirkt, was bisher sehr wenig erwähnt ist, das sind gewisse Strömungen in konservativen Kreisen, die uns, auch mir persönlich, gerade in den schweren Zeiten des vorigen Jahres nicht freundlich waren.

(Stoecker verbreitet sich nun über den „Scheiterhaufenbrief", bez. darüber, daß die „Kons. Korr." ihn ohne weiteres preisgegeben habe. 1888 habe dieselbe „Kons. Korr." genau dieselben Ansichten vertreten, wie er. Dann geht er auf den Fall Hammerstein ein.)

Nun kam die Hetze gegen mich, drei Monate hindurch Tag für Tag. Ich sollte in die Verbrechen des unglückseligen Mannes, der uns im letzten Jahre so viel beschäftigt hat, mit verwickelt werden. Die mittelparteilichen Blätter — sie waren diesmal schlechter als die Judenblätter (sehr richtig!) und viel schlechter als die sozialdemokratischen (erneute Zustimmung) — haben Monate hindurch ihr schlechtes Handwerk der Verleumdung getrieben, offenbar zu dem Zweck, den sie ja auch zum Teil erreicht haben, mich als an den Verbrechen offen oder heimlich mitbeteiligt hinzustellen. Ich habe es hier in Berlin erfahren, nicht bloß von Dummen, sondern von ganz gebildeten Leuten (Große Heiterkeit und Bravo!), daß sie wirklich glaubten, ich sei mitschuldig. Ich kam neulich nach Dresden, da sagte mir ein Mitglied der dortigen christlich-sozialen Partei, er habe vor kurzem mit einem vornehmen Herrn gesprochen, der habe ihm erklärt, ich sei an jenen Dingen mitbeteiligt. Das war ja die Absicht der Lügner, mich in allen fünf Erdteilen um meine Ehre zu bringen. Es war merkwürdig, daß diese ganze Bande gegen einen schlichten Privatmann in dieser Weise operierte. Wenn ich ein Mann wäre, der ein Kaiserreich zu leiten hätte, würde ich das für begreiflich halten. Aber so bloß aus Freude an der Gemeinheit, einen ehrlichen Menschen um seinen guten Ruf zu bringen, Tag für Tag die niedrigsten Lügen zu erfinden, und dann noch den Betreffenden der Unwahrheit anzuklagen, das geht doch über jede Vor-

stellung! Ich kenne die Geschichte der Presse nicht bloß in Deutschland, sondern auch an anderen Orten ziemlich gut; mir ist doch ein Beispiel gleicher Gemeinheit niemals vorgekommen. (Zustimmung.) Und das waren die Blätter von Bildung und Besitz (Heiterkeit), von denen freilich eins gewiß ist, daß sie wahre Bildung nicht besitzen. (Erneute große Heiterkeit und anhaltender Beifall.) . . . .

In dieser schweren Zeit, in diesem Kampf auf Leben und Tod, — den ich übrigens vorausgesagt habe, als ich den ersten Tag hier in Berlin angekommen war und die „Kons. Korr." las, da muß man doch an den Parteigenossen einen Anhalt haben, Schutz und Schirm. In diesen Zeiten denkt sich Graf Schlieben aus, wie er mich aus dem Elfer-Ausschuß herausbringt, und der Prinz Hohenlohe im Reichstage, der Oberst-Kämmerer, die höchste Charge bei Hofe, denkt sich aus, wie er mich von der konservativen Partei scheiden könnte. (Hört, hört!) Nun, m. H., schön ist das nicht und nobel ist das auch nicht! (Sehr richtig! Bravo!) Sie können sich wohl selber vorstellen, wie mir dabei zu Mute war, mitten im Kampf mit allen bösen Mächten, auch in den Reihen der konservativen Partei solche Gegner zu finden! Nicht im Abgeordnetenhause! Da hätte sich wohl keiner gefunden, das sind ja meine Kameraden; ich wüßte kaum einen einzigen in der ganzen Fraktion des Landtages, dem ich an einem solchen Treiben eine herzliche Freude zutraute. Aber Graf Schlieben war ein Glied des Elfer-Ausschusses.

Nun können Sie sich wohl denken, daß es mir am liebsten gewesen wäre, sofort ein Ende zu machen, wenn ich nicht wiederum gefürchtet hätte: wäre ich damals gegangen, so wäre ich wie ein Opfer dieses öffentlichen Skandals in den Verleumdungen der Gegner begraben. Die Sache mußte also erst durchgekämpft werden. . . . . Was mich in der Zwischenzeit sehr verdrossen und auch andere Konservative sehr geschmerzt hat, war der Umstand, daß gewisse Blätter der mittelparteilichen Presse von den Vorgängen eher und besser orientiert waren als die konservative Presse. (Hört, hört!) Das zeigt doch, daß mittelparteiliche Tendenzen irgendwie vorhanden waren. . . . . Dann kam die Sitzung vom 1. Februar. Sie wissen, was da vorging. Die Sache hatte sich auf das „Volk" zugespitzt, obwohl die sozialen Verschiedenheiten die ganze Diskussion durchdrungen hatten. Ich habe da nun meine Stellung noch einmal klargelegt. Ich habe ausgeführt, daß ich hier in Berlin und wir alle, die Christlich-Sozialen und mit uns verbunden die Berliner Bewegung, ein gut Stück konservative Arbeit getan hätten. Wenn das in den offiziösen Berichten so aussieht, als hätte ich alles mir zugeschrieben, so ist das natürlich nicht so gesagt. Jeder, der mich kennt, weiß, daß ich das, was hier in Berlin geschehen ist, beständig den Christlich-Sozialen in Verbindung mit den Bürgervereinen, und das kirchliche den Parochialvereinen und — verehrte Freunde, das weiß auch jeder, der mich kennt — daß ich zuletzt alles, was wir hier erreicht haben, schließlich dem lebendigen Gott zuschreibe, denn Er hat es gemacht. — Aber das glaube ich mit Recht behaupten zu können: wir haben hier in Berlin große konservative Arbeit getan (Sehr wahr!), von der niemand vor zwanzig Jahren glaubte, daß sie möglich wäre. (Zustimmung.) Ich weiß auch keinen Fall im ganzen Deutschen Reiche, bei irgendeiner Wahl, wo Christlich-Soziale die Wahl eines Konservativen gestört oder gehindert und nicht unterstützt hätten. Das ist stets unsere Stellung gewesen. Wozu der Streit? . . . .

Nun das Verhältnis zu den Jungen!

Verehrte Herren! Ich darf von mir behaupten, daß ich gerade nach dieser Beziehung durchaus auf dem Posten gewesen bin. Als im November des Jahres 1894 der bekannte vielgenannte Pastor Naumann sich für sein neues Blatt Namen von Mitarbeitern und Freunden erbat, schrieb er auch an mich. Ich war schon damals so vorsichtig, daß ich ihm zurückschrieb, ich könne meinen Namen zu dem Blatte nicht geben. Sie finden in seinem Namensverzeichnis sehr konservative Namen, meinen nicht. Ich leite daraus doch das Anerkenntnis her, daß ich von vornherein den Jungen gegenüber recht auf der Hut gewesen bin.

Es bleibt die Beziehung zum „Volk". Es ist wirklich buchstäblich richtig, daß ich auf das „Volk" seit vielen Jahren keinen maßgebenden Einfluß besitze. In diesen Tagen geht durch die liberale Presse die Unwahrheit, ich sei noch immer Mitbesitzer des „Volk", man könne meine Wahrheitsliebe daraus erkennen, daß ich das leugne. Da haben Sie wiederum ein Beispiel, in welcher Weise die Gegner lügen. Es ist buchstäblich wahr, daß ich seit sechs Jahren an dem „Volk" keinen Pfennig Mitbesitz, auch keinen Einfluß auf seine Verhältnisse habe. Neulich hat das Blatt seinen Preis verdoppelt und damit große Umwandlungen vollzogen — ich habe vorher nicht ein Wort davon erfahren. Ich glaube nicht, daß alles, was ich an das „Volk" geschickt habe, im Laufe der sieben Jahre auch nur eine halbe Spalte ausmacht. Wie kann man mich bei diesem Zustand der Dinge für die Artikel des „Volk" verantwortlich machen? Ueberdies habe ich wenigstens in jedem Jahre zweimal, weil ich das für nötig hielt, erklärt, daß ich die Verantwortung für die Artikel des „Volk" nicht übernehmen könne. Mein Organ, mein persönliches Organ ist meine „Kirchenzeitung"; da hinein schreibe ich meine politischen, kirchenpolitischen und sozialpolitischen Artikel. Wer mit mir abrechnen will, der tue es doch auf Grund dieser Zeitung. . . . . Ich kann nicht erklären, daß ich mit dem „Volk" nichts mehr gemein habe (sehr wahr!), denn vieles darin entspricht durchaus meinen Anschauungen in politischen und kirchenpolitischen, in sozialen und sittlichen Dingen, auch in den Fragen des öffentlichen Lebens. Vor allen Dingen entspricht mir die grundsätzliche Bekämpfung der mittelparteilichen Politik. So war mir die Abgabe der anderen Erklärung ganz unmöglich. Ein Blatt hat das richtige Wort gesagt, daß, wenn ich diese Erklärung unterzeichnet hätte, ich den Tag darauf politisch ein toter Mann gewesen wäre. (Sehr richtig!) Das hätte man mir nicht zumuten sollen. — Aber meines Erachtens liegt da auch gar nicht die eigentliche Ursache der Trennung, sondern in den Strömungen, die mir im Laufe des letzten halben Jahres sehr schmerzlich entgegentraten, und in bestimmten sozialpolitischen Verhältnissen und Auffassungen. Ohne Zweifel ist in der konservativen Partei die Freude an der Sozialreform sehr gering geworden. (Sehr wahr!) Ich bedaure das in hohem Maße. Die konservative Partei hat über ein volles Jahrzehnt selbstlos in anerkennenswerter Weise an der Sozialreform mitgearbeitet. Daß sie mit einem Male abbricht, ist politisch verhängnisvoll. . . . . Man muß das Recht der Arbeiterbewegung anerkennen, wenn sie nicht das Bestehende umstürzen, sondern nur einen Anteil an der politischen Macht erwerben und eine höhere äußere wie innere Lebenshaltung der arbeitenden Klassen erringen will. Man hat gemeint, ich wollte für die Arbeiter neue Rechte, mehr politische Rechte. Nein, daran denke ich nicht. Sondern was ich will, ist die Anerkenntnis, daß der vierte Stand am Ende unseres Jahrhunderts in die Weltgeschichte, in die politische Bewegung eingetreten ist, wie vor hundert Jahren der dritte

Stand. Darauf ruht heutzutage die Möglichkeit einer erfolgreichen politischen Wirksamkeit. Darauf kommt es für die Beurteilung der Zeit und der politischen Lage an. Wenigstens ist das die Grundlage, worauf ich meine sozialen Anschauungen aufbaue. Wir Christlich-Sozialen haben bis auf wenige Ausnahmen die Ueberzeugung, daß, wenn es gelingt, die Arbeiterwelt in Berufsorganisationen zu gliedern, ihr damit eine Gruppierung und Ordnung zu geben, und das politische Wahlrecht auf die Korporationen zu übertragen, ein großer Fortschritt geschieht. . . . . Es gibt auch noch heute in der Lage der Arbeiter Punkte, die unsere allerernsteste Sorge hervorrufen. Ich nenne nur die Arbeitslosigkeit. Da ist doch eine neue dringende Aufgabe für die soziale Reform von der größten Bedeutung. In diesem Winter, weil er milde war, steht es besser als sonst. Aber wer es vor drei und vier Jahren erlebt hat, wie bei tausenden eine wirklich furchtbare Not und sehr wenig Hilfe war, der kann gar nicht sagen: die soziale Reform soll stillstehen. (Bravo!) Es sind noch andere Punkte. Aber ich will heute keinen sozialpolitischen Vortrag halten, sondern nur feststellen: auf der ganzen Linie der Sozialreform muß man vorwärts gehen, solange Notstände da sind. (Stoecker verbreitet sich dann über die sozialdemokratische Gefahr.) Wie soll man diese Gefahr bekämpfen? Da sage ich, und zwar nicht bloß als Prediger: die lebendige Macht des Christentums muß vor allen Dingen im öffentlichen Leben geltend gemacht werden, wenn wir die sozialdemokratischen Massen mit einem besseren Geist erfüllen wollen. (Lebhafter Beifall.) Das ist der Gedanke, der uns ins öffentliche Leben getrieben hat, nicht etwa die Absicht, durch soziale Vorspiegelungen die Leute für die Religion zurückzugewinnen. Das Christentum lehrt soziale Pflichten im einzelnen wie im großen, und die soziale Frage in ihrer Bearbeitung ruft laut nach den Lebensmächten des Evangeliums. . . . . Wen kann man dazu brauchen? . . . . M. H., glauben Sie, daß man mit der „Kölnischen Ztg.", der „Nationalztg." und der „Post" Religion pflegen kann? (Lebhafte Rufe: Nein! Nein! und große Heiterkeit.) Das geht nicht! Nimmermehr! Das Christentum will ernsthaft behandelt sein. Leute, die selber keins haben, können auch nicht dafür kämpfen. Das Christentum ist eine wahrhaftige und heilige Sache. (Sehr wahr!) Darum ist mir der Kampf, den man mit den Mittelparteien für die religiöse und sittliche Wiedereroberung unseres Volkes beginnen will, vollständig unverständlich. (Ruf: Humbug!) Darum wäre es, glaube ich, das erste bei diesem Kampfe, die Mittelparteien, solange sie so bleiben, wie sie sind, wegzulassen. Wir Christlich-Soziale wollen gern kämpfen helfen. Wir wollen die Grundlagen des Evangeliums fest und tief in die Herzen legen und die öffentlichen Dinge auf dieser Grundlage aufbauen. Dazu wollen wir eine freiere Kirche haben, die nicht in byzantinischem Geiste steht. (Lebhafter anhaltender Beifall.) Voller und ganzer Ernst mit dem Christentum! Das ist das einzige Heilmittel einer kranken Zeit. Dafür wollen wir eintreten.

Ich habe in den Zeitungen gelesen: die Konservativen gehen jetzt nach rechts, Stoecker nach links. (Große Heiterkeit.) Nein, m. H., das werden Sie nie erleben. (Beifall.) Wir gehen noch rechter. (Stürmischer Beifall.) Wir wollen an den alten konservativen Grundlagen Christentum, Monarchie, Vaterlandsliebe festhalten und darauf die sozialen Zustände aufbauen. Aber wir wollen versuchen, die neue Zeit zu verstehen und in ihrem Geiste die christlichen Grundsätze auf das öffentliche Leben anzuwenden. (Beifall.) So wollen wir an die sozialen Dinge herantreten.

Man kann nicht siegen, ohne zu kämpfen. Und man muß recht kämpfen. Die Arbeiterfrage mit Gewalt anfassen wollen, und die Judenwirtschaft, die Mammonsherrschaft bestehen lassen, wie sie ist, das ist kein politischer Kampf, der Verheißung hat. (Lebhafte Zustimmung.) Bestimmt nicht! (Sehr richtig!) Darum wollen wir versuchen, unseren Kampf in der alten Weise neu zu beginnen. Bei politischen Dingen kann kein Mensch wissen, wie sie gehen. Aber wir wollen treu und ehrlich unser christlich-soziales Panier aufwerfen, unsere Freunde sammeln und dann sehen, ob wir uns nicht in voller Freiheit und Unbefangenheit nützlicher machen können, als bisher in der Gebundenheit. (Bravo.)

Das ist der Zweck dieser Scheidung. Und nun gebe Gott der Herr, der alles in Händen hat, seinen Segen dazu! Er hindere die Feindschaft. Wo ein Geisterkampf sein muß, da geschehe er ehrlich. In Gottes Namen vorwärts! (Jubelnder, langanhaltender Beifall.)

Soweit die Rede Stoeckers, die hier nur im Auszug mitgeteilt werden kann. Es entspann sich nun ein lebhafter Streit darüber, ob die konservativen Protokolle wirklich objektiv oder tendenziös gefärbt seien. Und dieser Streit wurde verschärft durch eine sehr feindselige, gegen Stoecker gerichtete Broschüre, die der Vorsitzende der Berliner Konservativen, Oberst von Krause, mit seinem Namen zeichnete und in der er dazu überging, Stoecker nach Art der Liberalen persönlich zu verdächtigen. Zum Beispiel wird Seite 7 gesagt, daß Stoecker in den Verhandlungen des Ausschusses über die „Kreuzzeitung" „für Hammerstein eingetreten" sei. In Wahrheit hatte Stoecker nur zur Erwägung gestellt, ob es richtig sei, Hammerstein in dem Augenblick auszuschließen, wo ein Prozeß gegen ihn beginnen solle bezw. ob es nicht korrekter sei, erst den Ausgang des Prozesses abzuwarten. Ebenso findet sich im Protokoll Tendenz. Zum Beispiel erklärte Stoecker: „Was die Ehebruchsgeschichte betrifft, so habe ich sie aufs schärfste verurteilt und ausdrücklich erklärt, daß sie in den mir naheſtehenden Kreisen noch viel schwerer beurteilt werden würde als die Betrugsfälle. Das ist ins Protokoll nicht aufgenommen worden. — Dagegen heißt es in dem Krauseschen Druckheft: Gleichwohl wurde zum Schluß der Antrag des Herrn von Levetzow in der später von ihm verschärften Form, daß Hammerstein durch die Parteileitung aufgefordert werde, binnen acht Tagen aus den Fraktionen der Parlamente auszuscheiden, von der Mehrheit angenommen. Davon steht aber im Protokoll nichts (Hört, hört!) und mir ist davon auch nichts bekannt. Ich weiß nicht, wer das um-

geschrieben hat, es ist offenbar geschehen, um die Parteileitung in ein besseres Licht zu stellen und mich als Mann ohne christliche Grundsätze und Gesinnung erscheinen zu lassen." Weiter war es mindestens unfein, die vertrauliche Bemerkung Stoeckers, er könne hier mündlich etwas zusagen, was er doch nicht gleich öffentlich erklären wolle, so zu protokollieren, als ob er gewissermaßen bereit gewesen sei, zwei differente Erklärungen abzugeben, eine öffentliche und eine geheime.

Kein Politiker der Welt sagt alles öffentlich, was er gelegentlich vertraulich äußert, und es liegt nichts Gravierendes darin, zwischen öffentlicher und privater Rede zu scheiden. Aber natürlich muß man des Milieus, in dem man vertraulich spricht, sicher sein. Und es war wieder eine große Unvorsichtigkeit von Stoecker, in einem Kreise, der mindestens zur Hälfte aus bitteren Feinden bestand, Vertrauen vorauszusetzen; und es war wieder eine seiner unbegreiflichen Sorglosigkeiten, daß er die Protokolle in dieser wichtigen Sache nicht genau kontrollierte, bevor er sie unterschrieb. Schließlich trat aber doch der Streit um die formelle Korrektheit zurück gegen die Materialfragen, ob Stoecker aus der Partei hinausgedrängt sei oder sie verlassen habe, bezw. nach Grund und Ursache der „reinlichen Scheidung".

Ueber diese Debatten heißt es in dem Buch „Von Wichern bis Posadowsky" S. 150 ff.: „Es entspann sich ein sehr leidenschaftlich geführter Kampf zwischen den zahlreichen Freunden Stoeckers und der konservativen Partei über Recht oder Unrecht des gestellten Ultimatums. Heute kann gesagt werden, daß die Doppelbeziehungen Stoeckers zum „Volk", wie es damals war, und zur konservativen Partei, nicht wohl gleichzeitig bestehen konnten, und daß die von den Konservativen gestellte Forderung einer Klärung durchaus berechtigt war. Andererseits muß aber auch gesagt werden, daß ein Mann, der so gewaltige Arbeit für die konservative Partei geleistet hatte, wie Stoecker, vor schroffer Behandlung hätte sicher sein müssen. Stoecker hatte es durch seinen unermüdlich in Wort und Schrift geführten Kampf dahin gebracht, daß in Berlin auf kirchlichem Gebiet eine positive Mehrheit in der Stadtsynode den vollen Sieg über die Liberalen davongetragen hatte; auf politischem Gebiete

war es ihm wenigstens gelungen, die Alleinherrschaft des Fortschritts zu brechen und die Konservativen, die früher in Berlin nichts bedeutet hatten, im zweiten Wahlkreis nahe an den Sieg heranzuführen.

Für diese gewaltige Arbeitsleistung und für viele auch in der Provinz den Konservativen geleistete Hilfe wäre man Stoecker Dank und Rücksicht schuldig gewesen. Auf keinen Fall aber durfte man ihm eine Erklärung zumuten, deren Abgabe nicht „fair", nicht eines Gentleman würdig gewesen wäre. Wenn man im Gegenteil hart und schroff verfuhr, auch keine Frist gewährte, um die Zeitung umzugestalten, so kann dies doch kaum auf einen anderen Umstand zurückgeführt werden, als daß innerhalb der konservativen Partei eine Strömung die Oberhand gewonnen hatte, der es nicht nur darum zu tun war, den Ausschreitungen der „Jungen" im „Volk" ein Ende zu machen, sondern auch sich des nicht immer bequemen Mahners Stoecker tunlichst zu entledigen. Ein konservativer Veteran, der Reichstagsabgeordnete Krug von Nidda, sprach sich sofort öffentlich ungefähr in diesem Sinne aus und erklärte seinen Austritt aus der konservativen Partei. Andere folgten ihm."

Der genannte konservative Abgeordnete Krug von Nidda schrieb wenige Tage vor der entscheidenden Sitzung:

„Die Begriffsverwirrung grassiert in allen Parteien epidemisch, namentlich aber bei uns. Anstatt Sie zu konservieren, brüskiert man Sie und schielt dabei nach dem Ministertisch. — Die Alten haben die Zähne verloren und können nicht mehr beißen, die Jungen aber den Kopf. Wenn Sie fliegen, dann folge ich. Qui vivra, verra! Gott befohlen! Ihr alter Freund."

Als Stoecker ausgeschieden war, gab der alte Krug seine Karte bei ihm ab mit der Aufschrift p. f. — pour féliciter.

Graf Solms-Laubach schrieb:

„Herzlichsten Dank für Telegramm und Brief. Ich freue mich ernstlich, daß reine Bahn geworden ist, und wenn Sie mich fragen, ob ich einverstanden bin mit Ihrem Austritt nach der unqualifizierbaren . . . . des Elfer-Ausschusses Ihnen gegenüber, so kann ich nur antworten: Von ganzem Herzen! Ja, ich hätte die Langmut gewiß nicht so weit getrieben, wie Sie. Jedoch ich fühle Ihnen ganz nach, wie schwer Ihnen der Entschluß hat ankommen müssen. . . . . Der heutige Artikel der „Kreuzzeitung", überschrieben „Stoecker", hat mich mehr geärgert, als alle früheren Vorgänge. Solche Heuchelei empört. . . . . Also, am 26. sehen wir uns, so Gott will. Wahrscheinlich werden wir doch Frankfurt wählen.

Ich hätte noch viel zu sagen, erspare es mir jedoch auf unser Wiedersehn. — Gott führe uns jetzt in der wildbewegten See zwischen den beiden Klippen

durch. Die Jungen hoffen, daß die schiefe Ebene betreten ist. Man muß ihnen zeigen, daß unsere Stellung auf Felsen gebaut ist. Namentlich ist es nötig, prinzipielle Schranken zwischen ihnen und uns aufzurichten, damit es nicht aussieht, als unterschieden wir uns nur dem Grade nach."

Die Zeitungen urteilten sehr verschieden. Die ultramontane „Köln. Volkszeitung" meinte: „Es will uns scheinen, als ob „Das Volk" die Taktik der konservativen Parteileitung Stoecker gegenüber richtig erkannt habe. Stoecker sollte kaltgestellt werden innerhalb der konservativen Partei; er zog es vor, außerhalb derselben sich die Freiheit seines Handelns zu wahren." Die „Hamburger Nachrichten" feierten den Triumph des Kartellgedankens in einem großen Leitartikel, der schon durch den Satz charakterisiert wird: „Durch das Ausscheiden Stoeckers ist zweifellos ein wesentliches Hindernis für die Wiederherstellung eines besseren Verhältnisses zwischen den ehemaligen Kartellparteien beseitigt." Die „Deutsche Zeitung" des Dr. Friedrich Lange, die sich stets durch unsoziale Tendenz ausgezeichnet hatte, schrieb freudig bewegt einen Leitartikel mit der Ueberschrift: „Vorläufig Schluß in der sozialpolitischen Gesetzgebung!" Die „Dresdener Nachrichten" sprachen offen aus, daß die Trennung von Stoecker es endlich den Konservativen möglich mache, zu dem heiß ersehnten Kartell zu kommen. Die „Süddeutsche Landpost", das Organ der bayerischen Konservativen, meinte: „Was sollen wir in Bayern machen? Geht die konservative Partei auf der betretenen Bahn fort, so wird man sich bei uns ernstlich die Frage vorlegen müssen, ob wir zur konservativen Hofpartei oder zu einer konservativen Volkspartei halten sollen." Zu der Meldung der „Schlesischen Zeitung" (die, obwohl liberal, doch über alle Vorgänge in der konservativen Partei stets besser unterrichtet war, als die konservative Presse), daß die Scheidung rein sozialpolitisch sei, schrieb der „Reichsbote": „Wenn das so ist, dann muß die Mitteilung der „Schlesischen Zeitung", daß der wahre Grund der Scheidung der Gegensatz zwischen „glatter Machtpolitik" und „Fortführung der sozialen Reformen" gewesen sei, parteioffiziös entschieden dementiert werden, und zwar sobald als möglich, ehe im Lande diese falsche Meinung sich festsetzt und weiter dahin ausgebildet wird, die konservative Partei sei nichts weiter als eine agrarische Interessen-Partei des Großgrundbesitzes oder des Adels. Denn darüber besteht gar

kein Zweifel, wie jeder weiß, der die Stimmung der konservativen Partei im Lande kennt, daß weitaus die große Mehrheit derselben in diesem Gegensatze auf seiten der sozialen Reformen steht, und wenn die Sache persönlich zugespitzt wird, wie es die „Schlesische Zeitung" tut, auf seiten Stoeckers. Auch nach dieser Seite darf man sich keine Illusionen machen. So liegen die Dinge!"

Professor Delbrück, einer der wenigen sozial gerichteten Liberalen, erklärte in den „Preußischen Jahrbüchern", nicht Stoecker sei von den Konservativen ausgestoßen, sondern die Prinzipien, die er vertrete. Was seine Feinde anstrebten, sei das Kartell des Mammonismus, der ein weiteres Aufsteigen des vierten Standes hindern wolle. Die Regierungskreise hätten augenscheinlich von oben her auf die Konservativen gedrückt.

Endlich mag der „Börsen-Courier" zitiert sein: „Ob es Herrn Stoecker gelingen wird, eine aktionsfähige Partei abseits der „reinen Antisemiten" zu begründen, erscheint recht fraglich. Die Konservativen aber haben nunmehr eine Vorbedingung ihrer Verständigung mit der Regierung erfüllt, auf welche hin ihnen während der letzten Tage im Abgeordnetenhause und auch sonst glänzende Versprechungen gemacht worden sind."

Von höchstem Wert für Stoecker war es, daß ihm die Konservativen seines Wahlkreises einfach zustimmten. Sie faßten einstimmig folgenden Beschluß: „Wir protestieren mit größter Entschiedenheit gegen das im Interesse der konservativen Sache tief bedauerliche Vorgehen des Elfer-Ausschusses gegen Hofprediger a. D. Stoecker, diesen hochverdienten Vorkämpfer für Christentum, Deutschtum und Monarchie. Wenn man uns vor die Wahl stellt, ob konservative Adelspartei oder konservative Volks- bezw. christlich-soziale Partei, dann sind wir keinen Augenblick zweifelhaft, auf welcher Seite unser Platz ist. Wir stehen fest und treu zu unserm Stoecker allewege!" Bei dieser Festigkeit und Treue ist es geblieben.

Von den Personen, die für Stoecker eintraten, seien noch erwähnt Dr. Burckhardt-Barmen, Führer der dortigen Konservativen, Abgeordneter von Cranach, Rechtsanwalt Meyer-Tilsit u. a. m. Sehr energisch war eine Erklärung des Pastors von Bodelschwingh gehalten. Da hieß es:

„Was ich schon zur Zeit des Walderseekampfes, als die Wogen zuerst so mächtig gegen Stoecker ankämpften, unserm seligen Kaiser Friedrich geschrieben habe und was er damals freundlich von mir angenommen hat, das sage ich hier noch einmal: „Das Wohl und Wehe unseres Vaterlandes hängt nicht von einem Menschen ab, und darum auch nicht von Stoecker. Aber wenn die Fahne sich senkt, die er erhoben hat, die im vollen Sinne christlich-konservative und christlich-soziale Fahne, dann werden wir den Mächten des Umsturzes anheimfallen und auch die Fahne des Hohenzollern-Hauses wird sich senken." —

Ein Mann, der wie Stoecker, seit fast 25 Jahren mit vollem Mannesmut für Kaiser und Reich, für Kirche und Altar und für die Errettung und Erhaltung unseres Volkes aus den Banden des Umsturzes gekämpft hat und in mehr wie tausend tosenden Schlachten ohne Zaudern hineingesprungen ist, kann nicht immer siegen und darf auch ehrenvoll einmal eine Niederlage erleiden. Es ist auch gewiß diesem schneidigen Kämpfer dieser oder jener taktische Fehler nachzuweisen, aber der Ruhm muß ihm doch stehen bleiben, daß er zu den Allerbesten gehört, die jemals für unser Hohenzollernhaus und für unser christliches Volk mit unentwegtem Mute und mit großer Lauterkeit das Schwert des Geistes geschwungen haben.

Gott helfe ihm, seinen guten Kampf zum guten Ziele führen."

Die Prophezeiung Bodelschwinghs hat sich inzwischen erfüllt. Die Fahne der Christlich-Sozialen hat sich gesenkt in Berlin, und die Fahne des Umsturzes weht unangefochten über dem Parteileben der Reichshauptstadt.

Nicht anders stand Pfarrer Weber, wenn er schreibt: „Ich war acht Tage nach der Ausschußsitzung in Bielefeld, um dort einen Vortrag zu halten. Da Rechtsanwalt Dr. Klasing, auch Mitglied des Elfer-Ausschusses, in Bielefeld war, so ging ich zu ihm und erbat mir genaue Auskunft über jene Sitzung. Er schilderte mir den Verlauf derselben bis ins einzelste hinein. Als er fertig war, sagte ich ihm: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Rechtsanwalt, Sie haben mir bestätigt, daß meine Meinung von der Sache den Tatsachen entspricht. Sie haben Stoecker hinausdrängen wollen und haben damit Ihren besten und volkstümlichsten Mann verloren." Als er mich ganz verwundert fragte, wie ich diese Schlußfolgerungen aus seinen Mitteilungen hätte ziehen können, erwiderte ich ihm: „Das ist ja ganz klar. Ihre Resolution, die Sie vorgeschlagen und die Stoecker annehmen konnte, ist von Ihnen selbst preisgegeben worden und die schärfere Resolution eines Adligen, welche Stoecker unter keinen Umständen annehmen konnte, ist an deren Stelle gesetzt. Sie haben also Stoecker los sein wollen. Jetzt sind Sie ihn los." Von Klasing ging ich zum Geheimrat Hinzpeter.

Dessen erste Frage war: „Herr Pastor, Sie scheiden doch nicht auch aus der konservativen Partei aus?“ Ich gab ihm zur Antwort: „Wie können Sie daran auch nur einen Augenblick zweifeln, Herr Geheimrat! Ich bin sofort ausgeschieden, als Stoecker ausschied. Von uns bleibt keiner auch nur einen Augenblick da, wo man unsern besten Freund hinausgedrängt hat.“ Da war der alte Hinzpeter fast gerührt und sagte: „Das muß man Stoecker lassen; er hat treue Freunde.“ Ich gab ihm zur Antwort: „Jawohl, viel mehr, als Sie denken, Herr Geheimrat.“ Das Verhältnis der Konservativen zu Stoecker hat sich seitdem wieder wesentlich gebessert. Im Reichstage akklamierten sie ihm bei jeder Gelegenheit. Aber es war doch besser so, daß er ausschied. Denn nun erst konnte die christlich-soziale Partei eine selbständige Entwicklung nehmen und ihre Organisation ausbauen.“

Soweit Pfarrer Weber, dessen Ansicht von der Notwendigkeit einer selbständigen christlich-sozialen Partei neben der konservativen immer mehr bei allen denen durchdrang, die überhaupt Verständnis für die soziale Frage hatten. In der Tat erwies sich die Entwicklung als eine glückliche. Denn wenn überhaupt neben der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung auch eine christliche aufkommen und sich behaupten sollte, so mußte sie über eine, wenn auch kleine politische Partei als parlamentarischen Anwalt verfügen. Diesen Anwalt konnten aber nie die Konservativen machen, da sie historisch auf ganz anderen Interessen festlagen. So war es später für die erstarkende christliche Arbeiterbewegung ein sehr günstiger Umstand, daß sie mit der christlich-sozialen Partei den politischen Ehebund vorbehaltlos eingehen konnte.

Es ist schon gesagt worden, daß Stoecker sich nur ungern und schwer nicht von allen, aber doch von vielen Konservativen trennte, mit denen ihn jahrelange Kampfgenossenschaft und Waffenbrüderschaft verbunden hatte. Ganz besonders schmerzlich war es ihm, daß die beiden Blätter, die ihn jahrelang in guten und bösen Tagen gedeckt hatten, die „Kreuzzeitung“ und der „Reichsbote“, sich immer mehr von ihm entfernten. Aber dieser Bruch war unvermeidlich. Die Zeitungen folgten der konservativen Partei. Und da die für den Kurs des Partei-

schiffs maßgebende Geburtsaristokratie sich lange Zeit von der Geldaristokratie, bezw. von einer entsprechenden Strömung am Hofe, stark beeinflussen ließ, so wurde der Gegensatz bisweilen schärfer und schroffer, als er nach der immerhin vorhandenen breiten gemeinsamen Grundlage an sich hätte zu werden brauchen. Anfänglich wirkte auch augenscheinlich das Mißtrauen mit, daß Stoecker den „Jungen" Zugeständnisse machen werde.

Stoeckers erstes Anliegen nach seiner Trennung von den Konservativen war es nun, eine selbständige christlich-soziale Partei zu konstituieren. In Verbindung mit Freunden rief er einen Parteitag nach Frankfurt a. M., der aus allen Gegenden des Reiches stark besucht wurde. Graf Solms und er waren darüber einig, daß man klare prinzipielle Stellung zu nehmen und sich einesteils nach Seite der kapitalistischen Reaktion, anderenteils nach Seite der enthusiastischen „Jungen" fest und offen zu begrenzen habe. Der Tag trat am 26. Februar zusammen.

Zum Vorsitzenden wurde Graf Solms gewählt, der dieses Amt als Führer der hessischen Christlich-Sozialen annahm. Als Beisitzer fungierten: Hofprediger a. D. Stoecker, Dr. Burckhardt-Barmen, Professor Hüpeden, Pastor Wahl-Langen und Buchbindermeister Schulze-Berlin.

Der Vorsitzende, Graf Solms-Laubach, forderte die Anwesenden auf, sich zum Zeichen, daß sie auf dem Parteiprogramm vom 6. Juni 1895 stehen, zu erheben. Fast alle erhoben sich, 15 Herren, die der jüngeren Richtung der Christlich-Sozialen angehörten, erklärten sich bei der Gegenprobe dagegen. Das erste Thema war das Verhältnis der Christlich-Sozialen zu den anderen Parteien. Als erster Referent fungierte der Vorsitzende, Graf Solms-Laubach, der zunächst den Vorgang des Ausscheidens Stoeckers aus der konservativen Partei historisch und polemisch beleuchtete und dieses Ausscheiden selbst nach dem Vorhergegangenen folgerichtig nannte.

„Wenn Freiherr v. Plettenberg-Mehrum einem Beschluß einer rheinischen konservativen Versammlung gegenüber eine Erklärung erlassen hat, worin er dagegen protestiert, daß die konservative Partei den Herrn Hofprediger Stoecker gezwungen habe, auszutreten, wenn weiter die „Kons. Korrespondenz" die Parteileitung in etwas nervöser Weise dagegen verwahrt, daß Stoecker aus der Partei herausgedrängt worden sei, so haben beide formell ganz recht, denn Stoecker ist ausgetreten. Daß man aber von hinausdrängen in diesem Falle doch wohl materiell reden darf, muß jedem Unbefangenen klar sein. Ist es

denn keine genügende Erklärung gewesen, die Herr Stoecker betreffend das „Volk" anfänglich zu geben bereit war?. Ist er denn nachher noch nicht bis zum alleräußersten entgegenkommend gewesen? Wurde er denn nicht durch eine Zumutung, die wie ein zu unterschreibender Widerruf nach Art mittelalterlicher Ketzergerichte aussah, in eine Alternative versetzt, die ihm nur die eine getroffene Wahl übrig ließ? Sollte man so kurzsichtig gewesen sein, dies nicht vorher zu erkennen?"

Graf Solms kommt zu dem Schluß, daß es doch in letzter Instanz die Verschiedenheiten der sozialpolitischen Auffassungen waren, die die Scheidung herbeigeführt haben, eine Erkenntnis, die geeignet ist, als Basis für die Stellung der christlich-sozialen Partei zu dienen. Dann fährt er fort:

„Daß wir Christlich-Sozialen selbst nichts anderes sind, als eine konservative Richtung, dürfte kaum zweifelhaft sein, wir nehmen für uns die am schärfsten ausgeprägte ideale Richtung des wahren Konservatismus in Anspruch. Wir verlangen Ernst mit dem Christentum und Betätigung desselben, das wir als das Salz des Volkslebens erkennen, auch im Staatsleben. Der Konservatismus ist nicht, wie es seinem Namen nach scheinen könnte, Festhalten an allem Bestehenden: er ist die Erkenntnis, daß alle Reformarbeit auf Grund des historisch Gewordenen unter Schonung desselben vorzunehmen sei. Er unterscheidet sich hierin von den liberalen und radikalen Richtungen, die mehr oder weniger auf dem Prinzip der Erbauung des zu Erstrebenden auf der tabula rasa, die vorher geschaffen werden müßte, beruhen. Die Trennung ist vorhanden. Eine selbständige christlich-soziale Partei muß erstehen, als solche muß sie alles zusammenschließen, was den Forderungen des in Eisenach beschlossenen Programms zustimmt."

Auch gegen die Agrarier grenzte Graf Solms noch ab. „Niemand wird mehr als wir für den Schutz der heimischen Landwirtschaft eintreten." Aber von einseitiger Interessenvertretung werde man sich fernhalten.

Graf Solms-Laubach beantragte sodann eine Resolution, deren Hauptpunkte sind:

1. Wir billigen den nach Lage der Sache unvermeidlichen Austritt Stoeckers aus der konservativen Partei.

2. Wir konstituieren uns hiermit zu einer selbständigen christlich-sozialen Partei und bestätigen das Eisenacher Programm vom 6. Juni 1895.

3. Wir erstreben auch in Zukunft eine größere ökonomische Gleichstellung von reich und arm und die gesetzliche Unterstützung der Bestrebungen der wirtschaftlich Schwächeren.

4. Wir erachten den Kampf unter der Fahne des wahren lebendigen Christentums als den einzigen siegverheißenden gegen

die Mächte des Umsturzes. Den Kampf gegen diesen nimmt die christlich-soziale Partei mit aller Kraft auf.

Das folgende Referat des Pfarrers Wahl-Langen über die Stellung der Partei zu den Christlich-Sozialen jüngerer Richtung gab mancherlei sachliche innere Berührungspunkte mit dieser Richtung zu. So z. B. hinsichtlich der Liebe zu dem Volke, namentlich den sozial und wirtschaftlich Schwachen; hinsichtlich der Ueberzeugung, daß auf sozialem Gebiete noch außerordentlich viel getan werden kann und muß, besonders, daß die Grausamkeit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung durch wirksame Gesetze sowohl, als auch auf dem Wege korporativ organisierter Selbsthilfe bekämpft und eingeschränkt, abgemildert, wenn nicht völlig beseitigt werden müsse; ferner in der Entschlossenheit, mit Hand anzulegen und alle Stände zu gemeinsamer Mitarbeit auf sozialem Gebiete zu organisieren, d. h. aktionsfähig zu machen; nicht minder in dem Festhalten an Kaiser und Reich und in der wahrhaft nationalen Fundamentierung unserer sozialen Arbeit; endlich auch in der Ueberzeugung, daß nur auf dem Boden wahrhaft christlicher Grundsätze ein gesunder sozialer Fortschritt zu erreichen sein werde. Aber erheblicher seien die Differenzen. „Ich beantrage eine Resolution, die in der Form, besonders was das Persönliche anbetrifft, milde, aber in der Sache fest und klar es ausspricht, daß die christlich-soziale Partei Deutschlands mit Naumann und seinen unbedingten Anhängern trotz mancherlei innerer Berührungspunkte keine politische Gemeinschaft haben kann. Auch sollte die Bitte ausgesprochen werden, daß die Naumannsche Richtung auf die Bezeichnung christlich-sozial verzichtet."

Auch Stoecker sprach noch in sehr milder, versöhnlicher Tonart, aber entschieden nach rechts und links, worauf eine Resolution Wahl angenommen wurde:

„Die heute in Frankfurt a. M. usw. erklären, daß ihnen ein politisches Zusammengehen mit der sogenannten jüngeren christlich-sozialen Richtung trotz mancherlei innerer Berührungspunkte schon deshalb nicht möglich ist, weil ihnen ein klares Programm jener Richtung nicht gegenübersteht."

Man beschloß, sofort energisch in Stadt und Land in die Agitation einzutreten, Ortsgruppen zu gründen und Mitglieder

zu sammeln. In den Ausschuß, dem die Leitung der Partei übertragen wurde, wurden mit dem Recht der Zuwahl folgende Herren gewählt: Als erster Vorsitzender Hofprediger a. D. Stoecker, als zweiter Graf Solms-Laubach, als Ehrenvorsitzender Professor Wagner, ferner Professor Hüpeden, Dr. Burckhardt, Pfarrer Werner-Beckendorf, Schneidermeister Willenbrock-Dresden. Zum Organ wird das „Volk" bestimmt.

Nach dem Abschluß des Parteitages kam dann auch die Redaktionsfrage des „Volk" zur Erledigung. Stoecker einigte sich mit dem Besitzer des Blattes dahin, den Herausgeber der „Konservativen Monatsschrift", Dietrich von Oertzen, nach Berlin zu berufen. Dieser übernahm denn auch, nachdem Oberwinder und v. Gerlach gekündigt waren, am 4. August die Leitung der Redaktion, freilich nur um bald die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Lage des Blattes nicht mehr haltbar war. Die Verwirrung in den christlich und sozial gerichteten Kreisen war gerade in diesem Augenblick eine sehr erhebliche, und sie wurde durch den Redaktionswechsel noch gesteigert. Dazu kam, daß die scheidenden Redakteure, erbittert über ihre Kündigung, sich mit Naumann zusammentaten und ein Gegenblatt gründeten, auch ihre Personalkenntnis in den Kreisen des „Volk" benutzten, um möglichst viele Christlich-Soziale der älteren Richtung zu den „Jungen" hinüberzuziehen. In der Redaktion selbst waren die Schwierigkeiten nicht minder groß. Der einzige Mitarbeiter, der publizistisch leistungsfähig hätte sein können, war deutsch-sozial und strebte auf jede Weise danach, das Blatt in deutsch-soziales Fahrwasser zu bringen. So konnte das Blatt nichts leisten und ging zurück. Der Verleger, der große Opfer gebracht hatte, verlor den Glauben an eine günstige Entwicklung und zog sich zurück. Schließlich blieb nichts übrig, als das Blatt von Berlin nach Siegen zu verlegen, wo es bis heute dem Wahlkreis sehr wesentliche Dienste leistet. Die damalige Entwicklung aber stand unter dem Zeichen des „Zu spät". Und Naumann hatte nicht ganz unrecht gehabt, wenn er schrieb, daß Stoecker zweimal in seinem Leben entscheidende Beschlüsse zu spät gefaßt habe: einmal den Entschluß, das Hofpredigeramt aufzugeben, das mit Parteiführerschaft unvereinbar war; und sodann den Entschluß, neben der alten konservativen Agrar-

und Beamtenpartei eine sozial-monarchische Volkspartei aufzurichten. Es waren nun zunächst viele Jahre einer ruhigen und stetigen Entwicklung nötig, um die Krisis einigermaßen zu überwinden.

Am 2. September veröffentlichte Stoecker auch diesmal, wie alljährlich, einen offenen Brief an die Parteigenossen. Darin hieß es:

„Man verbreitet nun die Meinung, daß meine eigene schwankende Haltung an der Stellung des „Volk" schuld gewesen sei; erst hätte ich durch das „Volk" die Konservativen angreifen lassen und mit den „Jungen" geliebäugelt, nun sei ich in Schwierigkeiten geraten, wolle zu den Konservativen zurück und sitze zwischen zwei Stühlen. Das alles sind Unwahrheiten und Torheiten zugleich. Nie habe ich, so lange ich der konservativen Partei angehörte, irgendeinen Angriff auf diese veranlaßt oder gewünscht. Schon im Winter 1893/94 habe ich vor den Redakteuren die Haltung des „Volk" gegenüber den Sozialdemokraten und Konservativen aufs schärfste getadelt und ihnen niemals den geringsten Zweifel gelassen, daß selbst, wenn ich mich auch von den Konservativen trennte, ein politisches Zusammengehen mit Naumann und den Jungen für mich unmöglich sei. Ich könne — so habe ich ihnen öfter ausgeführt — politisch nicht einen Schritt mit ihnen gehen, so sehr ich in der sozialen Sympathie für das arbeitende Volk mit ihnen zusammenstimme. Naumann sei liberal, deshalb könnte ich mich in der Staatspolitik nicht mit ihm verständigen. Er halte es mit den Ritschlianern; deshalb könnte ich gemeinsam mit ihm keine Kirchenpolitik machen. Und in Sozialem habe er kein Programm, schwanke hin und her, sei bald radikal, bald liberal, beurteile die Sozialdemokraten falsch und gebe unbesonnene Parolen aus; deshalb könne ich trotz vieler Berührungen in der Sozialpolitik, doch nie mit ihm in einer Partei gemeinsam wirken."

Das war alles ohne Zweifel richtig. Aber in der Oeffentlichkeit galt das „Volk", das 1895 die Unbesonnenheit Naumanns freudig mitmachte, für das Organ Stoeckers und zog ihn in eine Verantwortung hinein, von der man ihn doch nicht völlig freisprechen konnte.

Ein treuer Freund Stoeckers, Pfarrer und Leiter eines Brüderhauses, schrieb ihm nicht lange nach dem Redaktionswechsel, daß zunächst „eine furchtbare Verwirrung und Unruhe in die Reihen der Christlich-Sozialen gebracht" sei. Nach einem warmen Lob der neuen Redaktion heißt es:

„Wie ist dem zu begegnen, daß aus der ganzen Verwirrung nicht die Jungen den Gewinn ziehen? Lassen Sie mich Ihnen in aller Bescheidenheit einige Vorschläge machen.

Sie müssen jetzt persönlich mehr in den Vordergrund. Daß Sie Redakteur bzw. Herausgeber der „Kirchenzeitung" sind, hat für Sie als Kirchenpolitiker wohl eine Bedeutung, nicht aber als Sozialpolitiker. — Alle Ihre alten Freunde

zucken jetzt die Achseln: „Wir werden an Stoecker irre, kein Mensch weiß ja, was er will", „Naumann aber ist klar und zielbewußt", so etwa lauten die Urteile. Verweise ich auf Ihre „Kirchenzeitung", so heißt's: „Die lese ich nicht." Was Sie in der „Kirchenzeitung" schreiben, kommt kaum in die öffentliche Presse.

Sie sind jetzt der Einzige, der durch persönliches Dazwischentreten die Wogen glätten kann; darum müssen Sie, ehe im Oktober Leser des Volk vielleicht in großer Zahl abspringen, durch das „Volk" zunächst zu allen Christlich-Sozialen reden. Jetzt ist ganz bestimmt das gedruckte Wort aus Ihrer Feder und unter Ihrem Namen wichtiger, als daß Sie hin und her im deutschen Vaterlande Vorträge halten, von denen die meisten nichts hören und sehen. Glauben Sie mir: Darin liegt Naumanns Kraft, daß er in jeder „Hilfe" persönlich an seine Tausende von Lesern sich wendet. Wenn Sie jetzt das „Volk" zu Ihrer „Hilfe" machen wollen, dann werden Sie ihm bald über sein. Dazu haben Sie in Oertzen jetzt einen treuen Mitarbeiter, der auf Ihrem Standpunkt steht und Sie nicht, weder nach rechts noch links verraten wird. Bitte, nutzen Sie die Situation jetzt in dem angegebenen Sinne aus, es ist der einzige Weg, einen großen Abfall zu verhüten. Hier im Stift z. B., wo alle Oberhelfer bis vor kurzem für Sie begeistert waren, ist fast durchweg Neigung, zu Naumann zu gehen. Nur Sie selbst können sie halten durch Ihre Artikel. Am Mittwoch predigte ich auf dem Jahresfest in Reinstedt, viele Pastoren waren da, aber flaue Stimmung, auch bei Ihren Freunden. Sie persönlich allein können da Wandel schaffen. Ueber Sie hören jetzt Ihre Freunde mehr als genug; aber Sie selbst hören sie zu wenig. Sie müssen jetzt, wenn Sie die Position halten wollen, in den Vordergrund, und zwar vornehmlich durch die Presse."

Dieser Brief kennzeichnet treffend die Verwirrung der Lage und die großen Schwierigkeiten, in denen sich Stoecker befand. Nimmt man hinzu, daß zur politischen Krisis auch die kirchliche im Evangelisch-sozialen Kongreß — sie wird weiter unten dargestellt werden — hinzukam, und daß Ende September der Prozeß Witte mit einer Verurteilung wegen Verleumdung hinzukam, so erhellt, was Stoecker damals zu tragen hatte.

Zwei Briefe aus jener Zeit mögen weiter die Lage beleuchten:

An die Gattin.

Berlin, 13. November 1896.

Vor lauter Kondolenzbesuchen (wegen der Verurteilung) komme ich kaum dazu, Dir ein Wörtchen zu schreiben. Die Freunde lassen Dir sagen, daß sie alle empört sind über das Urteil, das das Kleeblatt Witte, Munckel, Grüneberg zustande gebracht hat. Ich muß ja sagen, daß ich ganz gefaßt war auf eine Verurteilung bei meiner Anschauung von Rechtssprüchen. Nun, wir haben schon Schlimmeres ertragen und werden auch hiermit fertig werden. Die Schmähbriefe fangen schon wieder an. Wie werden erst die Zeitungen triumphieren. Mir ist es bei diesen leidigen Prozessen doch immer die Hauptsache, daß man nur nichts tut, was einen vor Gott dem Herrn schuldig macht. . . .

An Pfarrer Hoffmann, Genf.

Berlin, 1. Dezember 1896.

Sie haben gewiß in der letzten Zeit viel an mich gedacht und viel für mich eintreten müssen. Ich denke mir, daß Sie und die Freunde gemeint haben: Nun ist das Maß voll. Eine gerichtliche Verurteilung wegen verleumderischer Beleidigung ist eben eine Tatsache, an der sich nicht deuten läßt. Ich bitte Sie, daß Sie sich keine Sorge machen. Das Ganze ist eine kolossale Dummheit. In der zweiten Instanz wird die Sache zuverlässig gut werden.

(Stoecker teilt dann mit, daß in zwei Gebetsversammlungen 1000 M. für Armenien gesammelt seien, und fragt, ob Hoffmanns Schwager, der Armenier Thumajan, für bestimmten Zweck des Geldes bedürfe.)

Also bitte, liebster Bruder, schreiben Sie uns, wie man das Geld verwenden kann. Die Ausweisung Thumajans hat mich aufs tiefste empört. Ich finde darin eine Feigheit ohnegleichen. Aber das ist ja die Signatur des heutigen offiziellen und offiziösen Christentums. Gott besser's! . . .

Zu allen anderen Gegnern fiel dann auch noch eine kleine Freischar positiver evangelischer Christen Stoecker in den Rücken. Eine Anzahl Professoren, Pastoren und Laien (Missionsinspektor Zahn-Bremen, Pastor Zöllner in Barmen, Pastor Michaelis in Bielefeld, Pastor Funke in Bremen, Oberkonsistorialrat Löber in Dresden, Pastor v. Velsen in Unna, Professor Dr. Kolde in Erlangen, Professor Dr. Zahn in Erlangen, Pastor Dr. Warneck in Halle u. a. m.) erließen eine öffentliche Erklärung, deren Gedankenreihe wesentlich die Uhlhornsche war. Es wurde Verwahrung eingelegt, daß man „im Namen des Christentums, des Evangeliums, der Kirche bestimmte soziale Forderungen an den Staat stelle oder verlange, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse nach angeblich christlichen Prinzipien geregelt werden sollen". Wer im Namen des Christentums bestimmte soziale Forderungen formuliere, versündige sich gegen die anders denkenden Christen, gegen die Selbständigkeit des Staats, dem er zumute, Prinzipien und Ordnungen von der Kirche zu entnehmen, und gegen das Evangelium, welches eine göttliche Botschaft sein müsse an alle und für alle Zeiten und sich damit begnüge, das Herz des Menschen zu ändern.

Dann heißt es wörtlich:

„Ein Antrieb, diesen Irrweg zu betreten, ist das Beispiel der römischen Kirche gewesen, die man beneidete wegen der politischen Rolle, die sie spielt. Gleich im Anfang der Bewegung hat man durch den Hinweis auf ihr Tun den Ehrgeiz der Protestanten zu wecken versucht. Und noch jüngst hat einer der Gründer der neuesten religiös-sozialen Sekte es versprochen, daß sie Rom nicht allein dies Feld wollten bearbeiten lassen. Als ob es nicht eine offen-

kundige Tatsache wäre, daß es nirgends so traurige politische und soziale Zustände gibt, als wo die römische Kirche die Macht hat. Und sollten evangelische Christen nicht wissen, daß die römische Kirche ihre Weltmacht nur gewonnen hat, indem sie das höchste Gut der Kirche, das Evangelium, vernachlässigte? In der Reformation hat sich die Kirche auf ihre besondere Aufgabe besonnen und darum begonnen, dem Staate wieder zu geben, was des Staates ist. Im Namen des Christentums hat der evangelische Christ vom Staate nichts zu fordern, als daß ihm Freiheit gelassen werde, seines Glaubens zu leben; die Kirche nicht mehr, als daß ihr erlaubt sei, ihrem Berufe nachzukommen. Wer im Namen des Evangeliums mehr verlangt, verleugnet die reformatorische Erkenntnis von der Selbständigkeit des Staatslebens. Als den besonderen Beruf der Kirche haben die Reformatoren erkannt, daß sie das Wort Gottes zu verkündigen habe, das Wort, welches die Gewissen anfaßt, sie aufweckt und tröstet, die Herzen erneuert und heiligt, den Menschen innerlich bereichert und so für Zeit und Ewigkeit geschickt macht. Wenn sie diesem Beruf nachkommt, dient sie auch dem Vaterlande am besten. Die Christlich-Sozialen übernehmen eine schwere Verantwortung. Sie verleiten die Lehrer der Kirche, statt alle Kraft auf die reine und kräftige Predigt des Evangeliums zu legen, sich in allerlei Nebendinge, die nicht ihres Amtes sind, zu verlieren. Vielen machen sie die Kirche zum Spott, da sie glauben, die Teilnahme für ihre soziale Not sei nur ein Lockmittel, sie für die Kirche zu gewinnen. Bei anderen mag dies gelingen, aber der Gewinn für die Kirche ist von zweifelhaftem Werte, wenn nicht Herz und Gewissen beteiligt sind. Die Christlich-Sozialen können sich nicht an dem Klassenkampf beteiligen, ohne Partei zu nehmen, und indem sie auf diese Weise die einen vielleicht sich befreunden, entfremden sie sich die anderen, nicht um der Forderung des Evangeliums willen, sondern wegen ihrer Parteimeinungen. Ihre sozialen Experimente finden meist nur da in weiteren Kreisen Eingang, wo eine innerliche, einfache evangelische Predigt, von der sie manchmal geringschätzend reden, eine lebendige Kirchlichkeit erzeugt hat. Dies Salz der Kirche verbrauchen sie, neue Geistesmächte vermag aber ihr veräußerlichtes Evangelium nicht zu erwecken. Wir bitten unsere Glaubensgenossen, von diesem verderblichen Wege umzukehren. Auf ihm finden sie nicht, womit sie unserem Vaterlande nützen können. Wenn sie aber in treuer Benutzung der geistlichen Mittel evangelische Persönlichkeiten schaffen, so werden sich diese überall als Salz und Licht beweisen. Läßt sich die evangelische Kirche auf Dinge ein, die dem Evangelium fremd sind, so wird das Salz dumm werden. Womit soll dann unserem Volke geholfen werden? Wir wissen wohl, daß der Zeitwind die Segel der Christlich-Sozialen schwellt. Nur wenige sind es, die von dem Zeitirrtum unberührt geblieben. Aber vielleicht sind deren, die ihm nicht gehuldigt haben, doch mehr, als es den Anschein hat. Wir würden uns freuen, wenn auch dieses Wort dazu diente, sie zu sammeln und zu stärken. Es ist nötig, fest zu bleiben und nicht müde zu werden, sich selbst und anderen zu bezeugen, daß die evangelische Kirche nur gefällt und dem Nächsten nur dient, wenn sie das Evangelium rein und von weltlichen Dingen unvermischt verkündigt."

Der Schlußsatz richtet das Ganze. Es ist nie einem Christlich-Sozialen, am allerwenigsten Stoecker eingefallen, ein mit weltlichen Dingen „vermischtes" Evangelium zu verkündigen. Wenn irgend jemand, so war Stoecker ein Mann der schlichten,

biblischen Predigt. Aber die Predigt sollte kein akademischer Kanzelvortrag sein, sondern der Prediger sollte etwas wollen. Das Evangelium sollte sauerteigartig alles Leben durchdringen, die christliche Ethik sollte Anwendung finden nicht nur auf das persönliche, sondern auch auf das öffentliche Leben. Und gerade die jetzt bestehende falsche „Vermischung" von Kirche und Welt in den verstaatlichten Landeskirchen — die sollte aufhören. Der „Zeitirrtum" lag also nicht bei den Christlich-Sozialen, sondern bei den Kritikern, die den sozialen Ideenkreis noch nicht ausreichend durchdacht hatten. Einige der Unterzeichner sind später noch gut sozial geworden.

Stoecker antwortete klar und deutlich:

„Es ist unlogisch, von vornherein zu behaupten, schon der Name „christlich-sozial" beweise, daß Wege eingeschlagen werden, auf welchen die Wahrheit des Evangeliums verdunkelt wird. Eben dies war erst zu beweisen. Was wir meinen, ist nicht, daß jede unserer sozialen Forderungen vom Christentum diktiert sei. Das Beiwort solle nur den bestimmenden Geist bezeichnen, wie man doch auch von christlicher Obrigkeit, christlicher Schule spreche. Das Evangelium soll unverdunkelt bleiben. . . . . Daß die Christlich-Sozialen meinten, nur sie kämen dem Gebot der Liebe nach, ist eine ganz ungerechtfertigte Unterstellung. Missionsinspektor Zahn in Bremen, von dem vermutlich die Erklärung veranlaßt ist, rechnet sich, wie man sagt, zu den Deutsch-Freisinnigen. So unbegreiflich dies für uns Christlich-Soziale ist, werden wir ihm doch nie den Vorwurf machen, daß seine Partei vermeint, allein deutsch oder allein freisinnig zu sein. Warum richtet er gegen uns eine so grundlose Anklage? . . . . Daß aber die Verbindung der Christen mit einer sozialen Partei, welche das Christentum hochhält, der Sache des Christentums schaden, die Gemeinschaft mit kirchenfeindlichen Richtungen, Männern und Blättern ihr nicht schaden soll — das zu verstehen, sind wir außerstande. In Berlin wenigstens haben wir die Erfahrung gemacht, daß die Gründung der christlich-sozialen Partei und die nachfolgende Berliner Bewegung, welche die christliche Weltanschauung auf ihre Fahne schrieb, die öffentlichen Verhältnisse reinigte, und von dem Bann einer beispiellosen Gottlosigkeit befreite. . . . . Es ist echt protestantisch, daß eine solche Arbeit getadelt wird, während man den Unglauben ruhig gewähren läßt. Wir sollten meinen, daß es der guten Stadt Bremen gar nichts schaden würde, wenn eine ähnliche (christlich-soziale) Bewegung mit den dortigen für jeden positiven Christen unerträglichen Zuständen aufräumte. . . . .

Neue Geistesmächte sind in der Geltendmachung der sozialen Ideen des Neuen Testaments auf den Plan getreten. Daß dabei mancher Irrtum begangen ist, leidet keinen Zweifel. Aber die Unterzeichner, anstatt die kleinen Kreise der Christlich-Sozialen mit unbedachten Angriffen zu überschütten, sollten dazu helfen, daß die Wahrheit gefunden werde. . . . . Daß der Zeitwind die Segel der Christlich-Sozialen schwellt, ist uns gänzlich unbewußt. Wir werden von oben und unten, von rechts und links bedrängt. Wer dagegen so steht, wie die Unterzeichner, kann heute in Frieden leben. Nur wer das

Evangelium mit seinen Lebenskräften in die öffentlichen Angelegenheiten hineintragen will, wird gehaßt und verfolgt. . . . . Wir wollen uns aber Acht und Bann, darin wir stehen, gerne gefallen lassen und hoffen damit unseren arbeitenden Brüdern zu beweisen, daß wir es ehrlich meinen. Schon jetzt trägt die Schmach, welche auf die Christlich-Sozialen gehäuft wird, ihre Frucht; die Zukunft wird, wie wir glauben, deutlich offenbaren, daß wir auf dem rechten Wege waren, die Kirche der Reformation von Irrwegen ablenkten und auf die königliche Straße der Freiheit und Kraft zurückführen halfen."

Der Bremer Aufruf setzte übrigens auch die Konservativen in Verlegenheit, deren viele sich doch als „christlich-konservativ" bezeichneten.

Am 11. Dezember desselben Jahres vollendete Stoecker sein 60. Lebensjahr. Nach all der Schmach, die ihm seine Feinde im verflossenen Jahre zugefügt hatten, war es begreiflich, daß seine Anhänger auf das lebhafteste wünschten, durch eine öffentliche Feier des 60. Geburtstages die unverbrüchliche Treue zu ihm bekunden zu dürfen. Aber davon wollte Stoecker selbst anfangs nichts wissen, er meinte, zu solcher Feier sei die Zeit wirklich nicht angetan; aber schließlich gab er die Zusage, den Abend des 11. Dezember im Kreise seiner Gesinnungsgenossen zubringen zu wollen. Und als er dann an jenem Abend in der zehnten Stunde mit seiner Lebensgefährtin den Saal der Tonhalle betrat, da durchbrauste ein tausendstimmiger Jubel die weiten Räume. Die Festrede, ein oratorisches Meisterwerk, hielt Pfarrer Werner. In seiner Erwiderung kennzeichnete Stoecker mit scharfen Strichen die Lage, in der sich die christlich-soziale Partei befand, indem er seine Ansprache mit den Worten begann: „Mitten im tollsten Sturm auf dem Verdeck eines Schiffes ein Fest zu feiern, ist eine gewagte Sache." — Aber das Wagnis gelang über alles Erwarten glänzend. Stoecker sprach meisterlich:

„Augenblicklich hat man wieder eine Hetzjagd gegen mich begonnen, die nun schon in den dritten Monat dauert. Ich bin doch auch nicht gerade auf den Kopf gefallen, aber ich kann diesen Wahnsinn nicht begreifen! Was wollen denn die Leute eigentlich? Ich finde es ja ganz begreiflich, daß man einen politischen Gegner angreift — aber daß man jemand ohne Veranlassung Tag für Tag hetzt und beschimpft, ist merkwürdig! Ich weiß kein ähnliches Beispiel, und ich stehe wirklich manchmal vor der Frage: Was bist du doch für ein großer Kerl, daß dich die Feinde so verfolgen? Gewaltig werden heute die Posaunen geblasen, offizielle und offiziöse, zum Kampfe wider den Umsturz; aber Mittelparteien und Freisinn haben in diesem Kampfe auf den ganzen Umsturz nicht so viel Pulver verschossen, als auf mich! Man mag nun von mir

denken, was man will, aber ein Umstürzler bin ich doch wirklich nicht! Warum das alles? Die Leute sagen: Ich lüge! Liebe Freunde, ich glaube ihnen das nicht! Ich glaube, sie verfolgen mich, weil ich die Wahrheit sage! (Minutenlanger Beifall.) Jawohl, Sie können sich darauf verlassen, daß, wenn ich seit 1878, wo ich angefangen habe, immer gesagt hätte: Jeder Jude ist ein Ehrenmann, jeder Liberale ist die Weisheit selbst, jeder Fortschrittsmann ist eine Stütze der Monarchie, die Freigeisterei ist die wahre Religion — ja, diese ganze Gesellschaft würde dann sagen: hier ist der wahrheitsliebendste Mann von der Welt! (Stürmische Heiterkeit.) Wenn ich solch ein Mann wäre, dann würde heute die Tonhalle nicht ausreichen; aber die Leute, die heute hier sind, gefallen mir doch besser, als jene! Weil sie die Wahrheit fürchten, streichen sie dieselbe als Lüge an! Das wundert mich nicht. Daß aber andere Leute dumm genug sind, das alles zu glauben, das ist allein die Gefahr. Weil man glaubt, sie sind mächtig, fürchtet man sich; weil man die schlechte Presse fürchtet, gewinnt sie an Boden. Aber wenn sie auch noch so sehr hetzen: ich werde mich nicht fürchten, wenn ich sie auch bedaure! Sie müssen uns fürchten — das ist schließlich der Grund, auf den ich hinauskomme. . . . . Wir haben doch einmal in Berlin mehr Stimmen gehabt, als die Sozialdemokraten, mehr als der Fortschritt. Wir wären weiter gekommen, wenn man uns nicht gehindert hätte von Stellen, von denen man das nicht begreift. 70 000 christlich-konservative Stimmen in Berlin! Ist es Phantasie? Ist es Wahrheit? Ich begreife, daß Gott unsere Bewegung demütigen kann, damit sie lerne, zu kämpfen und zu leiden; aber daß gewisse Kreise, die nichts mehr fürchten, als die rote Fahne, eine solche Bewegung hinderten — das ist ein Rätsel! . . . ."

Von Stoecker liegen noch einige wenige Briefe aus dem Sommer dieses Jahres vor. Im Juli brachte er einige Tage auf einem dänischen Herrensitz auf der Insel Fünen zu. Von dort schrieb er an die Gattin:

11. Juli 1896.

„Es ist mir sehr interessant, die Verhältnisse hier kennen zu lernen, vieles ähnlich wie bei uns, anderes ganz anders. So haben z. B. hier die politischen Parteien mit den religiösen Richtungen wenig zu tun. In diesem Stück ist es überall besser, als in Deutschland."

13. Juli 1896.

. . . „Mache Dir, bitte, keine innere Unruhe; ich glaube auf dem richtigen Wege zu sein, wenigstens auf dem der Wahrheit. Ob auch auf dem des Erfolges? Das läßt sich nicht voraussagen. Du weißt ja, daß ich bei dem Stand der Dinge äußeren Erfolg überhaupt nicht erwarte. Erst wenn die allgemeine politische Lage sich geändert hat, ist wieder ein Fortschritt in der christlich-sozialen Bewegung möglich. Zunächst kommt es darauf an, die sozialen Reformen auf positiver kirchlicher und politischer Grundlage zu sichern. Das kann aber nur geschehen, wenn das „Volk", das einzige Organ dafür, in den kirchlichen und politischen Dingen richtig steht. Sonst heftet sich die Feindschaft gegen die Sozialreform an diese Blößen, die man sich gibt, und der Gegensatz kommt nicht rein heraus. — Wenn ich bei der Trennung von den Konservativen sagte, wir gingen noch rechtser, so war das keine Redensart. Natürlich, wenn ich die Zerstörung der konservativen Partei im Sinne hätte, so müßte ich

anders handeln. Gerlach wäre dann der beste Mitarbeiter gewesen und Oberwinder ein guter Chefredakteur. Aber ich will doch auf konservativer Basis Sozialreformer sein. Anders kann ich nicht."

Berlin, 2. Juli 1896.

„Eben komme ich von Kögels aufgebahrter Leiche. In seinem seidenem Talar liegt er herrlich da als einer, der überwunden hat und den Ernst des Kampfes noch auf dem Angesichte trägt. Von seinem Magenleiden ist die Gesichtsfarbe gelblich, sonst aber sieht er so schön aus, wie in den begeistertsten Stunden auf der Kanzel, auch als Toter ein Prediger. Er ist sanft entschlafen unter den Gebeten seiner Frau; gesagt hat er in den letzten Tagen nichts mehr. Montag, 3 Uhr, ist die Beerdigung, welche von der Domgeistlichkeit geleitet wird."

Am 29. August 1896 schrieb Stoecker an Pastor Braun: „Die politischen Dinge dürfen Sie nicht wundern. In der Berliner Bewegung ist keine Autorität mehr. Wenn monarchische Bewegungen unterdrückt werden, kommen die demokratischen mit Naturnotwendigkeit obenauf. So ist's bei den Antisemiten, so jetzt auch bei den Christlich-Sozialen. Den Regierenden ist das schon ganz recht."

Es seien hier noch zusammenfassend einige persönliche Erlebnisse und Angelegenheiten Stoeckers nachgeholt, die neben den erregenden Kämpfen des öffentlichen Lebens sein Herz tief bewegten.

Der erste dieser Verluste liegt freilich nicht in der Zeit, von der hier die Rede ist, sondern führt zurück schon in das Jahr 1889: es war der Tod des jungen Pastors Walter Burckhardt, der zwei Jahre lang in Berlin Stadtmissionsinspektor gewesen und kurz vor seinem Ende als Pfarrer an die Sophienkirche in Berlin berufen worden war. Dieser hochbegabte Geistliche hatte sich mit besonders herzlicher Liebe an Stoecker angeschlossen und sich die christlich-sozialen Ideen völlig zu eigen gemacht, auch durch seine Arbeit schnell eine große Volkstümlichkeit gewonnen. Stoecker hatte gehofft, in ihm einen Gehilfen und Fortsetzer seiner Lebensarbeit zu finden. Aber Gott hatte es anders beschlossen; der junge Geistliche ward nach kurzer Krankheit mitten aus einer weitgreifenden Wirksamkeit heimgerufen. Stoecker mußte ihm, dem Frühvollendeten, die Totenfeier halten. In der Predigt sagte er:

„Die Freunde, welche ihm nahestanden, können die wehmütige Frage noch nicht unterdrücken: Wenn dieser jugendliche Geist ausgereift, abgeklärt, vertieft, geheiligt wäre, was hätte er für das Reich Gottes wirken können? Man durfte so viel von ihm erwarten, gerade in unseren Tagen, wo die dämonischen

Geister obenauf kommen und wo die Menschen so selten sind, denen Gott die Gnade verliehen hat, schnell die Herzen des Volkes zu erobern.

Und dennoch sollen wir still und ergeben den Willen Gottes leiden, uns demütigen unter Gottes gewaltige Hand und bekennen: Was er tut, ist wohlgetan.

Laßt uns nicht fragen, warum? Den göttlichen Grund dieses Todes werden wir hier unten nie erfahren. Unbegreiflich sind Gottes Gerichte und unerforschlich seine Wege. Aber seine Wege sind richtig, und seine Gerichte werden einmal offenbar. „Es ist der Herr!" Und gewiß hat der Herr diesen seinen treuen Knecht lieb gehabt. Er hatte seine Seele lieb, darum eilte er mit ihm aus diesem bösen Leben. So dürfen wir ihn nicht zurückhalten wollen! Nein, lasset ihn ziehen, der Herr hat Gnade zu seiner Reise gegeben. Lebe wohl, du lieber Bruder, Gott hatte dich uns gegeben: nun hat er dich genommen; sein Name sei gelobt."

Und wiederum wurde im Frühjahr 1896 das Stoeckersche Haus durch einen schweren, schmerzlichen Verlust heimgesucht. Der früh verwaiste, ganz als Sohn des Hauses erzogene Brudersohn, Hermann Stoecker, starb in Partenkirchen an der Schwindsucht.

Hermann Stoecker wurde am 27. Januar 1871 in Valparaiso als ältester Sohn des Schiffskapitäns Hermann Stoecker geboren und vom deutsch-evangelischen Pfarrer getauft. Die ersten Jahre seines Lebens brachte er auf dem Schiffe zu, wo er mit einer kleinen Schwester zusammen aufwuchs. In seinem sechsten Jahre brachte ihn sein Vater nach Europa, um ihn im Hause des Bruders, des Hofpredigers Stoecker in Berlin, erziehen zu lassen. Er wurde in dem kinderlosen Hause mit großer Liebe aufgenommen und fand fortan seine Heimat bei diesen seinen Pflegeeltern. Der erste Schmerz seines jungen Lebens war die Trauerkunde, daß seine Mutter bei einem furchtbaren Schiffbruch ihr Leben verloren hatte. Der Vater und die kleine Schwester wurden wunderbar gerettet; doch erlangte der Vater nie mehr seine frühere Gesundheit und war es wohl dieser Katastrophe zuzuschreiben, daß auch er im kräftigsten Mannesalter starb. Mit der Schwester unterhielt der Bruder aus der weiten Ferne eine liebevolle Korrespondenz; noch am letzten Tage vor seinem Tode erhielt er einen ersehnten Brief aus Chile. Mit großer Pietät hing der Knabe an seinen Eltern, und in seinen Kindergebeten vergaß er nie der geliebten fernen Angehörigen. In Berlin besuchte er das Gymnasium; doch wurde das Lernen oft durch Krankheiten unterbrochen. Trotzdem verlebte er eine

glückliche Jugend, und die Höhepunkte seines Lebens waren es, wenn er im Sommer mit seinen Pflegeeltern in die Berge ziehen durfte. Das Raintal liebte er über alles, und er war Jahre hindurch der rüstigste Alpenwanderer, bis die ersten Anzeichen eines ernsten Lungenleidens sich einstellten, die ihn in die Schule der Entsagung und Geduld führten. Im Januar 1889 ging seine Tante mit ihm nach Montreux, im Sommer kehrte er anscheinend genesen von dort zurück. Im Winter 1893 aber trat das Leiden wieder so heftig auf, daß der Arzt riet, ihn nach Davos zu schicken. Dort besuchte er das Fridericianum und machte im Juni 1893 in Baden-Baden sein Abiturium. Er erwählte sich das juristische Studium und fing als fröhlicher Student in Berlin seine Studien an. Später ging er nach München, den Winter darauf wieder nach Berlin, wo er aber im Januar durch mehrere Blutstürze an den Rand des Todes kam. Wochenlang bangte man um sein Leben; im April war er so weit erholt, daß seine Tante mit ihm die Reise in den Schwarzwald nach St. Blasien wagen konnte. Seine Hoffnung war immer, daß er in seinem geliebten Raintal wieder die Genesung finden würde. Die Reise dorthin im Juli war für ihn sehr mühselig; doch trat langsam eine leise Besserung ein. Geistig lebte er wieder ganz mit den Seinen, denen er in der Trennung fast täglich schrieb. Der Tod eines lungenkranken Freundes im Raintal ging ihm sehr nahe und war ihm ein ernster Hinweis auf sein eigenes Ende. Ohne besondere Kämpfe hatte er den Glauben seiner Kindheit auch im Jünglingsalter bewahrt. Er blieb stets in der Gewohnheit, die Kirche regelmäßig zu besuchen und seine Bibel allabendlich zu lesen. Die letzten Leidensjahre hatten ihn innerlich sehr gereift, worüber seine Briefe den Seinen manch liebes Zeugnis gaben. Am 1. Oktober wurde er vom Raintaler Hof nach Kainzenbad hinuntergetragen; dort fand er die freundlichste Aufnahme und sorglichste Pflege, und es schien, als sollte er die Krankheit noch einmal überwinden. Das rauhe Frühjahr aber brachte ihm eine Rippenfellentzündung, die dem zarten Leben ein schnelles Ende bereitete. Noch ehe seine Pflegemutter ihn erreichen konnte, war er in der Nacht vom 17. April nach kurzem Leiden sanft entschlafen, gestärkt durch den Empfang des heiligen Abendmahles.

Stoecker erfuhr den Todesfall auf einer Reise im Siegerland, die er in Wahlangelegenheiten hatte antreten müssen.

Von dieser Reise schrieb er folgende Briefe, deren erster noch vor Empfang der Todesnachricht geschrieben ist.

Erntebrück, den 16. April 1896.

„Ich dachte Dich in Ruhe zurückgelassen zu haben. Nun brechen die Angreifer von allen Seiten gerade wieder in meiner Abwesenheit hervor, der Elfer-Ausschuß, Stumm und Witte. — — Ich denke, Du wirst nun (nach der Rede Stumms) wohl auch nichts mehr dagegen haben, daß ich klage. — — — Es kann doch so nicht weitergehen — daß mich jeder für einen Lügner erklärt. — Was Witte will, verstehe ich gar nicht. Nur Du, mein Herzensweib, tust mir leid, daß Du Dich über all die Sachen ängstigen wirst. Die beifolgende Erklärung schicke ich Dir, damit Du sie auch liesest. Gestern in F. hatten wir einen schönen Gottesdienst und eine gutbesuchte Versammlung. Am Abend in Erntebrück eine ganz herrliche Zusammenkunft, die Liberalen blieben nachher noch sitzen und wir unterhielten uns mit ihnen vortrefflich. Nun behüt' Dich Gott! Ich kann die Zeit der Rückkehr kaum abwarten. Noch einmal, ängstige Dich nicht. Der Herr wird doch die Wahrheit ans Licht bringen, Recht schaffen und Frieden werden lassen."

Betzdorf, den 17. April 1896.

„Mein geliebtes Weib!

Eben erhalte ich von Berlin die Nachricht, daß unser lieber Junge bereits sanft entschlafen ist. So hat er denn seinen Todeskampf einsam durchkämpfen müssen. Du kannst Dir schwer vorstellen, wie mir mein Herz blutet. Ich hatte noch immer gedacht, der allmächtige Gott würde ihn uns erhalten. — Nun ist sein Ratschluß anders gefallen, und wir wollen uns unter seine Hand beugen. Hättest Du ihn doch noch sehen und mit Deiner Liebe seine letzten Stunden verklären können. — —

Jetzt ist freilich alles Fragen umsonst, und unser geliebter Hermann ist über alles Fragen und Klagen hoch erhoben. Daß ihn sein Heiland zu Gnaden annehmen wird, glaube ich fest; er hatte immer Zuversicht zu Christo und war ohne Selbst-

gerechtigkeit. — O, wie freue ich mich darauf, ihn einmal ohne Leibesschwachheit in verklärter Herrlichkeit wiederzusehen. — —

Nicht wahr, das Begräbnis ist in Partenkirchen. Mag Hermann neben Wilhelm ruhen. Wenn Du zu Montag nachmittag alles einrichtest, so kann ich bei euch sein. — Des Herrn Gnade sei mit uns!

Dein

Adolf."

Freudenberg, den 18. April 1896.

„Du kannst Dir wohl denken, wie schrecklich es mir ist, hier noch einen Tag bleiben zu müssen, anstatt sofort zu Dir zu eilen, und gemeinsam mit Dir meinen großen Schmerz zu tragen; aber ich muß heute einer Versammlung von Vertrauensmännern beiwohnen, die aus allen drei Kreisen zusammenberufen ist und nicht abbestellt werden kann. — Vor Montag könnte ich nicht in Partenkirchen sein, das Begräbnis kann eine halbe Stunde danach sein. Es wird mir sehr, sehr schwer werden. — Es ist der Herr — er tue, was ihm wohlgefällt. — Das ist der Richtpunkt für meine Traurigkeit. Und daß er alles wohlgemacht hat, ist mir gewiß. Aber es ist ein tiefer Weg, den er führt. Ich habe um nichts auf Erden Gott so gebeten, als um die Erhaltung meines lieben Jungen. Nur, daß ich Dich haben möchte, ist ein ebenso lebendiger Wunsch gewesen und noch in viel brünstigeres Gebet gekleidet. Das eine hat mir Gott gegeben, das andere versagt. — Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe! — So hab' ich es auch immer dem lieben Gott anheim gestellt. Erzwingen hab' ich nichts wollen. Ich bitte den allmächtigen und gnädigen Führer meines Lebens, daß er aus der Trübsal Segen für uns hervorgehen lasse. Solches Leid trifft ins Herz. Aber das will wohl auch der große Seelsorger droben haben. Ihm sei die Ehre. Ich bin mit meinen Gedanken und meiner Liebe immer bei Dir."

Am 30. April schrieb die tieftrauernde Frau Stoecker an den Bruder Wilhelm:

„Wenn es mir auch noch schwer fällt, längere Briefe zu schreiben, so ist es mir doch ein Bedürfnis, Dir ein paar Worte des Dankes zu sagen für Deine warme Teilnahme in den kummervollen Tagen. Mein heißer Schmerz,

daß ich unsern geliebten Jungen nicht mehr am Leben traf, daß ihn meine Liebe nicht in die dunkle Todesstunde geleiten konnte und daß ihm für die letzten Augenblicke keine Trostworte aus der Heiligen Schrift mehr gebracht waren, mußte erst ganz allein durchgekostet werden, bis ich bei lieben Freunden Verständnis für diesen Kummer fand. Ich kann es aber nicht in Worte fassen, was mir in meiner Einsamkeit der Anblick der verklärten Gesichtszüge unseres teuren Entschlafenen gewesen ist. Der tiefe Frieden dieses bleichen Antlitzes redete tröstlicher mir zu, als alle teilnehmenden Worte vermocht hätten. Es ist ja unsere Freude gewesen, zu fühlen, wie durch das lange Leiden der innere Mensch ausreifte, wie er sich immer stiller und ergebener unter Gottes Hand stellte. Auch auf das heilige Abendmahl, das er zwei Tage vor dem Ende empfangen, hat er sich längere Zeit mit rechtem Ernst vorbereitet, und wenn es ihm vielleicht nicht zum klaren Bewußtsein gekommen ist, wie nahe er vor der Ewigkeit stand, so wissen wir ja voll Zuversicht, daß das nicht der Maßstab für ein seliges Sterben ist."

Wiederum häuften sich auch nach diesem Todesfall die Briefe der teilnehmenden Freunde. Aus den Worten derer, die den Verstorbenen gekannt, geht immer wieder hervor, ein wie liebenswerter Charakter er gewesen.

Professor Kähler schrieb:

.... „Es ist ein köstlicher Dienst, denen den Sonnenschein zu bringen, welche auf des Lebens Nachtseite gestellt waren; und das habt Ihr dem lieben Hermann wie dem vorangegangenen Brockmann bieten dürfen. Aber es ist doch schmerzlich, wenn der Liebesdienst dann abschließen muß, und nur die leere Stelle bleibt. Gott, der Herr führt Euch, liebe Geschwister, seit Jahresfrist durch tiefe Täler; wir können nur die Hände für Euch aufheben, daß er Euch das Herz stärke, zu glauben und zu spüren, daß er Euch um so mehr werden will. Ueber die sich häufenden Grabhügel dürfen sich ja die Augen um so dringlicher und sehnlicher nach oben richten; aus der Unrast der „argen, bösen Welt!" zu der Ruhe, die dem Volke Gottes vorhanden ist...."

Aus Berlin schrieb der treue Ernst Böhme:

„Mitten hinein in diese schwere Zeit, wo wir Sie Tag für Tag von wildesten Angriffen bedroht sehen müssen, fällt die Trauerkunde von dem Heimgang Ihres Hermann. Ich weiß, mit welcher Liebe Sie und Ihre hochverehrte Frau Gemahlin an Ihrem Neffen gehangen haben, ich weiß darum auch, wie tief Sie von diesem Schmerze gebeugt werden. Aber ich weiß auch, daß Sie all die schweren Wege, auf denen wir Sie mit immer neuer Kraft und Freudigkeit haben gehen sehen, nicht hätten gehen können, wenn Sie nicht gerade dann auch besonders herrlich die treue, starke Hand Gottes hätten spüren dürfen. Darum empfinde ich mit herzlicher Mittrauer

Ihren großen Verlust mit Ihnen, aber ich bin auch gewiß — und bete darum —, daß Gott Sie doppelt segne in diesen Tagen mit seinem Trost und seiner Kraft. Ich habe Ihren Hermann persönlich gekannt, wir haben manchen Strauß Schulter an Schulter durchgefochten, darum kann ich ihn nun mit Ihnen vermissen; wir haben uns gut verstanden, weil die Liebe zu Ihnen uns verband. Sie wissen selbst, daß Sie auch einen treuen Anhänger mit ihm verlieren; das ist doch auch wehmütige Freude, daß neben Walther Burckhardt noch einer Ihnen treugeblieben ist bis ans Ende. Die Hände der Heimgegangenen sind gewiß nicht müde, und treue Freunde droben zu haben, ist tröstlich; dann tut die Untreue hier unten nicht mehr so weh. — In dieser ganzen Zeit waren die Gedanken Ihrer Freunde viel bei Ihnen, nun werden sie Sie mit ihren Gebeten umgeben und die Liebe und Treue wird tiefer und fester werden, wenn es noch möglich wäre. Möchten Sie es wieder erfahren, daß alle Gemeinheit der Welt und alles Leid doch klein ist gegen die Liebe Ihrer Getreuen und gegen die Treue Gottes. Er stärke Sie und erhalte Sie uns bei allem Leid doch in alter Frische und Freudigkeit. Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin viel Grüße herzlicher Mittrauer. Ich verbleibe in inniger Verehrung und Liebe Ihr treu und ganz ergebener Ernst Böhme."

Und endlich noch ein Persönliches, wenn auch ein minder Wichtiges. Stoeckers Verabschiedung im Jahre 1889 war amtlich „ohne Sang und Klang", ohne jedes sonst übliche Zeichen äußerer Anerkennung erfolgt. Ende März 1890 bekam er dann doch noch den roten Adlerorden dritter Klasse verliehen. Die Tatsache wurde durchweg als Beitrag zur Psychologie der Zeitgeschichte gewertet.

VI.

Die Aera Stumm.

Die christlich-soziale Arbeit wurde nun im ganzen Reiche, wo immer sich eine Aussicht auf Erfolg, auf moralische oder materielle Unterstützung bot, eifrig gefördert. Aber sie blieb nicht unangefochten. Und unter den Gegnern verdient vor allem Erwähnung der mächtige und einflußreiche, schon mehrfach genannte Frhr. von Stumm. Hatten schon seit Jahren der grundsätzliche Kapitalismus und die Geldaristokratie, speziell die des Westens, alle Kraft daran gesetzt, den Aufstieg des vierten Standes zu hindern und der Fortbildung des modernen Arbeitsrechtes Steine in den Weg zu werfen, so verkörperte sich nun gewissermaßen dieser Widerstand in einer einzigen Person, in Stumm. Etwa von 1895 bis 1897 führte dieser leidenschaftliche Mann einen Kampf auf Tod und Leben gegen jeden Versuch, die sozialdemokratische Arbeiterbewegung durch eine christliche Sozialpartei zu überwinden und zu verdrängen.

Wer war dieser Herr von Stumm?

Einer der bedeutendsten Industriellen des Saargebiets, der eine große Schar von Arbeitern beschäftigte. Diese Arbeiter wurden mit einem gewissen Wohlwollen insofern behandelt, als Stumm eine Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen für sie ins Leben gerufen hatte. Aber neben dem relativen Wohlwollen in dieser Hinsicht ging ein absolutistischer Herrschaftsanspruch nebenher. Die Arbeiter wurden bis in ihr Privatleben hinein kontrolliert und regiert, und nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Beamten des Herrn von Stumm, und nicht nur diese, sondern auch auf die Staatsbeamten, Lehrer, Geistlichen erstreckte sich das stramme Regiment des einflußreichen Mannes, der es vor-

züglich verstand, durch Rücksichtslosigkeit Furcht um sich her zu verbreiten.

Ob die Wohlfahrtseinrichtungen aus Berechnung oder aus Wohlwollen hervorgingen, ließ sich schwer entscheiden. Als ein national-sozialer Pfarrer Kötzschke eine Broschüre gegen Stumm schrieb, wurde er zwar wegen Beleidigung verklagt und verurteilt, aber Stumm nahm doch Anlaß, sofort seine Wohlfahrtsveranstaltungen wesentlich aufzubessern. Er begann mit dem Bau einer größeren Zahl Arbeiterwohnungen, öffnete seinen Park nicht nur des Sonntags, sondern beständig seinen Arbeitern, rief eine Strickschule für 120 Mädchen ins Leben, und führte außer dem 25jährigen Turnus von Fünfzig-Mark-Prämien einen zehnjährigen ein. Er erhöhte auch die Invalidenpension und die Witwenpension um ein Drittel aus eigenen Mitteln.

War aber Stumm schon seit Jahren ein Tyrann im Saargebiet gewesen, so wurde seine Herrschaft ganz unerträglich, als er in den Reichstag gelangt war, am Hofe gesehen wurde und persönliche Beziehungen zum Kaiser gewonnen hatte. Als Günstling des Monarchen, den er geschickt zu nehmen wußte, verlor er nach „unten" hin gänzlich das innere Gleichgewicht und bot bald in der ungewohnten politischen und gesellschaftlichen Höhe, auf die er geraten war, das typische Bild der allzu schnell Emporgekommenen. Es entglitt ihm der Maßstab nicht nur für die Grenzen seiner eigenen Machtvollkommenheit, sondern auch jeder Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit.

Der Sozialdemokratie gegenüber suchte er sich hervorzutun durch rücksichtslose Vertretung eines verstiegenen Gewaltstandpunktes, durch die Tendenz, den Klassenkampf von unten nicht mit den Mitteln der Staatskunst zu bekämpfen, sondern durch den Klassenkampf von oben. Im Reichstag vertrat er allen Ernstes ein Gesetz von zwei Paragraphen: § 1. Den Sozialdemokraten, einschließlich der Anarchisten, wird das aktive und passive Wahlrecht entzogen. § 2. Die Agitatoren werden ausgewiesen oder interniert. Das Nähere bestimmen die Ausführungsbestimmungen.

Dabei war es charakteristisch für ihn, daß er sich mit seinem Einfluß beim Kaiser rückhaltlos brüstete.

Schon Ende 1895 wurde der „Frftr. Ztg." aus Saarbrücken folgendes berichtet:

„Am Dienstag voriger Woche äußerte sich Freiherr v. Stumm in einer Konferenz, die er im Beisein des Glasfabrikanten Wagner aus Sulzbach mit dem Delegierten der evangelischen Arbeitervereine an der Saar, Pfarrer em. Lentze, hatte, folgendermaßen: „Alle sozialistischen Bestrebungen, wie sie nun auch heißen mögen, besonders aber die christlich-soziale Richtung eines Wagner und Naumann, fördern geradezu nur das Werk der Sozialdemokratie; sie beschleunigen nur die Revolution. Dieser Friedrich Naumann ist der reine Thomas Münzer. — Das Unheil einer Revolution will ich von Deutschland abwenden. Ich reise am Freitag zu Seiner Majestät, um als Gast an der Jagd teilzunehmen, und werde ihn, den ich in dieser ganzen Sache eins mit mir weiß, scharf zu machen suchen zur Anwendung rückhaltloser Gewalt, zum Kampf auf Leben und Tod."

Dieses Wort vom „scharf machen" wurde dann ein geflügeltes. Die Gegner der Sozialreform hießen fortan „Scharfmacher", und Stumms Organ in Saarbrücken, die „Neue Saarbr. Ztg." bekam den Beinamen „Der Schleifstein".

Auf Stumms Verhalten zu dieser Enthüllung kam die „Frftr. Ztg." im Juni 1896 zurück und schrieb folgendes:

„In der „Frankf. Zeitung" vom 16. Dezember v. J. hat Herr Stumm bekanntlich behauptet, er habe den Ausdruck „scharf machen" nicht nur dem Worte nach nicht gebraucht, sondern auch nicht in diesem Sinne gesprochen. Es ist nun auffallenderweise gar nicht beachtet worden, daß er in seiner Rede vom 12. April lediglich den Ausdruck „scharf machen" an sich in Abrede stellt. Weiter sagt er dort:

„Herr Pfarrer Lentze, der drei Stunden bei mir war — leider habe ich ihn empfangen, ich würde es jetzt nicht mehr tun, denn er hat mein Vertrauen in unerhörter Weise mißbraucht —, Herr Pfarrer Lentze hatte mich in einem Gegensatz zu Sr. Majestät dem Kaiser vermutet, und ich war genötigt, meine Stellung zu Sr. Majestät klarzustellen, um seine Unterstellungen zurückzuweisen. Es war eine vertrauliche Unterhaltung gewesen, und Herr Pfarrer Lentze hatte mir in die Hand versprochen, kein Wort über Se. Majestät weiterzutragen; dieses Versprechen hat er einfach gebrochen."

Gegen Herrn Pfarrer Lentze wird also von Stumm der Vorwurf des Vertrauensbruches erhoben, es wird ihm nachgesagt, er habe seinem Versprechen zuwider eine vertrauliche Unterredung weitergetragen. Dieser Vorwurf hat aber nur dann einen Sinn, wenn die Mitteilungen des Pfarrers Lentze dem Sinne nach richtig sind, denn durch die Verbreitung unrichtiger oder erfundener Mitteilungen kann unmöglich ein Vertrauensbruch begangen werden. Trotz der Erklärung des Frhrn. v. Stumm in der „Frankf. Ztg.", dahingehend, er habe nicht die Absicht geäußert, dem Kaiser die Anwendung rückhaltloser Gewalt gegen die Sozialdemokratie usw. anzuraten, kommen wir zu dem Resultate, daß er in der Tat diese Absicht geäußert hat und wir stützen uns, abgesehen von andern, zunächst hier nicht zu erörternden Momenten, auf das von dem Freiherrn in seiner Neunkirchner Rede gemachte Geständnis.

Mit anderen Worten: Frhr. v. Stumm hat auch in jener in der „Frankf. Ztg." veröffentlichten „Richtigstellung" nicht die Wahrheit gesagt.

Gleichwohl maßt er sich an, über die Wahrheitsliebe der Gegner zu Gericht zu sitzen."

In dieser Nr. 171 der „Frftr. Ztg." werden dann Herrn von Stumm noch ein gutes halbes Dutzend anderer Unwahrheiten vorgeworfen. Stumm aber hat sich wohl gehütet, das Blatt vor den Richter zu ziehen.

Wenn nun Stumm einerseits den Kapitalismus und seine Eigensucht, und Stoecker andererseits die Idee des modernen Arbeitsrechts und den „Kampf ums Recht" der Arbeit in seiner verständigen, christlich orientierten Form verkörperte, so konnte es nicht ausbleiben, daß diese beiden Männer hart aneinander kommen mußten. Und sie kamen aneinander.

Ein erster Stein des Anstoßes war es, daß die evangelischen Arbeitervereine des Saargebiets ein „Volksbureau" gründeten, in dem der Justitiar des Herrn von Stumm Rechtsrat erteilen sollte. Stumm geriet aus dem Häuschen über diesen Plan. Das hatte gerade noch gefehlt, die Arbeiter über ihre Rechte aufzuklären. Die Katholiken hatten zwar längst diese Einrichtung. Die ließ man unbehelligt, weil man sie fürchtete. Als aber die Evangelischen dasselbe taten, zögerte Stumm nicht, mit Keulen dreinzuschlagen.

Am heftigsten aber entzündete sich der Gegensatz an einigen Vorträgen, die im Volksbildungsverein zu Saarbrücken gehalten wurden. Schon 1895 hatte Professor Adolf Wagner einen wissenschaftlichen Vortrag über „Sozialismus, Sozialdemokratie und positive soziale Reform" gehalten. Wagner war sehr gemäßigt gewesen, hatte auch Stumm persönlich absolut nicht angegriffen. Im Oktober 1895 hatte Naumann über „Ehe und Familie" geredet. Wütende Artikel in der „Saarbrücker Zeitung" quittierten über diese Vorträge. Am 11. Februar 1896 brachte die „Neue Saarbrücker Zeitung" einen noch leidenschaftlicheren Artikel gegen die dortigen evangelischen Geistlichen, weil sie in den evangelischen Arbeitervereinen sozial arbeiteten. Die christlich-soziale Strömung wurde als eine „ausgesprochen antichristliche Revolutionsrichtung" bezeichnet, „die mit höheren religiösen Grundsätzen absolut nichts gemein hat". Die Christlich-

Sozialen wurden als „bewußte oder unbewußte Helfershelfer der Sozialrevolution, die mit Bebel und Liebknecht auf einer Stufe stehen", gekennzeichnet. Am 12. April hielt der Abgeordnete v Stumm selbst in Neunkirchen eine Rede gegen die Christlich-Sozialen, die an Ungerechtigkeit des Urteils und an Maßlosigkeit des Ausdrucks alles überschritt, was er bis dahin geleistet hatte. In dieser Rede wurde zunächst mit Naumann abgerechnet. Dann hieß es:

„Nun, meine Herren, sagt man: Das sind ja bloß die Jungen, dafür kann man die christlich-soziale Partei nicht verantwortlich machen, die alten Christlich-Sozialen, das sind viel bessere Menschen, die Herren Weber und Stoecker, das sind Säulen der Monarchie. Meine Herren, eine solche Auffassung beruht auf einer Unwissenheit der Vorgänge und auf einem völligen Irrtum. Die alten und jungen Christlich-Sozialen unterscheiden sich lediglich durch das Temperament, durch die Taktik und die mehr oder weniger größere Offenheit, die bei den jungen größer und bei den alten geringer ist. In der Verhetzung der Massen sind sie sich vollkommen ebenbürtig. Ich habe schon früher, nicht in einer Wählerversammlung, glaube ich, aber im Reichstag daran erinnert, daß Herr Liz. Weber, auch ein Geistlicher, bei der Gründung des sogenannten christlichen Gewerkvereins in Essen den Leuten, die noch zauderten, sich in diese Mausefalle einfangen zu lassen, zugerufen hat: Ihr müßt hier zusammenhalten, „Feinde ringsum". Wer waren die „Feinde ringsum"? Sozialdemokraten waren es nicht, sondern die Arbeitgeber waren ringsum. . . . . Zudem ist Herr Weber ein intimer Busenfreund Stoeckers; er ist als Mitarbeiter in der „Hilfe" genannt, die ich vorhin charakterisiert habe.

Ich komme nun zu Herrn Stoecker. Herr Stoecker ist der eigentliche Vater des pseudo-christlichen Sozialismus, er ist aber auch der Vater der damit verbundenen Doppelzüngigkeit. Ich weiß nicht, ob Sie oder viele von Ihnen die letzten Vorgänge, die sich um Stoecker gedreht haben, verfolgt haben, ich weiß nicht, ob Sie wissen, wie es mit dem Scheiterhaufenbrief steht, den er seinerzeit, als es sich darum handelte, den Fürsten Bismarck bei Seiner Majestät dem Kaiser zu verdächtigen, an seinen Freund Hammerstein schrieb. In diesem Briefe hat er seinen Freund aufgefordert, dem Fürsten Bismarck so viel wie möglich Beine zu stellen, aber nicht so, daß Se. Majestät der Kaiser es merkt; es müsse das unbemerkt geschehen. Daraus würde an und für sich nur ein Mangel an Offenheit hervorgehen, der nicht schön ist, namentlich nicht schön bei einem Geistlichen, der aber bei Politikern wohl vorkommen kann. Das gravierende aber ist, daß er in demselben Atem in seinem Wahlkreis die lebhafteste Glorifizierung des Fürsten Bismarck, um sich populär zu machen, vorgenommen hat. Ja, er ist sogar am 1. April 1895 in Friedrichsruh gewesen, um dem Fürsten seine Gratulation darzubringen, während er vorher so hinterlistig gegen den Fürsten Bismarck gearbeitet hatte. Ich habe mich einmal mit dem Fürsten darüber unterhalten; er sagte mir, für ihn liege die einzige Erklärung, weshalb Stoecker in dieser perfiden Weise gegen ihn vorgegangen sei, darin, daß er ihm Dank schulde; es gibt eine Menge Leute, die nicht vertragen, daß sie einem andern Dank schuldig sind. Es ist dies für sie ein Druck, unter dem sie stehen, und sie suchen ihn los zu werden.

Die Ursache zum Dank war die, daß man während der Regierungszeit Kaiser Friedrichs III. den Antrag gestellt hatte, Stoecker seines Hofpredigeramtes zu entkleiden, und Fürst Bismarck war der einzige, der am Bette des todkranken Kaisers, der sehr geneigt war, dem Antrage zu entsprechen, Stoecker in Schutz nahm. Die Folge war, daß Stoecker damals nicht entlassen, sondern nur vor die Frage gestellt wurde, „ob er Hofprediger oder Agitator bleiben wolle". Später hat er sich allerdings für das letztere entschieden.

Meine Herren! In der Hammersteinfrage steht die Sache ganz ähnlich. Während der Hofprediger Stoecker seit einem Jahre fast fortwährend behauptet, daß er den Freiherrn von Hammerstein nur verteidigt habe, solange er die Verbrechen, die ihm zur Last gelegt wurden, nicht kannte, wird jetzt durch den Oberst v. Krause nachgewiesen, daß Stoecker monatelang vorher genau orientiert war. Jetzt entschuldigt er sich damit, daß er erst die Entscheidung des Kreuzzeitungs-Komitees habe abwarten müssen. Das sagt ein Mann, der der Berater und erklärte Freund des Herrn v. Hammerstein war, der ihn zu seinen Beichtkindern rechnete. Stoecker stellt nicht einmal in Abrede, von dem Verhältnis des Freiherrn v. Hammerstein zur Flora Gaß gewußt zu haben, und daß er ihm Geldmittel für seine Flucht gegeben hat. Auch hier wieder eine Art und Weise, vorzugehen, die mit dem Worte Doppelzüngigkeit, glaube ich, sehr milde charakterisiert ist.

Er gibt sich jetzt, nachdem er mit der konservativen Partei überworfen ist, die größte Mühe, das ganze Vorgehen derselben auf Hofeinflüsse zurückzuführen. Er mischt also die Person Sr. Majestät des Kaisers ganz unzulässiger- und ganz unwahrerweise in Dinge hinein, die damit gar nichts zu tun haben. Die Folge davon ist, daß in allen anständigen Kreisen seine besten Anhänger ihm den Rücken drehen. Ich habe eine hochstehende Dame vor kurzem gesprochen, die mir fast mit Thränen in den Augen erklärte, niemals habe sie eine Predigt derartig begeistert und erbaut, wie die sie seit Jahren von Stoecker zu hören gewohnt sei. Sie hat auch nach seinem Abgang als Hofprediger seinen Gottesdienst immer besucht und dort die größte Erbauung gefunden. Sie müsse allerdings jetzt zugeben, daß Stoecker die Unwahrheit in einer Weise sage, daß sie ihn fallen lassen müsse. Stoecker hat nun allen diesen Angriffen gegenüber, die in der Presse veröffentlicht werden — ich habe sie ja meistens aus der Presse — gegen ein kleines Blatt, das im äußersten Osten erscheint, die „Tilsiter Zeitung", Klage erhoben, um nachzuweisen, daß der Vorwurf der Doppelzüngigkeit nicht berechtigt sei. Diese Zeitung hat einfach bei Gericht den Professor Dr. Brecher, einen konservativen Führer in Berlin, als Schutzzeugen zitiert. Sofort hat Stoecker die Klage zurückgezogen. Damit ist für mich auch diese persönliche Frage erledigt, die Charakteristik des Mannes ebenso erledigt, wie bei Kötzschke.

Meine Herren! Sachlich steht Stoecker auf dem Boden des Frankfurter Programms, welches die Herren vor einiger Zeit erlassen haben, das die großen Vermögen abschaffen, den Unterschied zwischen Arm und Reich ausgleichen will usw. . . . . Dasjenige aber, was den Herrn Stoecker am deutlichsten charakterisiert, das ist sein Organ, das ist die Zeitung „Volk". Herr Stoecker hat in seiner gewandten Weise das „Volk" längere Zeit verleugnet, hat es jetzt aber ausdrücklich als sein offizielles Organ, als das Organ der von ihm geleiteten Partei, anerkannt. Infolgedessen kann heute

das „Volk" als Eideshelfer für Stoecker ins Feld geführt werden. Ein Redakteur des „Volk" hat aber erklärt, zuerst Kampf gegen die Mittelparteien, dann gegen die Sozialdemokraten! Mit anderen Worten: Die letzteren sind weniger gefährlich, als die Mittelparteien. Ja, das „Volk" hat sogar dieser Tage die Pariser Kommune verteidigt, indem es die ganzen Verbrechen der Pariser Kommune dem Präsidenten Thiers in die Schuhe schiebt, und behauptet, daß es ein ähnlicher Mann, wie ich, gewesen sei. Also, wenn es bei uns losgeht, wenn Berlin an den vier Ecken angesteckt wird, so bin ich daran schuld."

Auf diese perfiden Angriffe hin erklärten nun 35 evangelische Geistliche des Saargebiets: „Die unterzeichneten Geistlichen erklären sich gegen jede unklare Vermischung der Aufgaben der evangelischen Kirche mit den christlich-sozialen Bestrebungen. Sie halten sich aber um des Gewissens willen für verpflichtet, diese ungeheuerliche Schilderung der Christlich-Sozialen als eine wider die Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe streitende zu bezeichnen, da dieselben im Gegensatze zur gott- und vaterlandslosen Sozialdemokratie auf durchaus gesetzlichem Wege durch Wort und Schrift und Tat für Christentum, Königtum und soziale Reform eintreten."

Der Superintendent Zillessen in Saarbrücken, der von Stumm in ganz niedriger Weise persönlich angegriffen war, schloß eine Erklärung jener durchaus ungereimten und unwahren Angriffe mit den Worten: „Ich bin kein persönlicher Feind des Freiherrn v. Stumm, aber allerdings ein Feind seines Systems, das sich mir je länger, je mehr als das System der brutalen Gewalt unter völliger Nichtachtung des unveräußerlichen Rechts jeder anderen Persönlichkeit enthüllt hat."

Stoecker entgegnete in seiner Kirchenzeitung vorläufig folgendes:

In der Rede Stumms sind endlich einmal, nicht wie sonst in dem Kampf der Mittelparteien gegen Stoecker, allgemeine wüste Beschimpfungen, sondern angebliche Tatsachen enthalten, die auf ihre Wahrheit geprüft werden können. Diese Tatsachen, soweit wir sie zu kontrollieren vermögen, sind fast alle falsch oder entstellt, manche so, daß man nicht begreift, wie ein gewissenhafter Mann sie über seine Lippen bringen kann, zumal ein Mann, der dem Reichstag angehört und sich auf den König beruft. In dem ersten Absatz jenes Abschnittes aus Stumms Rede handelt es sich mehr um politische Urteile über bekannte Dinge. Den Brief an Hammerstein richtig zu würdigen, vermag Stumm nicht; dazu ist er zu mittelparteiisch. Wir möchten seiner von Leidenschaft beeinflußten Meinung nur das Urteil Treitschkes entgegenstellen.

(Folgt das Urteil.)

Daß Stoecker in demselben Atem — soll doch wohl heißen: zu gleicher Zeit — in seinem Wahlkreis den Fürsten Bismarck lebhaft glorifiziert habe, mag Stumm erst beweisen; in der Deutsch-Evangelischen Kirchenzeitung" hat Stoecker im Jahre 1888 die Regierung scharf und wiederholt angegriffen. Uebrigens hat er den Altreichskanzler in seiner auswärtigen und nationalen Politik immer und überall in höchstem Maße anerkannt. — Stoecker daraus einen Vorwurf zu machen, daß er am 1. April 1895, also sieben Jahre nach jenen Ereignissen, mit der konservativen Partei nach Friedrichsruh fuhr, kann nur auf Urteilslosigkeit beruhen. Verehrer des Fürsten haben es im Gegenteil anerkannt, daß er sich von der Fahrt damals nicht ausschloß. — Was Stumm aus der Unterhaltung mit dem Fürsten erzählt, wenn es richtig wiedergegeben ist, wird ein Kundiger mit Erstaunen lesen. Daß der Fürst damals Stoecker geschützt hat, geschah doch nicht aus persönlichen, sondern aus politischen Gründen. Dennoch hat Stoecker darüber die schuldige Dankbarkeit empfunden und auch in seiner Broschüre: „13 Jahre Hofprediger und Politiker" ausgesprochen. Von dem Fürsten richtig beurteilt zu werden, darauf hat er zu seinem aufrichtigen Bedauern längst verzichten müssen; neben vielen anderen Ursachen schon deshalb, weil er von ihm nicht gekannt ist. — Unwahrheit ist es, daß Oberst v. Krause nachgewiesen habe, Stoecker sei monatelang vorher genau über die Verbrechen Hammersteins orientiert gewesen. Stoecker hat Tatsächliches von den Verbrechen überhaupt erst im September 1895 erfahren; Oberst v. Krause aber hat das, was Stumm sagt, weder behauptet, noch bewiesen. — Es ist unwahr, daß Stoecker Hammerstein zu seinen Beichtkindern gerechnet hätte; der letztere hat Beichte und Abendmahl bei anderen Geistlichen gefeiert. — Es ist unwahr, daß Stoecker nicht in Abrede stelle, von dem Verhältnis Hammersteins zu Flora Gaß gewußt zu haben. — Es ist eine Entstellung der Wahrheit, daß Stoecker Geldmittel zu Hammersteins Flucht gegeben habe. Stoecker hat Anfang Juli Mittel bei konservativen Freunden gesammelt, damit Hammerstein mit seiner Familie abreisen konnte. Der letztere aber hat noch im September, wie jedermann wußte, in Sistrans bei Innsbruck gewohnt und von dort mit seinem Namen Berichtigungen an die Zeitungen geschickt. Er war also nicht geflohen, sondern abgereist. Uebrigens hat Stoecker diese Tatsache selber veröffentlicht und — merkwürdigerweise! — gleich hinzugefügt, daß man nächstens sagen würde, er habe das Geld zur Flucht gesammelt. Wie gut kannte Stoecker seine Mittelparteiler! — Es ist unwahr und nach den bekannten Vorgängen als Vorwurf Stumms doppelt unbegreiflich, daß sich Stoecker die größte Mühe gebe, die Person des Kaisers unwahrerweise in diese Angelegenheit zu mischen. Wo hat er in dieser Richtung ein einziges Wort geschrieben oder öffentlich ausgesprochen? — Es ist unwahr, daß Stoecker gegen die „Tilsiter Zeitung" Klage erhoben und, als diese Zeitung Dr. Brecher als Zeugen zitiert, sofort die Klage zurückgezogen habe. An dieser ganzen Geschichte ist kein Wort wahr. — Als nun kürzlich der Tilsiter Rechtsanwalt, welcher die unschuldige Veranlassung dieses Märchens ist, an Stumm schrieb, die Geschichte sei unwahr und Stumm möge sie widerrufen, da verwies dieser auf die kommende Gerichtsverhandlung. Stoecker gegenüber aber hat er durch seinen Bevollmächtigten sich auf seinen Charakter als Reichstagsabgeordneter zurückgezogen, so daß die Verhandlung des Prozesses vermutlich erst über Jahr und Tag nach Beendigung der nächsten Reichstagssitzung wird stattfinden können.

Wir meinen, daß, wer so kühn im Beleidigen ist, solche formellen Verzögerungsgründe nicht geltend machen, sondern seinen Mann stehen sollte.

Im übrigen ist Stumm sowohl in der „Saarbrücker" wie in der „Frankfurter Zeitung" nachdrücklich beschuldigt, sich „von der Wahrheit entfernt zu haben", „eine Erklärung abgegeben zu haben, die mit den Tatsachen in Widerspruch stand", „sich einer Unwahrheit schuldig gemacht zu haben, die aktenmäßig festgestellt werden kann". Stumm hat, soviel wir wissen, bis jetzt nicht geklagt. Die „Saarbrücker Zeitung" schreibt darüber: „Er kann nicht klagen, weil ihm sonst vom Gericht aus bescheinigt werden müßte, daß er im Reichstag die Unwahrheit gesagt hat." Und dieser Mann hat den Mut, so wie er in seiner Neunkirchener Rede getan, als „treuer Sohn der evangelischen Kirche" auf Grund von Unwahrheiten Stoecker in unerhörter Weise zu beleidigen und in seiner Rede sich auf Seine Majestät den Kaiser und König zu berufen. In der Tat, wir sind weit gekommen."

Stoeckers Zweifel, ob Stumm berechtigt sei, sich auf den König zu berufen, erwiesen sich freilich sehr bald als unberechtigt. Die Berliner „Post" veröffentlichte folgendes Telegramm des Kaisers an den Geh. Rat Hinzpeter in Bielefeld:

Berlin, Schloß, den 28. Februar 1896.

„Stoecker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, der ist auch sozial; christlich-sozial ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, beides dem Christentum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht. Wilhelm. I. R."

Dieses Telegramm erregte natürlich auf der Linken und bei den Mittelparteilern große Freude, während die katholische und christlich-soziale Presse in ehrerbietiger, aber fester Weise bestritt, daß es für den Monarchen, der durch strenge Gesetze gegen die Beleidigung durch Untertanen geschützt werde, richtig sei, sich nun seinerseits mit beleidigender Kritik in die Parteikämpfe einzumischen. Stoecker selbst erklärte in der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung": „Die Reichspolitik hat anderthalb Jahrzehnte hindurch das christlich-soziale Programm verwirklicht. Der gegenwärtig regierende Monarch selbst hat als Prinz Wilhelm die christlich-soziale Tätigkeit als das Mittel zur Ueberwindung der Sozialdemokratie bezeichnet. — Seitdem der christlich-soziale Gedanke verfemt ist, beherrscht der Umsturz politisch die Hauptstadt. — — Wir glauben, daß die, welche

jene Depesche veröffentlichten, dem Vaterlande und der Monarchie keinen guten Dienst geleistet und eine große Verantwortung auf sich geladen haben. Im übrigen habe ich bis jetzt geendet, wie ich angefangen habe. Ich bin derselbe geblieben und werde in alter Weise weiter arbeiten. Das Ende überlasse ich Gott."

Seinen nächsten Vortrag in der Tonhalle begann Stoecker mit einer Erzählung aus dem Leben des englischen Volkes. Von einer leidenschaftlichen Volksbewegung in England erzählte er, die zwar von lauteren Beweggründen getragen war, aber vom König verkannt und deshalb aufs schärfste bekämpft wurde. Als man des Führers jener Volksbewegung habhaft geworden war, wurde ihm kurzerhand der Prozeß gemacht. Gemäß der grausamen Sitte jener Zeit wurde das Urteil gefällt, daß ihm der rechte Arm abzuhacken sei und der König bestätigte dies Urteil. Als dann aber diese Exekution an ihm vollzogen ward, ihm der rechte Arm abgehauen war, da ergriff er mit seiner linken Hand die Mütze, die er auf dem Kopfe trug, warf sie in die Luft und rief: Es lebe der König! — Stoecker fuhr dann fort: „Als ich das Telegramm gelesen hatte, da sind mir beide Arme am Körper heruntergesunken". Dann aber forderte er in packenden Worten die Versammlung auf, mit ihm in ein dreifaches Hoch auf den Kaiser einzustimmen.

Natürlich konnte aber Stoecker die Verleumdungen in Stumms Rede nicht ungestraft hingehen lassen. Er fand zwar im Saargebiet keinen evangelischen Anwalt, denn viele wollten es mit dem mächtigen Mann nicht verderben. Aber ein tüchtiger katholischer Justizrat übernahm die Sache, die dann freilich von Stumm sehr in die Länge gezogen wurde. Aber alle Verschleppung konnte den Ausgang nicht hindern, daß Stumm am 4. Juli 1898 wegen öffentlicher Beleidigung Stoeckers zu 300 Mark Geldstrafe oder 20 Tagen Haft und in die Kosten aller Instanzen verurteilt wurde. In den Erkenntnisgründen heißt es:

„In Sachen des Hofpredigers a. D. Stoecker gegen den Freiherrn v. Stumm-Halberg wird auf die Berufung des Klägers das Urteil erster Instanz vom 5. November v. Js. aufgehoben, der Angeklagte Freiherr v. Stumm wegen öffentlicher Beleidigung des Privatklägers zu 300 M. oder 20 Tagen Haft und zur Tragung der Kosten beider Instanzen verurteilt. Dem Kläger wurde die Befugnis der Veröffentlichung gegeben. Die Berufung des Klägers wurde damit gerechtfertigt, daß dem Angeklagten zu Unrecht der Schutz des § 193 zuteil geworden sei, auch weil schon aus der Form die Absicht der Beleidigung

hervorgehe. Soweit der § 187 (Verleumdung wider besseres Wissen) ausgeschieden ist, fühlt sich Kläger nicht beschwert. Der Angeklagte hat am 12. April 1896 in Neunkirchen vor seinen Wählern und Parteigenossen einen Vortrag über die christlich-soziale Frage gehalten. Er hat dabei besonders betont, daß seine Angriffe nur gegen die Personen und Preßorgane gerichtet seien, die er besonders namhaft mache. Nachdem er die Gründe entwickelt hatte, aus welchen er die christlich-soziale Partei für gefährlicher halte, als die Sozialdemokratie, ging er zur Kennzeichnung der Hauptvertreter der christlich-sozialen Partei über, bezichtigte zuletzt den Kläger der Doppelzüngigkeit und nannte ihn hinterlistig, weil Kläger dem von ihm angegriffenen Fürsten Bismarck zum Geburtstag gratuliert habe. Sodann stellte er folgende vier Behauptungen auf: 1. Während Stoecker gesagt habe, er habe v. Hammerstein nur verteidigt, solange er dessen Verbrechen nicht kannte, sei durch die Broschüre des Obersten a. D. v. Krause nachgewiesen, daß Stoecker schon vorher von der Sachlage orientiert war. 2. Stoecker stelle gar nicht in Abrede, daß er schon zur Zeit seines Verkehrs mit dem Frhrn. v. Hammerstein dessen ehebrecherisches Verhältnis zu Flora Gaß gekannt, und daß er ihm Geldmittel zur Flucht besorgt habe. 3. Eine hochstehende Dame habe dem Angeklagten mit Tränen in den Augen erklärt, daß sie mit großer Erbauung die Gottesdienste des Klägers besucht habe. Sie müsse aber zugeben, daß Stoecker die Unwahrheit sage, und ihn fallen lassen. 4. Stoecker habe gegen alle die Angriffe nicht geklagt und nur gegen ein kleines Blatt im äußersten Osten, die „Tilsiter Zeitung", Klage erhoben, diese aber sofort zurückgenommen, als der Professor Brecher als Schutzzeuge geladen wurde.

Es ist die Frage zu entscheiden, ob diese Behauptungen unter den § 186 fallen und ob der § 193 den Beleidiger straflos macht. Daß die Behauptungen an und für sich beleidigend sind, liegt auf der Hand. Es werden damit Tatsachen behauptet, die geeignet sind, den Kläger verächtlich zu machen und ihn in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Es sind die schwersten Vorwürfe, welche einem Prediger, als einem Verkündiger der göttlichen Wahrheit, gemacht werden können. Auch die letzte Behauptung ist ehrverletzend, weil sie dem Kläger vorwirft, er sei zu feige und habe nicht den Mut, sein Recht zu suchen, weil er den Beweis der Gegner fürchte.

Es frägt sich also noch, ob dem Angeklagten der § 193 zur Seite steht. Der Angeklagte ist ein Gegner der christlich-sozialen Partei; er hält sie für gefährlicher als die Sozialdemokratie. Er ist einer der größten Industriellen im Saargebiet und vertrat den Kreis auch als Politiker. Er befürchtete einen schlimmen Einfluß der Christlich-Sozialen auf die Arbeiter und hielt es für angezeigt, vor seinen Parteigenossen und Wählern, zu denen auch seine Arbeiter und andere Arbeitgeber gehören, einen Vortrag zu halten und auf die Gefahren der christlich-sozialen Bewegung aufmerksam zu machen. Das war eine ihn selbst nahe angehende Sache; er nahm damit eigene Interessen wahr und es konnte ihm auch nicht verwehrt sein, Kritik zu üben und Personen zu nennen. Das gilt jedoch nicht ohne Einschränkung. Wie das Reichsgericht zutreffend ausführt, verlangt der § 193 Aeußerungen, welche zum Zwecke der Wahrnehmung berechtigter Interessen objektiv oder wenigstens subjektiv dienlich sind, aber es darf keine Willkür in der Wahl dieser Aeußerungen maßgebend sein. Es wird geprüft werden müssen, ob der Inhalt der Aeußerungen dem Zweck entsprach. Diese Prüfung wird zur Verneinung führen müssen, wenn kein Zusammenhang zwischen diesen Aeuße-

rungen und dem verteidigten Recht erkennbar ist. Liegt diese Voraussetzung nicht vor, dann sind die Aeußerungen nicht zum Zweck, sondern nur bei Gelegenheit der Wahrnehmung berechtigter Interessen gemacht und stehen daher nicht unter dem Schutze des § 193. Im vorliegenden Falle hat die Prüfung ergeben, daß die unter Anklage stehenden Aeußerungen nicht in ursächlichem Zusammenhange mit der Wahrnehmung berechtigter Interessen, sondern nur in sehr loser Beziehung zu dem Gegenstande stehen. Soweit der Angeklagte den Kläger in seinem sonstigen, nicht politischen Leben angreift, stehen seine Aeußerungen nicht mehr in ursächlichem Zusammenhang mit seinem Recht, gegen das Eindringen der christlich-sozialen Bewegung in das Saargebiet zu sprechen. Die inkriminierten Aeußerungen beziehen sich nur auf die Eigenschaften des Klägers als Privatmann und Geistlicher, nicht als Führer der christlich-sozialen Partei. Daß sie keinen ursächlichen Zusammenhang mit dem Recht der Wahrnehmung seiner Interessen hatten, dessen mußte sich der Angeklagte bei seiner Bildung bewußt sein. Der Schutz des § 193 war daher zu versagen.

Auch die Frage, ob die von dem Angeklagten behaupteten Tatsachen erweislich wahr sind, ist zu verneinen. Der Angeklagte hat zwar erklärt, daß er bei Berufung auf § 193 nicht nötig habe, den Beweis der Wahrheit zu führen, sondern nur zu erweisen, daß er in gutem Glauben gehandelt habe. Die Wahrheit der Behauptungen ist aber doch zu prüfen. Zum Nachweis der Behauptungen 1 und 2 sind dem Gericht Zeitungsartikel überreich übergeben. Ihre Verlesung hat aber keinen Zweck, weil das Gericht dem Urteil des ersten Richters beitritt, daß Zeitungsartikel keine Beweiskraft haben. Das bedarf keiner Begründung. Ebensowenig Beweiskraft hat die Broschüre des Obersten von Krause, weil sie aus weiteren Quellen schöpft. Es können nur in Betracht kommen die Erklärungen des Privatklägers im Protokoll des Elferausschusses, in seiner Broschüre „Dreizehn Jahre Hofprediger" und in seiner „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung". Diese Erklärungen liefern aber keinen Beweis der Wahrheit der Behauptungen des Angeklagten. Es ergibt sich daraus, daß der Elferausschuß der konservativen Partei, dem der Kläger damals noch angehörte, einstimmig den Antrag des Freiherrn von Manteuffel angenommen hat, an das Komitee der „Kreuzzeitung" das Ersuchen zu richten, den Freiherrn von Hammerstein sofort zu suspendieren, widrigenfalls Schritte zur Scheidung der konservativen Partei von der „Kreuzzeitung" unternommen werden müßten. Der Privatkläger hat damals selbst seine Einwilligung dazu gegeben, daß gegen den Freiherrn von Hammerstein, soweit die Beschuldigungen gegen diesen zur Entscheidung reif waren, vorgegangen werde. Der Privatkläger gibt nur zu, daß er vermutete, die tatsächlichen Erklärungen von Hammersteins beruhten auf Unwahrheit; er habe aber erst die gerichtliche Entscheidung abwarten müssen, um sich von der Schuld zu überzeugen. Er weist den Vorwurf, daß ihm das ehebrecherische Treiben von Hammersteins bekannt gewesen sei, mit Entrüstung zurück und nennt ihn bösartig. — Bei Punkt 3 der Privatklage ist der Wahrheitsbeweis auch nicht erbracht, da der Angeklagte den Namen der hochstehenden Dame nicht genannt hat. — Den vierten Punkt erklärt der Angeklagte selbst, nicht aufrecht halten zu können, weil er sich geirrt hat. Daher war dem Angeklagten der Schutz des § 193 zu versagen und er ist nach § 186 zu bestrafen, die Strafe aber mit Rücksicht auf die Beleidigung wie oben abzumessen."

Den ganzen Gang des Prozesses darzustellen, würde nur juristisches, aber kein biographisches Interesse haben. Dagegen verdienen einzelne Momente daraus hervorgehoben zu werden.

Am 8. Januar 1897 teilte Stoeckers Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Muth, folgendes mit, was Stumm soeben im Vernehmungstermin vor dem Assessor Cormann deponiert habe:

„Lange vor dem 19. Juli 1896 — Publikation des betr. Artikels in der „Neuen Saarbr. Ztg." — hat der Kaiser in einem Gespräch mit mir ausdrücklich den Inhalt meiner Rede in Neunkirchen, die ich demselben durch das Oberhofmarschallamt eingeschickt, gebilligt. Des Wortlautes erinnere ich mich nicht mehr; indessen war der Sinn der, daß ausdrücklich und vollinhaltlich die Neunkirchener Rede von Sr. Majestät gutgeheißen wurde. Mitte Dezember vorigen Jahres oder vielleicht auch Ende November — beim Diner des Reichskanzlers, bzw. auf Barby — hat Se. Majestät nochmals die fragliche Rede gutgeheißen und mich ausdrücklich ermächtigt, vor Gericht in eidlichem Zeugnis über den Inhalt der Unterredungen auszusagen. Auf meine Frage, ob diese Billigung Sr. Majestät sich speziell auf den Teil meiner Rede gegen Stoecker beziehe, erwiderte Se. Majestät: Erst recht."

Die Lage, in welche der Günstling Stumm seinen gnädigen und ihm vertrauenden Herrn gebracht hatte, war also die, daß der Monarch eine leidenschaftliche, parteipolitische Rede „gebilligt" und „gutgeheißen" hatte, wegen deren der Redner in 300 Mark Geldstrafe genommen wurde. Speziell die Behauptungen über Stoecker, die „erst recht" das kaiserliche Placet gefunden hatten, waren nunmehr ausnahmslos im Namen des Königs für nicht erweislich wahre Behauptungen, d. h. für Entstellungen und Erfindungen erklärt worden.

Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß, wenn Stumm im Prozeß den Beweis der Wahrheit für die vorgebrachten Unwahrheiten gar nicht erst antrat, sondern sich einfach auf den § 193 zurückzog, diese Taktik ursprünglich gar nicht in seiner Absicht gelegen hatte. Er hat sich im Gegenteil verzweifelte Mühe gegeben, Beweismittel für seine kecken Behauptungen heranzuschaffen, und sogenanntes „Material" gegen Stoecker zu bekommen, und zu diesem Zweck Krethi und Plethi in Dienst und Sold genommen und die Goldfüchse springen lassen. Der Fehler war nur, daß solches Material sich in der ganzen Welt nicht finden ließ.

Diese Tatsache bestätigte auch der Prozeß Stoeckers gegen den Redakteur Schwuchow in Saarbrücken, der in engstem Zu-

sammenhang mit dem Prozeß Stumm steht. Ueber diese Sache berichtete das „Volk" vom 12. März 1896 folgendes:

„Die Klage Stoeckers gegen Schwuchow stützt sich darauf, daß in Nr. 134 der „Neuen Saarbrücker Zeitung" vom 29. Mai 1896 behauptet worden war, daß Stoecker 1. den Weg der sozial-politischen Besonnenheit, 2. den der bürgerlichen Ehrlichkeit, 3. den der kirchlichen Lauterkeit verlassen habe und 4., daß er hieran tatsächlich zugrunde gegangen sei. Der Kläger ist der Ansicht, daß ihm mit diesen Behauptungen 1—3 unzweideutig vorgeworfen sei, daß er unehrliche Handlungen begangen habe. Kläger fühlt sich hierdurch in seinem Beruf geschädigt und beleidigt.

Zur Verlesung gelangten die Protokolle über die Vernehmung einer großen Reihe von Zeugen, die Schwuchow angegeben hatte. Es würde viel zu weit führen, hier die Aussagen aller eingehend wiederzugeben; wir wollen uns daher zunächst darauf beschränken, zu bemerken, daß fast sämtliche Zeugenaussagen zuungunsten Schwuchows ausgefallen sind. Hervorheben wollen wir in aller Kürze jene, welche von dem erbittertsten Gegner Stoeckers gemacht wurden. Pastor Witte erklärt unter Zeugeneid, er habe wohl die bekannte Broschüre gegen Stoecker geschrieben, er finde aber darin, daß Stoecker nicht gegen ihn vorgegangen sei, keine Scheu desselben vor der Oeffentlichkeit, oder irgendeinen Mangel an Mut. Stoeckers Stellung zu Hammerstein klärten die Aussagen des Freiherrn v. Manteuffel auf, der ein Mitglied des viel genannten Elfer-Ausschusses des Wahlvereins der konservativen Partei ist. Nach den vorliegenden Protokollen dieses Ausschusses, die zur Verlesung gelangen, steht fest, daß der Ausschluß Hammersteins schon am 18. Juni 1895 mit allen, also auch mit Stoeckers Stimme, beschlossen wurde.

Der „Scheiterhaufenbrief" und die Angriffe des „Kladderadatsch" gegen den Kläger kommen ebenfalls zur Sprache. Der Chefredakteur des „Kladderadatsch", Herr Johannes Trojan, hat ausgesagt, daß Stoecker von ihm in seinem Blatte wegen des zuerst im „Vorwärts" veröffentlichten Briefes angegriffen worden sei; da er ein Säen von Zwietracht zwischen dem Kaiser und Bismarck darin erblickt habe, habe er das für eine

unehrliche Politik und Denkungsart gehalten. Ein Gedicht „Der Tempelschänder" und zwei Briefkastennotizen seien absichtlich beleidigend gegen Stoecker gehalten worden, man habe ihn bewußt beleidigt, aber Stoecker habe nicht geklagt. Er nehme an, daß die Unterlassung der Klage nicht aus christlicher Nächstenliebe, sondern aus Furcht unterblieben sei. Graf Ziethen-Schwerin bei Neuruppin sagte aus, es habe über die Angriffe des „Kladderadatsch" im Jahre 1895 eine Konferenz von Konservativen stattgefunden, in der man nach eingehender Beratung des Falles zu dem Resultat gekommen sei, mit Verachtung über die Angriffe hinwegzugehen und Stoecker zu bestimmen, jede Klage deswegen zu unterlassen. Stoecker habe also nicht aus Furcht vor einer Klage geschwiegen, sondern weil seine politischen Freunde dies ausdrücklich gewünscht hätten. Graf Bernstorff hat ebenfalls unter Zeugeneid ausgesagt, daß eine Konferenz der politischen Freunde Stoeckers diesen bestimmt habe, gerichtliche Schritte gegen den „Kladderadatsch" nicht zu unternehmen.

Der Vorwurf, Stoecker habe die Unwahrheit gesagt, als er behauptete, er habe keinen maßgebenden Einfluß auf das „Volk", führte zur Vernehmung der Herren v. Gerlach, Oberwinder und Bresges. Die Redakteure v. Gerlach und Oberwinder bekundeten, daß Stoecker keine geschäftlichen Beziehungen zum „Volk" habe, von maßgebendem Einflusse könne daher keine Rede sein, da die Redakteure auch Ansichten im „Volk" vertreten haben, die denen Stoeckers entgegengesetzt seien. Man könne nur von einem gewissen moralischen Einflusse Stoeckers auf das „Volk" sprechen. In demselben Sinne spricht sich der Besitzer des „Volk" in Minden aus.

Ueber die Behauptung, Stoecker habe sein Hofpredigeramt durch Lüge erschlichen, sollte ein erbitterter Feind des Klägers, Herr Frhr. v. Fechenbach in Laudenbach, bestimmtes wissen. Frhr. v. Fechenbach sagte aus, er habe einmal vor Jahren im „Berliner Tageblatt" einen Leitartikel gegen Stoecker gelesen, denselben habe er, wie er es bei Aufsätzen, die ihm wichtig erscheinen, zu tun pflege, aufgehoben. Auf diesem Blatte habe er damals mit Tinte eine Notiz geschrieben, daß Stoecker seine Hofpredigerstelle erschlichen habe. Näheres darüber wisse er nicht.

Herr v. Gerlach bekundete eidlich, der aus dem Tauschprozeß berüchtigte Leckert sei bei ihm erschienen und habe gesagt, er sei von Herrn Schwuchow beauftragt worden, Material gegen Stoecker zu sammeln, er hätte auch schon von dem Schneidermeister Grüneberg einiges erhalten. Auch der famose Kompagnon Leckerts, Lützow, hatte die Weisung, Material zusammenzutragen. Er erschien beim Pastor Hülle, der darüber eidlich aussagte, Lützow sei zu ihm gekommen und habe sich als den Verfasser der Artikel der „Neuen Saarbrücker Zeitung" gegen Stoecker bekannt, er sei darauf von dem Hofprediger verklagt und wolle nun Nachfrage bei allen Personen halten, die jemals irgendeine Differenz mit Stoecker gehabt hätten, um gegen seinen Kläger auftreten zu können. Hülle versicherte, daß er gegen Stoecker nichts vorbringen könne, Lützow möge zum Redakteur Polstorff vom „Kladderadatsch" gehen, dort werde man vielleicht seine Wünsche erfüllen können, worauf Lützow entgegnete: „Polstorff weiß ja auch nichts." Lützow, der in Plötzensee eine längere Gefängnisstrafe abbüßt, ist ebenfalls vernommen worden, und seine Bekundungen sind so interessant, daß wir dieselben hier eingehend wiedergeben wollen. Zunächst bestreitet Lützow, daß er der Verfasser der Artikel in der „Neuen Saarbrücker Zeitung" sei, er erinnere sich nicht, dies zum Pastor Hülle gesagt zu haben. Er bekundete dann weiter unter seinem Eide, daß er von Saarbrücken aus den Auftrag erhalten habe, gegen eine Geldentschädigung Material über Stoecker zusammenzubringen. „Als ich," so fährt Lützow dann fort, „den Herrn Schaper, einen Mitarbeiter der „Post", der mit mir darüber verhandelte, darauf aufmerksam machte, wer mir denn meine Arbeit, die mich zirka sechs Wochen in Anspruch nehmen würde, bezahlen würde, nannte er mir den Verlag der „Neuen Saarbrücker Zeitung". Als ich ihm darauf vorhielt, daß mir dies nicht sicher genug wäre, da jene Zeitung mir gänzlich unbekannt sei, erwiderte er mir, da könnte ich ganz ruhig sein, denn hinter dem Verlage stände ja Stumm, so oder ähnlich drückte er sich aus." Auf weiteres Befragen gab sodann Lützow noch folgende Auskunft: „Schwuchow war mir bis dahin auch dem Namen nach völlig unbekannt. Späterhin im Herbst 1896 habe ich telegraphisch

oder brieflich die Anfrage an Schwuchow gerichtet, ob er mir das gesammelte Material nochmals zur Verfügung stellen könnte. Ich erhielt die Antwort, daß er darüber kein Verfügungsrecht habe." Einen weiteren Hinweis, aus welcher Quelle Lützow das Geld bezogen, gibt dessen Auskunft, wenn er sagt: „Das Honorar für mein Material erhielt ich teils per Postanweisung durch Schaper, den Mitarbeiter der „Post", teils auf Anweisung desselben durch die Kasse der „Post"." Der Chefredakteur der „Post", Herr Groddeck, ließ Anfang August 1896 Lützow kommen und fragte ihn, wieweit er mit seinem Auftrage sei, gegen Stoecker Material herbeizuschaffen, er habe, sagt Lützow darauf aus, ihn angetrieben, die Angelegenheit eifrig zu betreiben.

Die weiter zur Verlesung gelangenden Zeugenaussagen von Brecher, Krause und Medem ergeben nichts Nachteiliges für Stoecker und fallen zuungunsten der Stellung des Verklagten aus. Der so häufig erwähnte Vorfall zwischen Stoecker und der „Tilsiter Zeitung", in welchem der ehemalige Hofprediger nicht den Mut zu einer Klage gehabt haben soll, wird in überaus günstigem Sinne für den Kläger aufgeklärt. Herr Rechtsanwalt Meyer in Tilsit sagte darüber eidlich aus, die „Tilsiter Zeitung" habe eine falsche Nachricht über Stoecker gebracht, worauf er diesen gebeten habe, gegen das Blatt vorgehen zu dürfen. Er, Meyer, habe dann aus eigener Initiative die ihm gesandte Vollmacht so ausgestattet, daß er neben der Berichtigung, falls sie nicht Aufnahme finden würde, auch den Klageweg betreten könne. Die Zeitung habe aber die Berichtigung gebracht, wodurch dann keine Veranlassung zur Klage vorgelegen habe."

Schwuchow wurde zu 400 Mark Geldstrafe oder vierzig Tage Gefängnis und in alle Kosten verurteilt.

Und noch einen Prozeß mußte Stoecker führen, und zwar — wie eben erwähnt — gegen den Reichsfreiherrn von Fechenbach, teils, weil dieser Stoecker mit beleidigenden Zuschriften überhäuft, teils, weil er die sinnlose Behauptung verbreitet hatte, Stoecker habe sein Hofpredigeramt durch Betrug erschlichen; er habe sich dem Feldpropst gegenüber als Mittelparteiler ausgegeben, sei dann aber doch der „Positiven Union" beigetreten. Da Fechenbachs ganzes Beweismaterial in einem

alten Leitartikel des „Berliner Tageblatts" bestand, wurde er zu 100 Mark Strafe verurteilt.

Erwiesen wurde also durch alle Prozesse nur die Tatsache, daß ein förmliches Konsortium von Ehrabschneidern, oder, wie ein Blatt treffend sagte, von „literarischen Aasgeiern" bestanden hatte, eine mit den reichsten Geldmitteln ausgestattete Verschwörung der zweifelhaftesten Subjekte, mit dem ausgesprochenen Zweck, sogenanntes „Material" über Stoecker herbeizuschaffen, d. h. irgendeine Beschuldigung um jeden Preis zu finden, mit der man imstande wäre, dem verhaßten politischen Gegner die bürgerliche Ehre abzuschneiden, daß aber alle diese Strauchritter nichts, absolut nichts ermittelt haben. Die Beleidiger und Verleumder wurden auch von den Gerichten schlechthin schuldig gesprochen.

Aus dieser Zeit nun berichtet Pfarrer Weber in seinen Aufzeichnungen: „Als der Prozeß entschieden war, kam ich kurz nachher in Berlin zu Stoecker und beglückwünschte ihn. Er sagte mir darauf, daß er jetzt an den Kaiser schreiben würde, um sich bei ihm aus Anlaß der Aeußerung des Rechtsanwalts des Freiherrn von Stumm zu beschweren. Er werde dem Kaiser schreiben: „Ew. Majestät! Ihr Gerichtshof hat durch beifolgendes Erkenntnis den Freiherrn von Stumm wegen seiner Neunkirchener Rede zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt. Ew. Majestät haben den Freiherrn von Stumm ermächtigt, in der Gerichtsverhandlung durch seinen Rechtsanwalt erklären zu lassen, daß Ew. Majestät seiner Rede voll und ganz zustimmten. Dadurch haben Ew. Majestät auch an Ihrem Teile meine Ehre angetastet und in aller Ehrerbietung muß ich Ew. Majestät bitten, mir meine Ehre wiederzugeben." Ich erwiderte ihm: Das kannst Du tun und mußt Du tun, aber eine Antwort wirst Du vom Kaiser nicht bekommen. Darauf erwiderte Stoecker lebhaft erregt: Dann übergebe ich das Ganze der Presse, worauf ich ihm entgegnete: Das tust Du unter keinen Umständen; wir Preußen sind noch nie gewöhnt gewesen, mit unsern Herrschern in den Zeitungen zu streiten; dann überläßt Du das Gericht dem, der da recht richtet! Als ich nachher Professor Dr. Kropatschek und anderen Konservativen den Entschluß Stoeckers mitteilte, waren diese völlig einverstanden und

teilten meine Meinung, daß es gut sei, wenn der Kaiser darauf hingewiesen würde, welchen Folgen er sich durch persönliches Eingreifen in die Parteistreitigkeiten seiner Untertanen aussetze, daß aber Stoecker keinesfalls die Presse heranziehen dürfe. Stoecker hat dann folgendes Schreiben abgesandt:

„Eurer Majestät Gerechtigkeitsgefühl wolle mir gestatten, für die nachfolgende Angelegenheit gnädiges Gehör zu erbitten.

Freiherr von Stumm hat mich in einer am 12. April 1896 zu Neunkirchen gehaltenen Rede mit ehrverletzenden Urteilen und groben Unwahrheiten angegriffen, angeblich um die christlich-soziale Bewegung zu bekämpfen. Dem Redakteur der „Neuen Saarbrücker Zeitung", mit welchem er in Verbindung stand, teilte er zur Veröffentlichung mit, daß Eure Majestät diese Rede billigten. Bei dem darüber geführten Prozeß hat nun Freiherr von Stumm unter seinem Eid folgendes ausgesagt:

(Folgt das Protokoll.)

Eure Majestät werden es einem treu monarchisch gesinnten Untertanen nicht verargen, wenn er sich in tiefster Seele durch diese Bekundung gekränkt fühlt. Ich weiß nicht, wodurch ich ein so ungnädiges Urteil Eurer Majestät verdient habe.

Nun ist aber seitdem Freiherr von Stumm wegen dieser seiner beleidigenden und ehrverletzenden Unwahrheiten rechtsgültig verurteilt. Eine einzelne Unwahrheit hatte er vorher zurückgenommen, da sie öffentlich widerrufen war, für die anderen Unwahrheiten hat er den Beweis der Richtigkeit nicht einmal zu führen versucht. Ich dagegen bin aus dem Prozeß ohne jede Belastung hervorgegangen.

Eure Majestät haben im Jahre 1889 in ähnlicher Weise ungnädig über mich geurteilt. In einem Kabinettsschreiben an den Evang. Oberkirchenrat wurde ich gelegentlich eines öffentlichen Streites mit Pastor Witte, in welchem ich lediglich notgedrungen meine Ehre verteidigte, ohne Untersuchung als der mehr Belastete hingestellt und nachher von meiner Behörde demgemäß disziplíniert.

In dieser Sache ist seitdem nach einer langjährigen Prozeßführung festgestellt, daß der Mann, auf dessen Aussagen hin Pfarrer Witte mich beschuldigte, ein völlig unglaubwürdiger Zeuge ist. Auch aus diesen Prozeßverhandlungen bin ich ohne jede Belastung hervorgegangen.

Eurer Majestät Hochherzigkeit muß ich alleruntertänigst anheimstellen, ob etwas geschehen wird, was meiner persönlichen und weltlichen Ehre Genugtuung verschafft. In dieser Hinsicht wage ich nicht, an Eure Majestät irgendeine Bitte zu richten. Aber Eure Majestät haben im Zusammenhang mit der über mich geäußerten Ungnade auch ungünstige Urteile über die christlich-soziale Sache gefällt und damit eine Gedankenwelt getroffen, ohne deren Geltendmachung nach dem Urteile vieler ernster Christen und Patrioten — seinerzeit auch eines Wichern — der revolutionäre Sozialismus nicht zu überwinden ist. Meine treugehorsamste Bitte geht nun dahin, Eure Majestät wollen geruhen, bei gegebener Gelegenheit den Bann von der christlich-sozialen Sache nehmen zu wollen und dadurch dem von uns geführten Kampf wieder freiere Bahnen zu schaffen für die gute Sache."

Diesen Brief hat Stoecker dem Kaiser übergeben lassen, irgendeine Antwort aber nicht bekommen. Aus Hofkreisen hat

ein Freund gerüchtweise von einer Aeußerung des Kaisers gehört, daß Stoecker doch wohl Unrecht getan worden sei, und daß irgendwie einmal Remedur geschaffen werden solle. Geschehen ist aber nichts. Auch Jubiläum und 70. Geburtstag sind vorübergegangen, ohne daß man dieser Gelegenheiten irgendwie gedacht hätte. Der für soziale Verdienste gestiftete Wilhelmsorden ist dem unsozialsten Gegner Stoeckers, dem Pastor Hülle, ist Frau Emilie Mosse, der Schwägerin des Verlegers des „Berliner Tageblatts" und anderen Herren und Damen verliehen, aber Stoecker ist übergangen.

Uebrigens muß hervorgehoben werden, daß das, was Stoecker zu seiner Eingabe trieb, nicht so sehr das persönliche, als das sachliche Moment war. Sein persönliches Ansehen hatte bei denen, an deren Urteil ihm gelegen war, durch die Telegramme des Kaisers so wenig gelitten, wie durch die Angriffe seiner Gegner. Die Bedeutung des kaiserlichen Verhaltens lag vielmehr darin, daß gerade in Berlin eine christliche und monarchische Volksbewegung wider die Sozialdemokratie nicht möglich war, so lange der Monarch sie nicht förderte, sondern bekämpfte. In einer Volksrede, in der Stoecker auf die Geschichte der Berliner Bewegung kam, sagte er:

„Dann kam der König, er wollte unsere Arbeit nicht und verlangte von mir, daß ich mich von der Berliner Bewegung zurückziehen oder mein geistliches Amt aufgeben solle. Ich wählte das letztere; denn bloß gegen die Wand rennen, um mir Löcher in den Kopf zu stoßen, das tue ich nicht. Wir können nicht monarchisch wirken, wenn der König es nicht will. Vor wenigen Wochen sandte der König ein Telegramm an Zelle, des Inhalts, daß die Stadt Berlin einen besseren Oberbürgermeister nicht haben könne. (Bewegung.) Ich nehme das Wort mit Ehrerbietung hin. Aber unter diesen Umständen kann man doch keine monarchische Agitation treiben. Wenn der König einen der Kirche abgeneigten, fortschrittlichen Mann für den besten, geeignetsten erklärt, dann wird mir jeder sagen müssen, daß wir unter diesen Umständen keine monarchische Agitation treiben können."

Stoecker hat gleichwohl jahrelang die Hoffnung festgehalten, es würden doch noch einmal die maßgebenden Kreise zur Einsicht gelangen, daß nur eine christliche Arbeiterbewegung den gottlosen Umsturz überwinden könne, und dann wollte er den Rest seiner Kraft an eine zweite Berliner Bewegung setzen, die besser und tiefer werden sollte, als die erste. Aber diese Hoffnung ist zerronnen. Singer hat in Berlin das Feld behalten. Kein Mensch mehr macht es ihm streitig. Um die Er-

haltung seiner roten Alleinherrschaft braucht er sich keine Sorge mehr zu machen.

Freundliche Gemüter waren nun wohl bemüht Stoecker über das Kaisertelegramm persönlich zu trösten. Ein Großgrundbesitzer, der gelegentlich den Kaiser beherbergt hatte, lud Stoecker zum Missionsfest, holte ihn „mit Vieren lang" von der Bahn ab, und sagte: „Jetzt fahre ich Sie ebenso, wie ich den Kaiser gefahren habe!" Und Vater Bodelschwingh ließ in Bethel, wo man für den Besuch des Kaisers ein kleines Quantum besseren Weines beschafft hatte, die nicht verbrauchten Flaschen für den bald darauf erwarteten Stoecker zurücksetzen: „Bruder Stoecker soll doch auch 'mal 'was Gutes vom Kaiser haben!" Aber natürlich konnten diese und andere persönliche Freundlichkeiten die schweren sachlichen Folgen des Kaisertelegramms nicht aufheben.

Wollte Stoecker seine Ideen nicht untergehen lassen, so mußte er sich an diejenigen Landschaften des deutschen Westens wenden, in denen das Christentum noch eine Macht im Volksleben bedeutet. Und der Erfolg gab ihm recht. Hier führte er in den von ihm besetzten Wahlkreisen die christlich-soziale Ideenwelt zum vollen Sieg über die sozialdemokratische. Der Siegener Wahlkreis ist ein industrieller Arbeiterwahlkreis. Und dennoch hat die Sozialdemokratie, trotz verzweifelter Anstrengungen, hier niemals Fuß fassen können, sondern ist zu völliger Ohnmacht verurteilt geblieben. Ganz ähnlich wie in Siegen steht es im Dillkreis und in Wetzlar.

Erfolge dieser Art konnten aber natürlich den von Leidenschaft völlig verblendeten Herrn von Stumm nicht belehren. Er war und blieb Stoeckers erbitterter Gegner, und der eigentliche Träger der sozialpolitischen Reaktion, welche die Periode von 1895 bis 1903 kennzeichnet.

Auch im Jahre 1897 ließ er in seinem Organ, der „Post", offen Propaganda für einen Staatsstreich machen; im Deutschen Reiche könne sehr wohl, so lange die doktrinären Sozialpolitiker nicht beseitigt seien, ohne Verfassung regiert werden. Diese Vorschläge erregten, da man Stumms Einfluß am Hofe kannte, allgemeine Besorgnisse. Und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" mußte schließlich der Beunruhigung mit der Ver-

sicherung offiziös entgegentreten, daß „alle maßgebenden Faktoren in Preußen und im Reich" entschlossen seien, die Verfassung zu wahren und zu schützen.

Am 17. März machten die Abg. v. Stumm und v. Kardorff einen Vorstoß gegen eine Bäckereiverordnung des Ministers von Berlepsch, die ganz richtig sozial gedacht war und Gesellen und Lehrlinge gegen etwaige Willkür der Meister schützen sollte. Minister v. Bötticher antwortete in längerer Rede. Die Erfahrungen seien noch viel zu kurz, um ein abschließendes Urteil zu gestatten. Soweit aber Berichte der Regierungen vorlägen, lauteten sie vielfach sehr günstig. Ja, es sei von einigen berichtet, daß der Sozialdemokratie ein alter Agitationsstoff entzogen sei. Eine Aufhebung der Verordnung könne er „auf keinen Fall" in Aussicht stellen. Der Reichstag ging in Erwägung, daß die Erhebungen des Bundesrats sich noch nicht übersehen ließen, über den Antrag zur Tagesordnung über.

Durch alle die folgenden Jahre ziehen sich nun die Anstrengungen Stumms und seiner Gefolgschaft hin, sozial-reaktionäre Gewaltmaßregeln durchzudrücken, und günstig für die gesunde Fortbildung des Arbeitsrechts war nur der Umstand, daß die Reaktion sich selbst überschlug und Unerfüllbares forderte. Nur der „Vorwärts" hatte Freude daran. „Je ärger es die um Stumm treiben, um so lieber kann es uns sein" — schrieb das Blatt.

Geistlos, wie alle Reaktion, die an den Mitteln der Staatskunst verzweifelt, war auch das Streben „derer um Stumm", den „Kampf ums Recht" des vierten Standes mit Gewalt zu ersticken. Da der Reichstag mit der Umsturzvorlage versagt hatte, versuchte die preußische Regierung, der Eugen Richter vorwarf, sie stehe „unter Vormundschaft des Herrn von Stumm", ein gewalttätiges Vereinsgesetz im Landtag durchzubringen. Aber ohne Erfolg. Dann mußte, da der Kaiser in Bielefeld gewisse Streikvergehen mit Zuchthaus bedroht hatte, eine „Zuchthaus-Vorlage" ausgearbeitet werden, die aber nicht glücklicher war als das Vereinsgesetz. Der nationalliberale Abg. Büsing vertrat die Ansicht, daß in dem Gesetz doch ein berechtigter Gedanke enthalten sei, nämlich der Schutz der individuellen Freiheit, die von der Sozialdemokratie unterdrückt werde. In ganz

anderer Tonart sprach aber Herr v. Stumm. Er wollte die Strafbestimmungen nicht, wie Büsing, gemildert, sondern verschärft wissen, und forderte vom Staat „die Vernichtung des Todfeindes", aber Gegenliebe fand er nirgends. Bei der Abstimmung wurden die meisten Paragraphen mit großer Mehrheit abgelehnt, § 8, der Zuchthausparagraph, einstimmig.

Selbst die Wissenschaft, wenn und insoweit sie dem Kapitalismus nicht förderlich war, wollte Stumm unterdrückt wissen. 1897 verlangte er vom Kultusminister Bosse, daß gegen Professor Wagner wegen einer Rede in Bochum Disziplinaruntersuchung eröffnet werde. Bosse antwortete, er habe sich von Wagner ein Stenogramm seiner Bochumer Rede geben lassen; diese beginne mit einer schroffen Absage an die Sozialdemokratie; zum Einschreiten sei gar kein Anlaß, die Wissenschaft müsse frei bleiben. „Wissenschaftliche Ideen kann man mit Kanonen nicht totmachen, die Wissenschaft muß sich selbst korrigieren. Ich kann die Wissenschaft nicht zwingen, Volkswirtschaft nach der Anschauung des Herrn v. Stumm zu treiben." Als er so nicht durchkam, versuchte es Stumm auf andere Weise. Er setzte es bei der Regierung durch, daß plötzlich ein Amtsgerichtsrat Reinhold von Wiesbaden als außerordentlicher Professor der Nationalökonomie, d. h. als „Strafprofessor" an die Universität Berlin berufen wurde. Herr Reinhold war bis zu seiner Ernennung eine unbekannte Größe gewesen, von dessen Qualität als Nationalökonom man erst durch seine Ernennung erfuhr. Und der Humor bei der Sache war dann der, daß Reinhold nicht einmal unverfälschte Stummsche Anschauungen in seinen Vorlesungen zum besten gab.

Im Frühjahr 1897 entspann sich noch ein Redeturnier zwischen Stoecker und Stumm in der Weise, daß Stumm im Reichstag seine Angriffe vorbrachte und Stoecker im Abgeordnetenhaus erwiderte. Stumm warf Stoecker, um sich aus seinen Verlegenheiten herauszureden, am 15. Februar Verdrehung und bewußte Unwahrheit vor. Stoecker entgegnete am 16. Februar: „Ich könnte, wenn ich so leidenschaftlich und ungerecht wäre, wie der Abgeordnete v. Stumm, das Wort „Lüge" anwenden; ich werde es nicht tun, weil ich glaube, es ist ein wenig erbauliches Schauspiel, daß zwei Volksvertreter in dieser

Stoeckers Wohnhaus in der Königgrätzer Straße zu Berlin.

Weise in den beiden räumlich entfernten Häusern so miteinander verhandeln. Ich kann nur sagen, ich habe bei dieser Sache das Gefühl, daß der Freiherr v. Stumm die Verantwortung für seine Aeußerungen nicht tragen kann und daß er sich derselben auch nicht mehr bewußt ist.

Er hat dann weiter gesagt, es sei eine bewußte Unwahrheit, wenn ich die „Neue Saarbrücker Zeitung" die Presse des Freiherrn v. Stumm genannt habe, und er argumentiert so: Da er am 12. April in seiner Rede erklärt habe, er habe mit der Zeitung nichts zu tun, und ich die Rede kenne, so sei es eine bewußte Unwahrheit, wenn ich die Zeitung die Presse des Freiherrn v. Stumm nenne. Freiherr v. Stumm hat in dem kurzen Abschnitte seiner Rede vom 12. April, der von mir handelt, acht Unwahrheiten ausgesprochen." .....

Stoecker wurde nun mehrmals vom Präsidenten unterbrochen, so daß er zuletzt unwirsch mit der Bemerkung abbrach, daß er sich Stumms Verhalten nur aus Unzurechnungsfähigkeit erklären könne.

An diese Erklärungen schloß sich Anfang März noch eine sozialpolitische Debatte großen Stils im Landtag. Nationalliberale und Freikonservative marschierten mit ihren besten Rednern — v. Eynern, Bueck, v. Zedlitz u. a. — gegen Stoecker auf. Aber dieser blieb ihnen keine Antwort schuldig. Herrn von Kardorff sagte er:

„Ich habe es nicht vergessen, daß Herr von Stumm als einer der ersten die Fürsorge für die Arbeiter betont hat. Und ich kann es nur in hohem Maße bedauern, wenn ein solcher Mann jetzt eine so scharfe antisoziale Stellung einnimmt, daß seine Verdienste darüber vollständig verschwinden müssen. Ich halte es für ungeheuer gefährlich, mit solchen Losungsworten wie „Gewalt gegen Gewalt", mit den Gedanken einer völligen Beraubung der Arbeiter an ihrem politischen Wahlrecht vor die Nation zu treten. Als ich die Sache öffentlich besprach, habe ich nicht ein Wort gesagt, was Freiherr von Stumm übelnehmen könnte. Meine Freunde haben vielmehr gemeint, ich sei viel zu milde gewesen; sie haben es daher nachgeholt. Ich bin mir nicht bewußt, daß ich gegen ihn voreingenommen bin. Aber, was wahr ist, bleibt wahr, und was falsch ist, bleibt falsch. Ich finde es bedauerlich, daß Herr von Stumm diese Dinge nicht mit Besonnenheit, sondern in solcher Aufregung betrachtet, daß ihm dabei das ruhige Abwägen verloren geht."

Herr v. Eynern, der sich über die vielen kathedersozialistischen Professoren beschwert hatte, bekam ein gerütteltes Maß von Humor und Ironie:

„Ich bin über diesen Angriff von liberaler Seite auf die freie Forschung, auf die freie Bewegung des wissenschaftlichen Lebens überaus erstaunt; soviel ich weiß, ist es das erste Mal, daß ein Liberaler in dem Parlament, wenigstens bei uns in Deutschland, in dieser Weise vorgeht.

Meine Herren, wir haben philosophische Professoren, die Gott leugnen: wir haben naturwissenschaftliche Professoren gehabt, die den Schöpfer und den Zweck der Schöpfung leugnen; wir haben theologische Professoren, welche die Gottheit, die Auferstehung Christi leugnen, diese Grundlagen der christlichen Kirche — nie ist es einem Liberalen eingefallen, diese Dinge zu bemängeln. Jetzt, wo es sich um die Interessen des Kapitals handelt, um die Interessen des Arbeitgebers gegenüber dem Arbeitnehmer, da kommen die Herren mit ihrem Angriff. Ja, verehrter Herr von Eynern, mir sind gewiß die Verhältnisse des Arbeitgebers in hohem Maße wichtig, und ich achte das Urteil von Männern der Praxis im wissenschaftlichen Leben überaus hoch. So denken auch die Gelehrten, die Sie angegriffen haben. Aber mir steht doch Gott, die Kirche, auch die Nation noch höher als die Verhältnisse des Eigentums; und eine folgerichtige Anschauung kann ich darin nicht finden, daß man der Wissenschaft gestatten will, alles zu kritisieren, alles in Zweifel zu stellen und nur zu sagen: halt ein, wenn es an die Interessen des Geldschrankes geht. Das ist nicht liberal, das ist nicht wissenschaftlich, das ist nicht einmal praktisch."

Herr Bueck aber, der Generalsekretär des Zentralvereins der Industriellen, bekam folgendes zu hören:

„Der Herr Vorredner hat gesagt, er wolle mir in meinen Bestrebungen für Gottesfurcht nicht entgegentreten; er hat aber dann die Sache des evangelisch-sozialen Kongresses, der evangelischen Arbeitervereine in einer Weise dargestellt, daß ich auch da sagen muß: die Herren reden von Dingen, die sie nicht kennen. Die evangelischen Arbeitervereine sollen Kampfgenossenschaften gegen die Arbeitgeber sein! Und doch steht in ihren Statuten, daß sie in Frieden mit den Arbeitgebern wirken sollen. Das haben sie auch getan. Sie haben in den westlichen Provinzen mit Vorliebe nationalliberale Abgeordnete gewählt. Wenn das ein Konspirieren mit dem Umsturz ist, dann habe ich nichts dagegen."

Es versteht sich, daß diese Bemerkung große Heiterkeit auslöste.

Einen eigentümlichen Bundesgenossen fand Stumm in dem Oberhofmeister von Mirbach. Die Abneigung gegen Stoecker führte beide in die gleichen Bahnen. Schon 1897 beginnen die öffentlichen Angriffe Mirbachs auf Stoecker. Es kann zugegeben werden, daß zu diesen Angriffen die Kritik des „Systems Mirbach" in den christlich-sozialen Blättern Anlaß gegeben haben mag. Aber einesteils stand Stoecker diesen Angriffen nicht nur gänzlich fern, sondern mißbilligte auch ihre Form. Und andernteils kann auch der schärfste Angriff eine Abwehr, wie Herr von Mirbach sie übte, nicht rechtfertigen. Schon der Ort, wo der erste Angriff erschien, ist erstaunlich: er wurde einem

von Herrn von Mirbach verfaßten Prachtwerk über die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche einverleibt.

Da werden (S. III) „traurige Mißtöne" beklagt, „die aus Abgründen aufstiegen, in welchen finstere Mächte ihr freventliches Spiel treiben" und es wird ganz im Sinne Stumms hinzugefügt: „Gegen diese Mächte ist Milde und Nachgeben ein Fehler, sie müssen mit Energie unterdrückt werden." Dann wird es als „fast noch betrübender" bezeichnet, „daß die wütenden Ausbrüche zu nicht geringem Teil die Ernte von dem waren, was jahrelang ein Teil der christlich-sozialen Partei und ihre Presse ausgesät hatten. Der Grund dazu lag darin, daß sich von dem für Berlin sich immer schädlicher gestalteten Treiben dieser Partei mehr und mehr alle Besonnenen und Gemäßigten still zurückzogen und ohne diese Partei, in versöhnlicher, alle Kreise und Stände umfassenden Liebesarbeit große Erfolge erzielten". Worin diese Erfolge bestanden, wird nicht gesagt. — „Dabei führen diese Gegner christliche Liebe, Königstreue und Vaterlandsliebe im Munde und verwirren viele patriotisch und kirchlich Gesinnte; sie schrecken nicht davor zurück, selbst das Königshaus anzutasten und nennen Streber, Schmeichler, Byzantiner jeden, welcher treu zu seinem Königshause steht." Wer solche Behauptungen aufgestellt und wo es geschehen sein soll, wird leider wiederum verschwiegen. Die Beschreibung der Christlich-Sozialen ist aber noch nicht am Ende. Nachdem Herr von Mirbach die Obrigkeit noch einmal daran erinnert hat, daß sie das Schwert nicht umsonst trägt, und sie ersucht hat, „die altheidnischen (?), wächsernen Gesetzesparagraphen, welche das Recht verkümmern und einschränken, das Unrecht entschuldigen und schützen, brauchbar zu machen zu gerechter, energischer Handhabe" — alles in einem Prachtband über die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche — fährt er fort: „Möge sich das altpreußische „Vorwärts mit Gott" wieder in Flammenschrift in unsere Herzen brennen... damit das immer dreister sich erhebende, gefahrdrohende, moderne Ungeheuer, „das Vorwärts mit dem Teufel", ehe es zu spät ist, bekämpft und vernichtet werde."

Wenn aber diese schöne Beschreibung der Christlich-Sozialen ohne persönliche Spitze bleibt, so wird das Persönliche

hinzugefügt in dem gleichzeitig ausgegebenen Jahresbericht des Evangelischen Kirchenbauvereins für 1896/97, den der „Reichsbote" am 2. Mai 1897 zum Abdruck brachte. Da heißt es:

„Ein treuer Förderer unserer kirchlichen Angelegenheiten, seit vielen Jahren ist im Magistrat ein bescheidener, frommer, jüdischer Stadtrat. Vor kurzem spendete ein Jude eine sehr große Gabe, welche zum Besten für Kranken-, Waisenhäuser aller Konfessionen, für die Armenkrankenpflege, für arme Wöchnerinnen verwendet wurde und viele Sorge und Elend lindern wird. Solche Dinge sind der Ausdruck des Dankes und der Anerkennung der versöhnlichen Arbeit unserer Vereine, und es ist meine Pflicht, sie dankend zu erwähnen. . . Man will die Kirche ganz vom Staate loslösen, als ob der Staat die Kirche und den Glauben bedrohe, und als ob von äußeren Einrichtungen, welche sich mit den Zeiten doch ändern, das Seelenheil des einzelnen abhinge. Eine solche Trennung wäre für beide Teile zu beklagen und von Nachteil. Die Vertreter jener Richtungen identifizieren sich stets mit der positiven Kirche in solchem Maße, daß sie in den Fehler verfallen, diejenigen, welche ihre Ansichten nicht teilen, als gefährlich für die Kirche hinzustellen. Welche Verwirrung in kirchlichen Kreisen erzeugt wird, erkennt man, wenn kirchliche Zeitungen schreiben: Wenn man die Politik in der Kirche für falsch halte, so müsse es in Zukunft auch falsch sein, für den König und sein Haus, für die Regierung, für den Sieg des Heeres im Kriege usw. zu beten, als ob Königstreue und Patriotismus in die Kategorie der ewig wechselnden politischen Tagesfragen gehören. Es bleibt zu berücksichtigen, daß die Mehrzahl der Geistlichen, vor allem die große Menge der unerfahrenen und jungen, überhaupt nicht in der Lage ist, sich über politische und soziale Probleme, über welche sich große Staatsmänner und Gelehrte die Köpfe zerbrechen, ein so sicheres Urteil anzueignen, daß sie darüber sprechen oder gar belehren könnten. Und wenn sie es tun, so werden sie ihre Gemeinden nicht sammeln, sondern spalten. Auch ist wohl zu unterscheiden zwischen dem, was ein alter, frommer, welterfahrener Geistlicher sagen kann, und dem, was ein junger, unreifer Heißsporn sagen darf. Die Wirksamkeit eines treuen Geistlichen in seinem kirchlichen Amt füllt eine volle Manneskraft aus und schließt so viele Dinge, wie Königstreue, Vaterlandsliebe, Gehorsam gegen die Obrigkeit in sich, daß, wenn er diese Pflichten ganz erfüllt, er zu politischer Tätigkeit keine Zeit übrig hat, und daß er sich davon fernhält, gewährt ihm den großen Vorzug, alle Parteien zu versöhnlichem christlichen Leben und Wirken vereinigen zu können."

Es folgt dann eine Belehrung der Geistlichen über die Sozialdemokratie, die keinen „berechtigten Kern" habe. „Wenn das christliche Männer und Geistliche entschuldigen und den Balken im Auge der Sozialdemokratie nicht sehen oder sehen wollen, dafür war das bekannte Telegramm des Kaisers, des obersten Schirmherrn unserer Kirche, das richtige Wort, das gegen dieses demagogische Treiben in der Kirche den Nagel auf den Kopf traf."

Durch diesen schönen avis au lecteur erklären sich dann wenigstens einigermaßen die voraufgegangenen Ausführungen des Herrn Oberhofmeisters, der sich anmaßte, andere zu belehren, ohne selbst auch nur begriffen zu haben, um was es sich bei der Verselbständigung der Staatskirchen handelte.

Der ganze Bericht war selbst den konservativen Blättern zu arg. Der „Reichsbote", der sich damals schon von Stoecker völlig losgesagt und Herrn von Mirbach gegen ungerechte Angriffe oft verteidigt hatte, schrieb nun:

„Wir möchten wünschen, daß der Kirchbauverein seinen Jahresbericht nicht über Dinge ausdehnt, die offenbar nicht zu seiner Tätigkeit und Kompetenz gehören, wie die Teilnahme der Geistlichen am politischen Leben, ihre Amtspflichten, die Beurteilung der Sozialdemokratie und das Kaiser-Telegramm an den Freiherrn von Stumm. So sehr wir auch manches von dem, was hier in dem Bericht gesagt wird, für zutreffend halten und ihm zustimmen, so ist doch anderes, was hier ausgeführt wird, sehr diskutabel oder unzutreffend. Jedenfalls haben die Geistlichen Recht wie Pflicht, sich über das Maß und die Art ihres Eingreifens in die öffentlichen Angelegenheiten, durch welche auch ihre kirchliche Tätigkeit und das sittliche und religiöse Leben des Volkes berührt wird, wie über die Aufgabe der Kirche überhaupt, selbst ein Urteil zu bilden und Weisungen ihrer kirchlichen Vorgesetzten entgegenzunehmen. Mag von einzelnen Geistlichen hier gefehlt worden sein, so gilt das doch von der großen Mehrheit nicht und eine solche Kritik, zumal sie noch dazu vorzugsweise doch an die Adresse der positiven Geistlichen gerichtet ist, dürfte schwerlich imstande sein, dort die Sympathie für die gute edle Sache des Kirchbauvereins zu vermehren. Ueber das Kaisertelegramm haben sich nicht bloß positive Männer kritisch geäußert, sondern noch viel mehr ist das auf der Linken und in der Mitte geschehen, obgleich man es dort mit einer gewissen Schadenfreude betrachtet hat. Man hat darüber auf allen Seiten seine feststehende Ansicht, wozu also an dieser Stelle — im Jahresbericht des Kirchbauvereins — die Debatte darüber wieder eröffnen? Wir würden es sehr bedauern, wenn durch solche nicht zur Sache des Kirchbauvereins gehörige Auseinandersetzungen das schöne Werk desselben geschädigt würde."

Dabei waren nicht einmal die sachlichen Angaben des Jahresberichts einwandfrei, sondern ebenso wie das erwähnte Prachtwerk vor allem darauf bedacht, nur den Namen nicht zu nennen, der doch an der Spitze jedes Berichtes über Berliner Kirchenbauten genannt werden sollte, den Namen Stoeckers. Stoecker war es gewesen, der schon zu einer Zeit, als am Hof noch niemand an Kirchenbauten dachte, seinen Amtsbruder Kögel aufrief, diese Sache in die Hand zu nehmen und den Hof dafür zu erwärmen. Kögel wollte tatsächlich die Sache angreifen, war in der Idee mit Stoecker auch völlig einig. Aber in seinem Charakter lag mehr die vorsichtige Zurückhaltung, als die energische Initiative. So blieb alles beim Alten. Erst Stoecker gelang es, einerseits den Hof des Prinzen Wilhelm für den Kirchenbau zu interessieren, und andererseits die zweite Hauptinstanz für Bewilligung von Mitteln, die Stadtsynode durch seine kirchliche Werbearbeit und ohne Zweifel auch durch „die Evan-

gelisation im großen" seiner politischen Arbeit, so umzugestalten, daß sie willig wurde zu positiven Leistungen. Alles dies wurde in den Publikationen Mirbachs weise verschwiegen, dagegen eine Legendenbildung begonnen, die den Tatsachen nicht entsprach.

In dem an die Zeitungen versandten Bericht von 1897 heißt es:

„Und nun der dritte große Verein, der ausschließlich dem Freiherrn von Mirbach alle seine Erfolge verdankt: der Evangelische Kirchenbauverein in Berlin. Es ist eine in der Kirchengeschichte einzig dastehende Tatsache, daß in 15 Jahren in der Reichshauptstadt und ihren Vororten 56 neue Gotteshäuser entstanden und dafür über 32 Millionen Mark aufgebracht worden sind. An dieser Summe ist der Kirchenbauverein allein mit 12 Millionen beteiligt, die Freiherr von Mirbach in eigener mühevoller Arbeit gesammelt hat. Wie es ihm gelungen ist, immer neue Quellen flüssig zu machen, zeigt die Herkunft dieser großen Mittel. Es sind nämlich, in runden Zahlen, aufgebracht durch:

Gnadengeschenke S. M. des Kaisers	2 226 000 M.
Geschenke der Königl. Familie . .	940 000 „
Berliner Stadtsynode	470 000 „
Die Stadt Berlin (einschl. Plätze) .	437 000 „
Fiskus	560 000 „
Kirchengemeinden	1 196 000 „
Kreisverbände und polit. Gemeinden	157 000 „
Einzelne Geber	6 208 000 „

Als ein besonderes Verdienst ist es dabei Freiherrn von Mirbach anzurechnen, daß er namentlich die Kreise zu großen Opfern willig gemacht hat, die, mit irdischen Gütern reich gesegnet, bis dahin das Geben nicht gewohnt waren."

Zu diesen Ziffern bemerkte die „Reformation":

„Diese ganze Darstellung erweckt eine durchaus falsche Vorstellung. Zunächst muß jedermann denken, daß der Kirchenbauverein bei diesen 56 Gotteshäusern überall mitgeholfen oder wohl gar die Anregung dazu gegeben hat. Nun steht es aber in Wahrheit so, daß mehr als 10 neue Kirchenbauten Berlins in den Behörden bereits bearbeitet wurden, ehe der Kirchenbauverein entstand. Es ist nicht der Kirchenbauverein, der dazu die Initiative gegeben hat, sondern die durch die positive Majorität in der Stadtsynode geschaffene kirchliche Lage. Auch der (von Stoecker begründete. Verf.) Kapellenverein hatte schon vorher Hand ans Werk gelegt. Die von ihm gebaute Friedenskirche, die im Jahre 1890 eingeweiht wurde, ist überhaupt die erste Gemeindekirche, die in jenen 15 Jahren vollendet wurde. Warum werden diese Dinge immer verschwiegen?

Dann allerdings hat Freiherr von Mirbach mit unvergleichlicher Energie und großem Erfolg in den Kirchenbau Berlins eingegriffen und vor allem die drei großen Gedächtniskirchen gebaut. Man braucht seine Verdienste nicht zu vergrößern; sie sind sicherlich sehr groß.

Wenn aber 56 neue Gotteshäuser in und um Berlin als Früchte dieser ganzen Bauzeit genannt werden, so gibt dies wiederum ein falsches Bild. Der Kirchenzettel von Berlin, einschließlich Charlottenburg und Schöneberg, weist gegen die Zeit vor 1890 nicht mehr als 20 neue Gemeindekirchen auf.

darunter die Christuskirche, die schon vorher bestand, und eine neue Garnisonkirche. Will man die Stadtmissionskirche noch dazu rechnen, die aber doch kein öffentliches Gotteshaus ist und mit dem Kirchenbauverein gar nichts zu tun hat, so sind es 21. Die übrigen von den 56 gehören nicht zu dem engeren Kirchenkreise Berlin oder sind Anstaltskirchen, die man mit diesen 20 nicht zusammen nennen sollte. Einige Gotteshäuser in den Vororten dienen allerdings einer Bevölkerung, die man mit Berlin zusammenrechnen muß. Durch die Zahl 50 resp. 56 wird aber im Lande und in Berlin selbst die Meinung hervorgerufen, die Hauptstadt sei überreich mit Kirchen versehen. Die richtige Zahl 20 würde von vornherein klarstellen, daß Berlin noch immer überaus arm an Kirchen ist. Die Zahlen 50 und 56 schaden sowohl der Erkenntnis des vorhandenen Notstandes, wie dem Gefühl der Verpflichtung, das kirchliche Bedürfnis Berlins allmählich zu befriedigen. Die Dinge sind doch zu ernst, um eine kirchliche Mythologie daran zu knüpfen ad majorem gloriam der Menschen, nicht dei. Eine Darstellung des wahren Sachverhaltes gehört zu den dringendsten Aufgaben der Berliner Kirchengeschichte."

Es ist hier unter den Instanzen, welche dem Kirchenbau dienten, auch der „Kapellenverein" genannt worden. Und er verdient mit Recht Erwähnung, teils insofern er der erste Verein war, der in Berlin aus freien Liebesgaben eine Kirche, die 250 000 Mark kostete, erbaute und bezahlte; teils insofern es nur junge Mädchen der besseren Stände waren, denen Stoecker die kirchliche Verwahrlosung Berlins aufs Herz gelegt und ins Gewissen geschoben hatte.

Ueber die Gründung dieses Vereins berichtet Fräulein Bertha von Kröcher in einem kleinen, vor kurzem erschienenen Jubiläumsheft (1885—1910) folgendes:

„Der Kapellen-Verein wurde im Jahre 1885 gegründet. Es war aber schon im Jahre 1879 an einem bitterkalten Januartage, da hörten etwa sechs junge Mädchen in der kleinen durchkälteten Dorfkirche von Vollenschier Hofprediger Stoecker predigen. Er, dessen Rede so mächtig wirkte, ließ unter dem Feuer seines Wortes nicht nur das äußere Gefühl der Kälte vergessen, es zerschmolz nicht nur das Eis der Gleichgültigkeit, in das die Versammelten sich einhüllten, sondern seine Worte ließen sogleich einen blühenden Frühlingsgarten in den Herzen seiner Zuhörer entstehen. Er schilderte die große Kirchennot Berlins, wie das Volk, das soeben herrliche Siege erlebte, unterging in bodenlosem Leichtsinn, verführt von Judentum und Sozialdemokratie und wie alle, die noch Gottes Gebote achteten, mit daran schuld seien an dem rastlos zunehmenden Verfall.

Seine Worte hatten bei einigen jungen Mädchen ein helles Feuer der Begeisterung entzündet. Sie reichten sich nachher die Hände zu einem Bunde, um dieser Kirchennot abzuhelfen. Sie sagten niemand etwas von ihrer Absicht, baten auch nicht um Geld, sondern fingen ganz allein in der Stille an, dafür zu arbeiten. Es war ein glühender Eifer über sie gekommen. Sie strickten seidene Strümpfe, malten, stickten, sammelten Briefmarken, keiner ihrer Verwandten war vor ihren Angeboten sicher. Sie hatten aber Glück damit,

vielleicht gefielen auch die Erzeugnisse ihres Fleißes. — Kurz, nach wenigen Monaten hatten sie 800 M. erworben. Sie wagten nicht, Hofprediger Stoecker, der ihnen zu sehr imponierte, davon zu erzählen. Sie vertrauten das Geheimnis ihres Schatzes dem damaligen Stadtmissions-Inspektor Pastor Adolf Hoffmann an. Dieser meinte, zu einer Kirche würden sie es doch nicht bringen, sie sollten lieber ein Harmonium kaufen, das sehr notwendig in einem Stadtmissionssaal gebraucht würde. Das war nun zwar nicht so ganz ihrem Ideal entsprechend, aber sie entschlossen sich doch dazu, fingen aber sofort wieder an, weiter zu arbeiten. Als sie zum zweitenmal 900 Mark erworben hatten, faßten sie sich ein Herz und zogen Hofprediger Stoecker ins Vertrauen. Der wollte es zuerst gar nicht glauben, daß solch ein Anfang in aller Stille ohne sein Wissen gemacht sei. Dann aber war er voller Freude und rief: „Da müssen Sie alle Ihre Freundinnen auffordern, Ihrem Bunde beizutreten." Das war wieder gar nicht im Sinne des kleinen Bundes, sie hatten keine Lust, einen Verein zu gründen. Aber bald waren sie besiegt, und nun ging es mit Feuereifer ans Werben neuer Mitglieder. Der Gedanke, daß junge Mädchen dieser großen, berüchtigten Kirchennot, vor der Fürsten und Generalsuperintendenten schaudernd sich abwandten, zu Leibe gehen wollten, war damals unerhört kühn. Noch war sie ja nicht gekommen, die Zeit, wo Frauen in die Oeffentlichkeit traten. Man kann es wirklich behaupten: Hofprediger Stoecker hat damals mit der Gründung des Kapellenvereins nicht nur den Grundstein zur Beseitigung der Kirchennot gelegt, sondern auch den ersten Anstoß gegeben zur Beteiligung der christlichen Frau im öffentlichen Leben und speziell am Leben der Kirche. So wurde der Kapellen-Verein gegründet am 10. März 1885.

Unser Aufruf, viel besprochen, ein wenig bespöttelt, aber sehr erfolgreich, rief hinaus ins deutsche Vaterland, mit einem vielleicht etwas naiven Pathos: „Es lebt noch eine Kraft in unserm Land und Volk, wir meinen die jungen Mädchen." — —

Und es kamen viele, wir waren Mode geworden, der Gedanke war neu, daß junge Mädchen sich verantwortlich fühlen einem großen allgemeinen Notstand gegenüber. Man verglich uns mit den elftausend Jungfrauen der heiligen Ursula, die auch für die Not ihrer Vaterstadt aufstanden. Freilich, diese ersehnte Zahl erreichten wir nie, höher wie auf 3500 wuchs die Zahl unserer Mitglieder nicht."

Die Grundsteinlegung der ersten Kirche fand 1888 statt, die Einweihung 1891. Natürlich hätte es sehr nahe gelegen, Stoecker die Festpredigt zu übertragen, da er es doch war, dem man die Kirche zu verdanken hatte. Aber die Erbauerinnen wünschten doch auch die Anwesenheit des Hofes. Und es stellte sich heraus, daß man das Erscheinen des Kaiserpaares in einer Stoeckerschen Predigt für ausgeschlossen hielt. So wurde die Predigt dem designierten Pfarrer der Gemeinde, dem Superintendenten Krückeberg, Stoeckers treuem Freunde, übertragen. Und dieser wußte dann die Ansprache so zu gestalten, daß Stoecker zu seinem Recht kam und doch auch der Kaiser, der

mit großem Gefolge erschienen war, nicht verletzt wurde. Stoecker nahm an der Feier teil, aber nur als Hörer.

Bei der Feier der zehnjährigen Kirchweihe, an der auch viele Kapellenvereinsmitglieder teilnahmen — 1901 — hat Stoecker dann die Festpredigt gehalten. Inzwischen war die Friedensgemeinde selbständig geworden, hatte drei Geistliche und nach langen, schweren Kämpfen eine tapfere, treupositive Vertretung. Viele Jahre hindurch hat Stoecker die Gemeinde auf der Stadtsynode vertreten.

Der Oberhofmeister von Mirbach hat später, speziell 1904, schwere Zeiten erlebt, und ist das Objekt mancher Enthüllungen geworden, in deren Folge auch der Kaiser geglaubt hat, ihn von gewissen amtlichen Funktionen entheben zu müssen. Aber durch Belassung in seiner Hofstellung ist bekundet worden, daß man an seinen guten Absichten nicht gezweifelt. Dieses Urteil ist auch mit einiger Einschränkung stets das Urteil Stoeckers geblieben. Er war sich natürlich ganz klar darüber, daß ein Mann, der schon solche bitteren Feindseligkeiten, wie mitgeteilt, gegen ihn drucken ließ, jedenfalls wohl im persönlichen Verkehr noch viel weniger ein Blatt vor den Mund genommen und sein Möglichstes getan haben wird, auch die höchsten Stellen gegen Stoecker einzunehmen. Aber Stoecker hatte die Gabe, gerecht auch gegen seine Feinde zu sein. Selbst in der Zeit, als alles Herrn von Mirbach verurteilte, machte Stoecker doch immer die bona fides des Angegriffenen geltend und hat auch die vom Standpunkt der Kollektiertechnik aus wirklich großartigen Leistungen bewundert. Dabei versteht es sich, daß Stoecker vom evangelischen Standpunkt aus, dem an jeder Tat die Gesinnung das Maßgebende ist, recht viele für den Kirchenbau gespendete Gaben nicht als Gott wohlgefällige Opfer ansehen konnte. In seinem Nachlaß finden sich Briefe, die ihm von Kommerzienräten und anderen reichen Leuten zugingen, und das „System" so klar beleuchteten, daß Zweifel über gewisse Vorgänge nicht möglich sind. Gebrauch von diesen Briefen hat er nicht gemacht, obschon der Inhalt zum Teil pikant genug ist. Stoecker hielt fest, daß vieles, was an zweiter und dritter Stelle vorgekommen, nicht in der ursprünglichen Absicht des Herrn von

Mirbach gelegen haben mag. Die Arglosigkeit desselben ging auch noch aus einer längeren Verteidigungsschrift hervor, wo er sogar seine Beziehungen zum „Kleinen Journal" beschönigte. Er habe diese von dem in ganz Berlin bekannten jüdischen Zyniker Leo Leipziger redigierte Zeitung für ein „regierungsfreundliches und anscheinend auch kirchlich gesinntes Blatt" gehalten.

Von der Generalsynode 1903 kam Stoecker eines Tages mit einem besonders freundlichen, schalkhaften Lächeln sehr erheitert zurück. Herr von Mirbach hatte ihm die Hand gegeben.

Der Händedruck war ein politisches Symptom. Mit 1903 ging die Aera Stumm zu Ende.

Was Stumm persönlich betrifft, so wurde er durch seinen Fanatismus schließlich den Liberalen nicht minder unleidlich wie den Konservativen. Auch am Hof hatte der täppische Mann ausgespielt. So trauerte in der politischen Welt kaum irgend jemand, als er am 8. März 1901 die Augen schloß. Das Kartenhaus seiner Gewaltherrschaft im Saarrevier brach schnell zusammen.

Es mögen hier noch einige Briefe folgen, die zu den Ereignissen des Jahres in Beziehung stehen. Besonders stark war die Flut der Zuschriften anläßlich des kaiserlichen sog. „Pastorentelegramms". Ein Amtsbruder schrieb:

„Ich kann nicht umhin, Ihnen zur kaiserlichen Depesche zu gratulieren. Sie müssen nun doch wenigstens empfinden, wie . . . weit die Kreise liefen, als Sie unter dem Jubel aller urteilsfähigen Pastoren den ersten Stein ins Wasser warfen. Das war ein kirchengeschichtlicher bedeutender Anfang, der uns Geistliche aus tiefer Verzagtheit herausriß und zu wirklichen Taten anspornte. Wenn das Ding so einfach wäre, wie Majestät meinen, so wäre die Kirche längst ein Garten Gottes wegen der vielen treuen Seelsorger. Was hemmt unsere Arbeit, wenn nicht die verkehrten Meinungen auf allen Lebensgebieten, die der Liberalismus erzeugt und die wie eine unüberwindliche Mauer das Volk von Gott trennen. In diesem Zustande ist das Recht auf öffentliche Tätigkeit des Geistlichen begründet. Wer das nicht begreift, . . . Ich bin ein vielgehörter und emsig gesuchter Seelsorger gewesen. Aber ich gestehe Ihnen offen, daß ich stets im Gewissen den Vorwurf empfand, zu selten von den Feinden der Kirche zu reden. Allenthalben widersprochen zu werden, — das ertragen meine Nerven nicht! Und nun sollte ich nicht jauchzen, wenn einmal ein Kraftmensch auftritt und redet aus dem Vollen! Liberal oder orthodox — jeder Geistliche sollte neidlos Ihren herrlichen Beruf anerkennen. Gott erhalte Ihnen das famose dicke Fell und erfülle seine Verheißung, daß es am Abend licht sein soll."

Ein anderer Geistlicher meint zum Kaisertelegramm, daß es ein eigentümlicher Dank sei für hingebende Arbeit im Dienst von Thron und Altar.

„Aber bleiben Sie getrost und guten Mutes: Die Ideen, die Sie angeregt und neu belebt haben, werden sich durchringen, denn den Geist kann niemand dämpfen. Die sozialen Botschaften vom Thron verdanken ihren ideellen Ursprung Ihrer Tätigkeit und werden bleiben, so gewiß das Andenken an den frommen Kaiser Wilhelm I. bleiben wird. Die Berliner Kirchennot wird beseitigt, auf die hingewiesen zu haben Ihr Verdienst ist. Die uralte, aber in Vergessenheit geratene Idee, daß das Evangelium sauerteigartig alle Verhältnisse unseres Lebens durchdringen soll und sich nicht bloß auf Kanzel, Sakristei und Kämmerlein beschränken darf, ist von Ihnen wieder auf den Leuchter gestellt und wird leuchten, auch wenn es manchen recht unbequem sein sollte. Sie haben Schule gemacht nicht bloß unter den Theologen, sondern, was mehr wert ist, auch unter den gebildeten Laien und haben wieder erinnert an das allgemeine Priestertum der evangelischen Christen. Darum: Verzage nicht, du Häuflein klein! Per crucem ad lucem!"

Ein anderer Pfarrer:

„Ich kann es nicht unterlassen, Ihnen in dieser Zeit, wo Ihnen aufs neue großer Schmerz auferlegt worden ist, ein Wort herzlicher Verehrung und dankbarer Liebe zuzurufen für alles, was Sie für unsere teure Kirche und das Wohl unseres Volkes getan und gelitten haben, fortdauernd tun und leiden. Wie groß muß der Mann sein, gegen den, obwohl er ein schlichter Bürger ist, der materiell mächtigste Mann der Erde persönlich in die Schranken tritt, mit welchem die kaiserliche Majestät selber eine Lanze brechen zu müssen glaubt. „Unser Lanzenbrecher", wie der alte Kaiser Sie nannte. Selbst dem Fürsten Bismarck ist, in der Zeit seiner auffallendsten Ungnade, die Ehre einer so persönlichen Gegnerschaft nicht widerfahren. Ein sehr nüchterner, ruhiger Amtsbruder (der nicht etwa Leser des „Volk", vielmehr des „Reichsboten" ist) sagte mir erst heut: „Haben Sie St.'s Entgegnung gelesen? Imponierend in ihrer ruhigen Schlichtheit!"

An das gewiß unparteiische Urteil über Sie, welches vor länger als einem Jahrzehnt der Verfasser des alsbald verbotenen Buches „La Société de Berlin" fällte, darf ich vielleicht erinnern, da es aus der Feder eines offenbar unchristlichen Mannes stammt: „Eine jener Erscheinungen, in welchen sich die ganze Seele einer Nation verkörpert; einer der vornehmsten Geister Deutschlands; ein Mann, der die Gefahr begriffen hat, in der sein Vaterland schwebt; der unfähig ist, mit seinem Gewissen zu transigieren; starr bis zur Erhabenheit, hat er mit antiker Ruhe die zahllosen Angriffe erduldet und den Haß mit stolzer Verachtung erwidert. Wenn einst die Geschichte . . . geschrieben wird, wird Stoecker nicht fehlen dürfen." Aber lassen Sie mich ein besseres Zitat hinzufügen. Das Exaudi-Evangelium sagt: „Sie werden euch in den Bann tun", und verschweigt uns auch den Grund nicht. Ich hoffe, daß gerade diese grundsätzliche Zuspitzung der Gegensätze dazu dienen wird, durch Gottes Gnade, daß die Freiheit der Kirche, für die Sie stets so mannhaft eingetreten sind, merklich gefördert werde. Gott lasse Sie noch lange nicht „endigen", sondern setze Sie bis ins höchste Alter zum reichen Segen für unsere teure Kirche, für Kaiser und Vaterland!"

Ein Fabrikant aus Kassel:

„Schon oft, wenn die Meute immer von neuem hinter ihnen hetzte, hat es mich gedrängt, Ihnen meine Hochachtung auszudrücken. Es blieb aber bei dem stillen Danke. Jetzt, anläßlich der Veröffentlichung des Kaisertelegramms aber, da muß ich Ihnen sagen, daß es außer mir Tausende und Abertausende gibt, die christlich-sozial nicht für Unsinn halten und die mit mir tief bedauern, daß solch ein Wort vom Throne herab gesprochen werden konnte. Verzagen Sie nicht! Sie werden von vielen auf betendem Herzen getragen."

Ein livländischer Edelmann erinnert Stoecker an alte, doch unvergessene Beziehungen."

„Meine Fürbitte zu Gott geht dahin, er wolle Ihnen die Gnade des Geistes und der Kraft verleihen, zu erweisen, daß Sie nicht geendet haben, sondern nun erst recht anfangen."

Ein katholischer Edelmann:

„Unbeschadet meines religiösen Standpunktes als Katholik drängt es mich, Ihnen in christlich-sozialer Beziehung meine Sympathie auszudrücken. Ich bin überzeugt, daß anläßlich des neuesten königlichen Diktums oder vielmehr Interdiktums die Gefühle von gar vielen für Sie sind, wenn sie sich auch nicht alle die Mühe nehmen, es Ihnen mitzuteilen."

Ein ehrlicher Liberaler:

„Obgleich Ihrer Richtung nicht angehörend, fühle ich mich doch innerlich gedrungen, Ihnen meine vollste Anerkennung und Zustimmung für Ihre Rede am 16. Mai auszusprechen. Gott schenke unserer Kirche mehr Männer, wie Sie es sind; wir brauchen sie notwendig."

Endlich Hans von Wolzogen aus Bayreuth:

„Sagt Goethe einmal: „Vernunft haben eigentlich einzig die Frommen", so möchte ich dies schöne Wort modern-politisch spezialisieren: „Vernünftig ist doch eigentlich nur das Christlich-Soziale." Insofern hat freilich auch derjenige recht, der das einzig Vernünftige einen „Unsinn" nennt, als es gewiß viel mehr Sinn hat, wie in der beschränkten Bedeutung einer rein-politischen oder gar parlamentarischen Parteistätte. Es ist ein Unsinn, das Christlich-Soziale lediglich als eine Partei neben den anderen, wie Freisinnige Volkspartei und Freikonservative, zu betrachten: es ist vielmehr eine große, reformatorische Kulturkraft; und nur der elende Zwang der Zeit, die sich nicht anders als in parteipolitischen Ketten und Schranken regen zu können weiß, zwingt auch jene edle Kraft zum Gebrauch der vielmißbrauchten Mittel."

Aus den Bergen von anerkennenden und zustimmenden Briefen konnten natürlich nur wenige mitgeteilt werden. Tatsächlich war Stoeckers Volkstümlichkeit gegen Ende des Jahres eher im Wachsen als im Abnehmen — zum schweren Kummer seiner Feinde.

Sehr ärgerlich schrieb am 26. November die „Vossische Zeitung":

„Stoecker hat noch einen geradezu unglaublichen Anhang, und nicht nur unter der unteren Bevölkerung, sondern hauptsächlich unter der christlich-positiven

Aristokratie. Seine Kirche ist Sonntag für Sonntag überfüllt, und zwar von einer Gemeinde, die sich hauptsächlich aus den oberen Zehntausenden rekrutiert. Persönlichkeiten wie der Hausminister v. Wedel, General v. Strubberg, Prinz zu Salm-Horstmar, General v. Rauch, Ministerpräsident Graf Eulenburg, Generalmajor v. Kotze u. a. sind seine sonntäglichen, fast regelmäßigen Zuhörer. Am vergangenen Bußtage waren sogar Prinz Max von Baden und der Herzog Joh. Albrecht von Mecklenburg-Schwerin erschienen, und ersterer — ein Prinz von Baden, und zwar der mutmaßliche einstige Thronerbe — nahm aus Stoeckers Hand das heilige Abendmahl. Daß Stoecker aber nach wie vor persona grata der Hofgesellschaft ist, beweist zur Evidenz der Umstand, daß sich am Freitag und Sonnabendabend in dem sogenannten Stadtmissionsbasare die Gesellschaft von Berlin Rendezvous gegeben hat und Stoecker der gefeierte Mittelpunkt war."

Aber nicht nur unter den oberen Zehntausend hatte Stoecker Freunde, sondern erst recht unter den kleinen Leuten. Ueber das Vertrauen, das er hier genoß, ließen sich manche freundliche Züge berichten. Nur ein kleines Erlebnis sei erwähnt, das Stoecker sehr erheiterte: Am Sonntagmorgen besteigt eine Dame mit Gesangbuch den Straßenbahnwagen, der zur Stadtmissionskirche führt. Als sie zahlen soll, bemerkt sie, daß sie ihr Portemonnaie daheim vergessen, und will den Wagen wieder verlassen. Da wehrt ihr der Schaffner mit der Frage: „Wollen Sie zu Stoeckern in die Kirche?" Und auf das „Ja" übergibt er ihr unentgeltlich einen Fahrschein. Aber damit nicht genug, erscheint er binnen kurzem wieder mit der Frage: „Wie wird denn det nu aber mit 'n Klingelbeutel?" Und wohl oder übel muß die Dame noch 10 Pfennig bar für die Kollekte von ihm annehmen. Der Mann hatte seinem Dank Ausdruck geben wollen für oft erhaltene „Stoecker-Predigten".

Sehr hoch gingen auch in einigen Jahren die Wellen der Popularität im Wahlkreis Siegen. „Das ist nun" — schreibt Stoecker gelegentlich von dort an die Gattin — „der letzte Tag des Wahlkampfes; morgen ist die Entscheidung, die nach der Meinung und Hoffnung der Freunde gut ausfallen wird und uns vielleicht einen sofortigen Sieg bringt. Es ist hier, besonders im Kreis Siegen, eine große Stimmung. Die Versammlungen sind über alles Maß lebendig für die christlich-soziale Sache, und die einzelnen von wundervollem Eifer beseelt. Das ganze Straßenleben ist von der Wahl beherrscht. Denn beim Vorüberfahren rufen die Alten und die Kinder: Stoecker hoch! Die Frauen stehen an den Fenstern und winken oder truppweise

auf den Straßen und grüßen. Gestern abend sagte ein Arbeiter, sie hätten die Pferde ausspannen und mich ziehen wollen. Gott sei Dank, daß es nicht geschehen ist. Aber es ist wirklich der höchste Grad volkstümlicher Begeisterung. Die hohe Wonne ganz, Liebling des Volks zu sein, fühle ich hier weit mehr als die Empfindung, bekämpft und gehaßt zu sein. Das erhebt und demütigt."

Neben der oben zitierten sauersüßen Anerkennung verbreitete die „Vossische" noch die richtige Notiz, daß auch die Prinzen Alexander und Albrecht zu Stoeckers Gönnern gehörten, und die falsche, daß sie im versöhnlichen Sinne am Kaiserhofe tätig seien, was sie aber schwerlich jemals gewesen sind.

Alles in allem kann man über die Aera Stumm, insoweit sie Stoecker persönlich betrifft, das Wort als Ueberschrift setzen, das der edle Pfarrer D. Friedrich von Bodelschwingh seinem im Tode ihm vorangegangenen Freunde nachgerufen hat: „Wenn ich meinen Freund jetzt beneiden wollte, so wäre es darüber, daß er vielleicht derjenige Streiter Gottes ist, der ein besonders reiches Maß von Unrecht gelitten hat, als ein unerschrockener Verkündiger der Wahrheit."

VII.

Evangelisch-sozial und kirchlich-sozial.

Auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß von 1895, der in Erfurt tagte, gehörte Stoecker noch zu den führenden Persönlichkeiten. Das erste große Referat hatte Professor Furrer-Zürich übernommen: „Die moderne Naturwissenschaft und die soziale Bewegung." Der Referent sprach formell ausgezeichnet, machte aber doch dem Entwicklungsprinzip so starke Zugeständnisse, daß man zweifeln mußte, ob dieser Standpunkt mit positivem Christentum überhaupt vereinbar sei. Unter den Entgegnenden war auch Stoecker. Seine Rede ist ein kleines Meisterstück klarer, durchsichtiger und doch urbaner Polemik. „Ein Wort" — begann er — „habe ich in dem Vortrage vermißt, das ich gerne gehört hätte, das Wort vom persönlichen Schöpfer. Und ein Wort habe ich gehört, das ich gern vermißt hätte: das Wort von den niederen Vettern." Diese Verwandtschaft ließ Stoecker höchstens im Sinn des heiligen Franziskus von Assisi gelten, der die Tiere seine Brüder und Schwestern genannt habe, aber nicht im naturwissenschaftlichen Sinne. Der biblische Schöpfungsbericht enthalte tiefe Weisheit, nicht nur religiöse, sondern auch naturwissenschaftliche. Auch im sozialen Gebiet gebe es nicht nur Naturmächte, sondern auch Persönlichkeiten. „Wenn die Anpassungsfähigkeit im sozialen Kampf dazu führt, daß die Stärksten als Auslese oben bleiben, so muß Rothschild der Allerbeste sein und nach dem Gesetz der Vererbung auch bleiben." Stoecker erklärt, daß seine Hoffnung einer friedlichen Lösung der sozialen Frage auf gottbegnadeten Persönlichkeiten, die glauben, hoffen, lieben können, beruhe, nicht auf einer gesetzmäßigen Entwicklung. Stürmischer Beifall folgte der Ansprache.

Ganz besonders bedeutsam wurde aber die Tagung in Erfurt dadurch, daß man (trotz einem Protest des Prof. v. Nathusius, der dann aus dem Kongreß austrat), zu einem Referat über die Frauenfrage eine Frau gerufen hatte, Frau Gnauck-Berlin, und daß diese Rednerin sich mit außerordentlichem Geschick ihrer Aufgabe entledigte. Korreferent war Stoecker, der seine Ansprache mit folgenden Sätzen begann:

„Ich habe das Gefühl — gewiß teilen es viele mit mir — daß für die evangelisch-soziale Bewegung eine große Stunde hinter uns liegt. Mir ist es mehr, als nur das Gefühl eines wohlgelungenen Versuchs. Ich bin wahrhaft erfreut und tief bewegt. Seit 20 Jahren habe ich die Stunde ersehnt, daß die Frauenfrage an die Tür der evangelischen Kirche klopft, daß evangelische Christen diese Frage ernsthaft behandeln, nicht bloß durch Männer, sondern auch durch Frauen. Wer das öffentliche Leben, die geistige Bewegung in Deutschland kennt, weiß, mit wieviel Spott und Widerwillen, mit wieviel Fragezeichen und Zweifeln man auf diese Frage geblickt hat. Bei der Seichtigkeit des Urteils, bei der Unkenntnis der sozialen Dinge, die auch in christlichen Kreisen so weit verbreitet ist, hat mancher gedacht: läßt man Frauen in die öffentlichen Versammlungen erst los, dann werden Weiber zu Hyänen. Und emanzipierte Hyänen gelten noch für schlimmer, als afrikanische."

Stoecker zollt dann der Frau Gnauck die größte Anerkennung und hält „die gesunde, klare, tiefe, nüchterne Erörterung" für einen ungemeinen Gewinn. Er selbst entwickelt, gewiß unter Festhaltung der christlichen Grundlage, doch ziemlich weitgehende Ideen, denen zum Teil von den Professoren Schmoller und Gierke widersprochen wird. Zustimmend spricht Harnack: „Was sich heute hier zum ersten Male abgespielt hat, hat sich so noch nicht unter uns ereignet, so lange es eine evangelische Kirche gibt."

Der Kongreß von 1895 ging in ganz besonders gehobener Stimmung auseinander. Zu denen, die am Schluß einen speziellen Dank ausgesprochen bekamen, gehörte auch Stoecker.

So hätte man glauben sollen, daß das Zusammenarbeiten der verschiedenen Richtungen auf dem Felde der Sozialpolitik, das sich bisher ohne allzu große Reibung vollzogen hatte, auch ferner möglich bleiben würde. Aber früher, als man erwartet hatte, führten die politische und kirchliche Abneigung der Liberalen gegen Stoecker und der Opportunismus einzelner, unablässig nach den maßgebenden Stellen schielender Mitglieder einen Bruch herbei. Diese Opportunisten wollten nicht kämpfen, sondern Sonnenschein von oben haben. Da aber gutes Wetter aus-

geschlossen schien, nachdem Stoecker sich von den Konservativen getrennt und das Pastorentelegramm des Kaisers ergangen war, so kamen Professor Harnack, Oekonomierat Nobbe, Landgerichtsrat Kulemann u. A. vertraulich überein, daß man Stoecker bitten wollte, das Amt des zweiten Vorsitzenden niederzulegen. Da man aber seinen großen Anhang nicht gern verlieren wollte, so wollte man versprechen, daß an seine Stelle ein positiver Geistlicher rücken, und daß er (Stoecker) 1897 das Hauptreferat bekommen solle.

In dieser Form wurde das Ansinnen durch Landgerichtsrat Kulemann vertraulich an Herrn v. Gerlach und durch diesen an Stoecker herangebracht. Stoecker erklärte, daß er sich mit seinen Freunden besprechen wolle. Diese waren einig, daß das Ansinnen unmöglich sei. Fraglich blieb nur, ob es einfach abzulehnen und das Weitere zu erwarten, oder ob sofort der Austritt zu erklären sei. Stoecker entschied sich für das letztere und wandte dem Kongreß den Rücken. Ueber die Gründe dieses Austritts schrieb damals Professor Delbrück in den von ihm redigierten „Preußischen Jahrbüchern" folgendes: „Mehrere angesehene Mitglieder waren schon immer nicht ganz zufrieden damit, daß der Kongreß nach außen viel mehr das Ansehen einer Stoeckerschen Schöpfung habe, als es in Wirklichkeit zutraf. Herr Stoecker war aber ein höchst wichtiges, ja unentbehrliches Mitglied des Kongresses, weil er durch seine Verbindung mit den Konservativen für viele konservative Mitglieder die Gewähr bot, daß der Kongreß nicht etwa unversehens in ein radikales Fahrwasser gerate oder liberale Theologie propagiere. Nachdem nun Herr Stoecker aus der konservativen Partei ausgetreten war und sich an die Spitze einer neuen Partei gestellt hatte, änderte sich dies Verhältnis. Man sagte sich, daß der Kongreß, dem alles daran lag, auch die konservative Richtung bei sich zu repräsentieren, in der öffentlichen Meinung vielfach um so mehr für demagogisch ausgegeben werden würde, eine je größere Rolle Herr Stoecker darin spielte. Man bat daher den Vorsitzenden, auf Herrn Stoecker einzuwirken, daß er freiwillig von seiner Stelle als Vizepräsident zugunsten eines seiner Gesinnungs- und Parteigenossen zurücktrete. Sachlich hätte das gar nichts zu bedeuten gehabt; nur symbolisch wäre die Firma etwas geändert

und offenbar berichtigt worden. Herr Stoecker hätte, wenn ihm das nicht einleuchtete, einfach ablehnen können. Statt dessen erklärte er seinen Austritt."

Wir haben diese Darstellung des Herrn Delbrück hergesetzt, weil sie entgegen der damals oft erhobenen Anklage, Stoecker habe durch Unverträglichkeit den Bruch herbeigeführt, den Beweis liefert, daß der Streit von seinen Gegnern vom Zaun gebrochen wurde. Stoecker war der Gründer des Kongresses und unbestritten der geistige Mittelpunkt; sozialpolitisch und theologisch beherrschte er, wie kein anderer das ganze Fragengebiet. Zugegeben, daß Harnack ein bedeutender Theologe und Historiker, so war ihm doch nach eigenem Geständnis das Sozialgebiet ein fremdes. Weiter war es doch Stoecker gewesen, der die Liberalen herangeholt und durch Takt und Unparteilichkeit die gemeinsame Arbeit möglich gemacht hatte. Ein Ansinnen, wie das Kulemannsche, durfte nie an ihn herangebracht werden.

Fast alle positiven Mitglieder des Kongresses folgten Stoecker und erklärten ihrerseits den Austritt, um dann sehr bald zu einer neuen, auf positivem Boden stehenden „Freien kirchlich-sozialen Konferenz" zusammenzutreten.

Stoecker selbst hat über die Trennung in seinem Parteibrief vom 2. September 1896 folgendes geschrieben:

„Mit dem Redaktionswechsel im „Volk" ist der Zeit nach der „kirchlich-soziale Aufruf" zusammengetroffen, der freilich rein kirchlicher Natur ist und mit der christlich-sozialen Partei nichts, gar nichts zu tun hat, aber doch seine Schatten wie sein Licht auf die gegenwärtige Lage wirft. Es ist mir unbegreiflich, daß manche Freunde an dem Aufruf und dem damit beabsichtigten Zusammenschluß Gleichgesinnter Anstoß nehmen können. Nur wer ein Freund der modernen Theologie und ein Anhänger der „Jungen" ist, kann sich darüber wundern. Nachdem Prof. D. Harnack, von dem Vorsitzenden des Evangelisch-sozialen Kongresses durch ein unbegreifliches Verhalten unterstützt, mit seinem Vorstoß mich und andere Positive aus dem Kongreß gedrängt und dadurch die Gemeinschaft der Rechten und Linken in der sozialen Arbeit dauernd gestört hat, ist für uns, die wir auf der kirchlichen Rechten stehen, eine Vereinigung durchaus notwendig. Oder sollten wir der Ritschlschen Schule und den Liberalen das soziale Feld allein überlassen? Sollte gerade D. Harnack den Ruhm haben, auf dem Kongreß, den ich begründet habe, seine und seiner Freunde Anschauungen als maßgebende widerspruchslos eingebürgert zu haben? An der sozialen Frage entscheiden sich die Geschicke der Staaten wie der Kirchen, der politischen Parteien wie der kirchlichen Richtungen. Wenn die Positiven, die schon lange dem Kongreß abhold und nach den neuesten Vorkommnissen erst recht abgeneigt sein werden, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, nicht eine eigene soziale

Stellung einnähmen, so würden sie damit die Erfüllung ihrer heiligen Pflicht und zugleich eins der wichtigsten Mittel, auf den Zeitgeist Einfluß zu gewinnen, aus der Hand geben. — Nun haben freilich einige gemeint, ich hätte das zweite Präsidium des Kongresses behalten und es auf einen Kampf darüber ankommen lassen sollen; andere, ich hätte der Sache und der Einigkeit zuliebe das Präsidium aufgeben und als ein Mitglied des Aktionskomitees weiter mitarbeiten sollen. Wie gern hätte ich das letztere getan! Aber nach meiner Auffassung war beides unmöglich; und ich danke den Parteigenossen, die in Frankfurt a. M. versammelt waren, für ihren Beschluß, der mir darin völlig zustimmt. . . . Ein Kundiger kann darüber nicht zweifelhaft sein, daß der kirchliche Gegensatz diese Männer — nicht alle ihrer Richtung, wie ich gern hervorhebe — zu ihrer Unduldsamkeit angestiftet hat. Der Liberalismus ist eben intolerant; und daß D. Harnack, der liberalste von allen Ritschlianern, zugleich der unduldsamste ist, liegt ganz in der Natur seiner Richtung. Er vor allen hätte Grund gehabt, vor seiner Türe zu kehren, anstatt seine vorgefaßten Meinungen in den Kongreß hineinzutragen und dadurch Unfrieden zu stiften. Bei mir sind es nicht kirchliche Gegensätze, die mir das soziale Zusammenarbeiten mit den Modernen verleidet haben, sondern die „gemachten Erfahrungen", wie das auch ausdrücklich in dem Aufrufe ausgesprochen ist."

Besonders schmerzlich war es für Stoecker, daß diesmal der alte Freund Wagner nicht einverstanden war, die Trennung für unnötig hielt und seine Ansichten in der „Hilfe" darlegte. Stoecker erwiderte ihm:

„Die Uebermacht und Unduldsamkeit der Linken haben die Arbeit, vermutlich auf lange hinaus, gestört. Aber nicht ihre Theologie hat es getan, sondern ihr Charakter, der freilich mit ihrer Theologie in Zusammenhang steht. Von anderen Seiten wird das bestritten. Auch Professor Adolf Wagner ist unter denen, die ausdrücklich behaupten, daß bei der Aktion gegen Stoecker die Grundsätze der „alten" und der „modernen" Theologie nicht mitspielen. Wir können diese Behauptung nur seiner Arglosigkeit in kirchenpolitischen und theologischen Angelegenheiten zuschreiben. Unseres Erachtens hat er den Punkt, um den es sich handelt, in seinem Briefe an den Herausgeber der „Hilfe" nicht richtig behandelt.

Wagner schreibt, daß man im Aktionskomitee angenommen habe, durch Stoeckers Loslösung von der konservativen Partei und die selbständige Organisation der Christlich-Sozialen habe sich seine Stellung so verschoben, daß sein Ausscheiden aus dem Präsidium des Evangelisch-sozialen Kongresses erwünscht sei. Aber daß das nur ein Vorwand ist, weiß jedermann. Warum ist denn nicht, was loyalerweise geschehen mußte, darüber im Aktionskomitee gesprochen? — Nun sagt ja auch Professor Adolf Wagner, was der Wahrheit völlig gemäß ist, daß Stoeckers Verhalten in der Angelegenheit des bekannten Briefes an v. Hammerstein und weitere damit in Verbindung stehende Dinge einigen Männern den Anstoß gegeben haben, das Verlangen des Ausscheidens aus dem Präsidium an ihn zu stellen; und er fügt hinzu, daß er die Zumutung nicht gebilligt, aber begriffen habe. Er möge uns gestatten zu bemerken, daß das die vorliegende Sache nicht trifft. Auch wir begreifen, wenn Leute, die von Politik nichts verstehen und unter dem Bann der liberalen Meinung und Mache stehen, den Brief verurteilen; wir erinnern nur daran, daß

Treitschke ihn durchaus loyal nannte. Aber was wir nicht begreifen, ist die daran geknüpfte Aktion. Soweit man unwidersprochen von der Sache erfahren hat, ist D. Harnack der Anstifter. Daß er, der wegen seiner theologischen, religiösen und sittlichen Anschauungen auf dem Kongreß zu Frankfurt öffentlich zur Kirchenbuße gerufen und von Stoecker in Schutz genommen wurde, diese Zettelung eingefädelt hat, muß auch für Wagner unbegreiflich sein. Daß von dem Vorsitzenden des Kongresses dieser Tatbestand verschwiegen und ein allgemein politischer Vorgang zum Vorwand der ganzen Intrige gemacht ist, hat gewiß etwas Unbegreifliches. Daß bei der Erörterung der Sache das Licht der Oeffentlichkeit gescheut und im Dunkeln operiert, von vornherein eine Verhandlung darüber als zwecklos abgelehnt wird, ist doch wohl ebenso unbegreiflich. Professor Adolf Wagner meint, er habe in diesem allen für Stoecker keinen Grund gefunden, sich der Zumutung zu fügen oder aus dem Kongreß zu scheiden. Aber Professor Delbrück hat offen erklärt — und wir wissen dasselbe aus anderen gleichgesinnten Kreisen —, wenn Stoecker sich nicht gefügt hätte, so würde in der Ausschußsitzung eine Kraftprobe stattgefunden haben. Da ist es doch begreiflich, daß Stoecker vorzog, eine solche Gesellschaft zu verlassen. Hatte er unredlich gehandelt, so mußte er überhaupt aus dem Kongreß scheiden. Aber ihn bei dieser Gelegenheit aus dem Präsidium verdrängen und im übrigen bei dem Kongreß halten wollen, das ist echt — liberal. Und es schmerzt uns, daß Wagner gerade bei dieser Gelegenheit, wo das Unrecht auf der anderen Seite liegt, sich auf diese Seite gestellt hat."

Auch mit Naumann setzte Stoecker sich auseinander, wenn er schrieb:

„Als Naumann mich im November 1894 bat, meinen Namen unter die Förderer seines „Blattes" zu setzen, habe ich das abgelehnt. Mancher sehr konservative Name steht in seinem Verzeichnis, der meine nicht. Als er das unsinnige Losungswort: Das Land der Masse! von Prof. v. Schulze-Gävernitz übernahm, habe ich sofort im „Volk" meine warnende Stimme erhoben. So bin ich mir bewußt, den Unbesonnenheiten der „Jungen" niemals auch nur die allergeringste Teilnahme bewiesen zu haben. Ich habe Naumann so lange als irgend möglich die persönliche Freundschaft bewahrt. Daß er in der „Zukunft" geschrieben hat, es sei schwer, über mich noch Gutes zu sagen, da so ziemlich die ganze Welt über mich in ihrem Urteil einig sei, — ich zitiere nach der Erinnerung, nicht nach dem Wortlaut —, hat mir leider bewiesen, daß sein Verhältnis zu mir ein anderes geworden ist. Und da er erklärt hat, auch er halte die Trennung des Kongresses von mir für notwendig, muß er doch selbst fühlen, daß dort und bei uns ein verschiedener Geist herrscht. Für mich war die Trennung durch die geschehene Intrige geboten; für ihn können doch nur tiefere Gründe persönlicher oder sachlicher Art bestimmend sein. — Daß der reich begabte Mann jetzt den Namen „christlich-sozial" aufgeben und den des „nationalen Sozialismus" annehmen will, ja daß er der von Professor Delbrück ausgegebenen Bezeichnung „nationale Demokratie" völlig zustimmte, ist mir und gewiß allen wahren Christlich-Sozialen lieb; so müssen doch die beständigen Verwechslungen, unter denen wir und unsere Ideen schwer gelitten haben, ein Ende nehmen."

Uebrigens wurde Stoeckers Ausscheiden aus dem Kongreß doch auch von verständigen Liberalen beklagt. Ein Professor

aus Kiel erbot sich, Stoeckers Wiedereintritt zu vermitteln. Aber dieser erwiderte ihm: „Mein teurer Herr Professor! Sie können wohl denken, wie Ihr Brief mich bewegt hat. Aber die Sache kommt zu spät. Wenn Sie wüßten, wie die Sache gelaufen ist, würden Sie es doch für mich sehr schwer finden, mich wieder anzuschließen. Damals wurde die allgemeine Hetze, der ich zum moralischen Opfer fallen sollte, auch von D. Harnack benutzt, um mich aus meiner Stellung im Kongreß zu verdrängen und dadurch vor der öffentlichen Meinung bloßzustellen. Und Oekonomierat Nobbe tat nichts, mich zu schützen. So war es für mich einfach eine Ehrensache, die Gemeinschaft des Evangelisch-sozialen Kongresses zu meiden. — Nun will ich nicht sagen, daß das ewig nachwirken müßte. Ein Christ hat ja seine Ehre nicht vor Menschen, sondern vor Gott. Und wenn ich einsehen könnte, daß die christlich-soziale Sache meinen Wiedereintritt forderte, würde ich sofort bereit sein. Aber ohne meine Freunde kann ich keinen Schritt tun. Und ich vermute, sie werden derselben Meinung sein, der ich heute noch bin, daß zunächst ein getrenntes Marschieren allein geboten ist; was ja nicht ausschließt, daß wir einander brüderlich behandeln. Wenigstens bin ich dazu immer bereit."

Weiter wurde auch auf dem Kongreß selbst ein Beschluß gefaßt: „Der Evangelisch-soziale Kongreß erkennt die großen und bleibenden Verdienste des Herrn Hofprediger Stoecker um die Begründung und Förderung der evangelisch-sozialen Bewegung in Deutschland dankbar an, bedauert in hohem Maß seinen Austritt aus dem Kongreß und hofft trotzdem auf eine weitere Gemeinschaft evangelisch-sozialen Wirkens." Ueber Motive zu urteilen, ist immer mißlich; sie entziehen sich nur allzu oft einer genauen Kenntnis, und darum auch einer zuverlässigen Kritik. Aber in diesem Falle liegt doch der Verdacht sehr nahe, daß dieser Beschluß des Kongresses nicht so sehr aus Dankbarkeit geboren ist, als vielmehr aus dem Wunsch, wenn denn schon Stoecker selbst nicht zu halten sei, wenigstens seine Anhängerschaft an den Kongreß zu fesseln. Eine andere Auffassung wird von der Broschüre „Sind politische Pastoren ein Unding?" vertreten; sie erklärt das erneute Wohlwollen des Kongresses aus der allgemeinen Mißstimmung über das „Pastorentelegramm" und

vermutet, daß Stoecker ohne das Telegramm des Kaisers „dieser Ehrung nicht teilhaftig geworden wäre".

Ein Stimmungsbild aus jener Zeit gibt der folgende Brief des Hofpredigers Braun-Stuttgart an Stoecker:

„Ueber den Kongreß werden Sie alles Wünschenswerte hören durch Herrn Geheimrat Wagner und Herrn von Gerlach. Doch möchte auch ich Ihnen ausdrücklich bezeugen, welch warme und dankbare Stimmung für Sie durchschlug sowohl im Ausschuß, wo die Macher jenes unglücklichen Vorschlags sehr klein beigaben, als in der Versammlung —, was ja sogar dem Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung" als markantester Zug auffiel. Ihr Telegramm hat sehr erfreut. Nun aber bitten wir Sie dringend, doch — zum mindesten vorerst von der Gründung eines Parallelkongresses abzusehen. Sie sind und bleiben doch der Stifter dieses Kongresses. Sie haben stets das — ja schwierige und anfechtbare — Zusammengehen mit den kirchlich weiter links Gerichteten auf diesem Kongreß vertreten, und aufgefordert, daß die Positiven an ihm zahlreicher teilnehmen und ihr Gewicht in die Wagschale werfen. Ihr Austritt ist im Grunde durch ein Mißverständnis (?) erfolgt, sofern ja der bekannte Vorschlag gar keinen offiziösen Charakter hatte, sondern der Privatgedanke einiger Herren war, zu dessen Uebermittlung an Sie freilich Nobbe voreilig und taktlos sich herbeiließ. Ihre Wiederwahl ist nach meinen Eindrücken durchaus naheliegend, wenn Sie eine solche annehmen, — aber auch wenn es Ihnen innerlich unmöglich sein sollte, direkt mit dem Kongreß, bzw. Ausschuß zusammenzuarbeiten, so glaube ich, ein Nebenkongreß, der zum Gegenkongreß würde, würde zu großer Verwirrung und Verbitterung führen und wäre für die besondere Vertretung Ihrer, bzw. unserer leitenden Gedanken nicht einmal Bedürfnis, denn Sie haben dafür Ihre christlich-sozialen Parteitage, — auch der Kongreß für Innere Mission kommt in Betracht, und auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß läßt man — schon aus Klugheit — dem rechten Flügel weiten Raum, wie dies durch die Wahl meiner Person zum Vizepräsidenten für die Kongreßtage manifestiert werden sollte. . . . Eine neue Spaltung und Spannung auf christlich-sozialem Boden — das wäre zuviel."

Diesen Gedanken hat Stoecker sich keineswegs verschlossen. Er selbst war anfänglich nicht unbedingt dafür, etwas Neues zu machen. Aber die Freunde drängten. Besonders der tatkräftige Freund Weber hielt den schnellen Zusammentritt eines positiven Kongresses für absolut notwendig. Prof. v. Nathusius trat gleichfalls warm für den Gedanken ein. Prof. Cremer erbot sich freiwillig, das erste große grundlegende Referat zu geben. Graf Solms-Laubach und viele andere stimmten freudig zu. So formulierte man denn einen Aufruf — der erste Entwurf stammt von Nathusius. Schwierigkeiten machte der Name. Aber es blieb nichts anderes übrig, als „kirchlich-sozial", da christlich-sozial und evangelisch-sozial schon feste Begriffe geworden waren. Um aber vorzubeugen, daß das Wort „kirchlich" nicht etwa im Sinn

von „hochkirchlich" verstanden würde, setzte man noch das Wort „Freie" voran. Einige Verwicklung in die Lage brachte es noch, daß gleichzeitig mit den Vorbereitungen der Konferenz der „Reichsbote" sehr lebhaft für einen allgemeinen „Kirchentag" plädierte, dem doch die damalige Zeit mit ihrer furchtbaren Zerspaltung der christlichen Kreise nicht eben günstig war.

Alle Schwierigkeiten wurden aber überwunden, obschon sie groß genug waren. Von allen Seiten regnete es Warnungen und Abmahnungen. Selbst der treue Freund Cremer, der anfangs zugestimmt hatte, wiegelte später ab. „Ich bitte Dich" — schrieb er — „laß Dich nicht von Webers sanguinischem Enthusiasmus kaptivieren. Aus Westfalen, Sachsen, Pommern habe ich nicht bloß nur abmahnende Stimmen erhalten, sondern kann Dir auch sagen, daß der Zuzug von dort minimal sein wird. Käme der Tag zustande, so würde — soviel sehe ich ganz deutlich — gerade bei Deinen Freunden der Schmerz sich fast zur Verbitterung steigern. Dagegen ganz anders, wenn die Sache aufgenommen würde von den Männern, die mit Dir die Gruppenvorstände bezw. den Vorstand der landeskirchlichen Konferenz bilden.... Weber hört die Stimmen nicht, die mir die dringendsten Abmahnungen haben zuteil werden lassen".

Stoecker hatte aber innere Freudigkeit gewonnen, vorzugehen, und ging vor. Man sammelte unter der Hand Unterschriften für den Programmentwurf. Und am 21. Juli 1896 konnte den Zeitungen eine Kundgebung mit massenhaften Unterschriften übergeben werden, darunter viele hundert Pastoren. Das Manifest hatte folgenden Wortlaut:

„Die unterzeichneten Männer aus verschiedenen Gruppen und Richtungen der rechten Seite des kirchlichen und politischen Lebens halten es gegenüber der Entwicklung des Evangelisch-sozialen Kongresses für geboten, ihre kirchlich-sozialen Ueberzeugungen klar und unmißverständlich auszusprechen: 1. Das wirtschaftliche und soziale Leben steht unter Bedingungen christlicher Sittlichkeit, die nicht vernachlässigt werden dürfen, ohne den Volksgeist auf das schwerste zu gefährden. Für das christliche und sittliche Leben liegen in den gegenwärtigen wirtschaftlich-sozialen Verhältnissen vielfache Hindernisse, deren Beseitigung von der Kirche um der Nächstenliebe willen erstrebt werden muß. Wir verwerfen die Anschauung, daß das Christentum die sozialen Zustände, die wirtschaftliche Lage des Volkes nichts angehe. 2. Die Predigt des Evangeliums und die Geltendmachung seiner Lebensmächte ist unerläßlich zur Herstellung der Grundlagen eines gesunden sozialen und wirtschaftlichen Lebens; die sittliche Pflege der sozialen und wirtschaftlichen Güter eines der notwendigen

Mittel zur Heilung des kranken Volksgeistes. Wir fordern für die Kirche nach beiden Richtungen innerhalb des ihr gegebenen Wirkungskreises freien Raum und von ihr tatkräftiges Zeugnis gegen die Versündigungen in allen Ständen, in der Sozialdemokratie wie in den Kreisen von Bildung und Besitz. 3. Nur das unverfälschte biblische Evangelium und eine kirchliche Tätigkeit, die auf dem Glauben an die Heilstatsachen ruht, wie sie in unseren Bekenntnissen bezeugt sind, kann dem Volksleben die rechten heiligenden Kräfte der Erneuerung zuführen. Nur ein soziales Wirken, das mit besonnener Anknüpfung an das geschichtlich Gewordene die Verhältnisse bessern und die Klassen versöhnen will, schließt die Möglichkeit der Hilfe in sich. Wir sehen deshalb — nach den gemachten Erfahrungen — für die kirchlich-soziale Arbeit eine Gefahr in ihrer Verbindung mit der modernen Theologie, deren Vertreter in wachsendem Maße den Evangelisch-sozialen Kongreß beherrschen und durch ihr Verhalten die Unzuträglichkeit gemeinsamer Arbeit beweisen, wie in dem agitatorischen Treiben einer Richtung, die verwerfliche Schlagworte unter die Menge wirft, den Klassenkampf schürt, Unzufriedenheit weckt und die menschlichen Leidenschaften für angebliche Zwecke des Reiches Gottes in Bewegung setzt. 4. Die ewigen Ziele der Kirche dürfen nicht zugunsten diesseitiger Zwecke zurückgestellt, die christlichen Begriffe evangelischer Freiheit und Gleichheit vor Gott nicht unmittelbar auf irdische Verhältnisse angewandt werden. Hinwiederum soll die Kirche auch in ihren Aemtern mit ihrem Zeugnis nicht bloß auf jenseitige und innerliche Verhältnisse, nicht bloß gegen den ungöttlichen Sinn und die mammonistischen Versündigungen einzelner gerichtet sein, sondern sich ebenso auf die sozialen Zustände selbst erstrecken und für deren Besserung, auch durch Recht und Gesetz ihre Stimme erheben. Wir können der römisch-katholischen Kirche nicht das alleinige Recht zum sozialen Wirken zugestehen, sondern halten die Kirche der Reformation für befähigt und verpflichtet, im Geiste der Propheten und Apostel auf das öffentliche Leben einzugehen und einzuwirken. 5. In der Mitwirkung der Kirche an der sozialen Reformarbeit sehen wir die verheißungsvolle Bürgschaft für den gedeihlichen Fortschritt des öffentlichen Lebens und die unerläßliche Bedingung gesegneter kirchlicher Arbeit. Dem Geistlichen kann es unter Umständen zur unweigerlichen Pflicht werden, persönlich in den Kampf für die sittlichen Lebensmächte einzutreten, Gleichgesinnte zu sammeln und sowohl die evangelischen Arbeitervereine wie die Werke der Inneren Mission im Sinne kirchlich-sozialer Tätigkeit zu pflegen. 6. Die heilende und erneuernde soziale Arbeit kann nicht durch die Kirche allein, sondern nur unter Mitwirkung des Staates in seinem Rechtsleben wie in seiner Verwaltung und unter dem Beistand der an der wirtschaftlichen Tätigkeit beteiligten Kreise, besonders der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, geschehen. Die Auswahl der gesetzgeberischen Mittel im einzelnen sehen wir als außerhalb der eigentümlich-kirchlichen Aufgaben liegend an. Jedoch muß jede segensreiche sozialpolitische Tätigkeit die göttlichen Grundordnungen in Ehe und Familie, Haus und Gesellschaft, Arbeit und Eigentum anerkennen und zu schirmen suchen. Insonderheit soll sie die wirtschaftliche Sicherung der abhängigen Klassen, sowie die geistige, geistliche und sittliche Hebung aller Stände im Auge haben. 7. Nur unter Wahrung und Bewährung der hier ausgesprochenen Grundsätze wird die Kirche der Reformation ihrem gottgewiesenen Berufe zum Heile unseres Volkes genügen. Wir fordern deshalb unsere Gesinnungsgenossen auf, ohne Rücksicht auf Menschengunst und Menschenfurcht, zur gemeinsamen Arbeit auf den Grundlagen des alten Väterglaubens sich

zusammenzuscharen. Es handelt sich in dem gegenwärtigen Kampf um die Güter der Reformation, um die Festhaltung der göttlichen Offenbarung gegenüber dem Abfall, um Bewahrung der Volkskirche gegenüber auflösenden Sekten und schwärmerischen Richtungen. Die evangelische Kirche muß das Salz des deutschen Lebens bleiben. Dazu helfe Gott der Herr durch die Macht seines Heiligen Geistes."

Mit dieser Kundgebung war nunmehr die „Freie kirchlich-soziale Konferenz" begründet, die später für die Sammlung der evangelisch-christlichen Arbeiter von so entscheidender Bedeutung werden sollte. Es war ein Forum geschaffen zur Behandlung aller derjenigen Fragen, in denen Staat und Kirche sich berühren, und zu ihrer Beleuchtung vom evangelisch-kirchlichen Standpunkt aus. Und nicht nur ein Forum, sondern eine Arbeitsgemeinschaft, die gewonnene Erkenntnisse auch im öffentlichen Leben praktisch geltend machen wollte, allerdings nur durch Wort und Schrift und genossenschaftliche Mittel, aber nicht durch politisches Parteiwesen. Wohl hätte der Kongreß für Innere Mission, wie Hofprediger Braun sehr richtig an Stoecker schrieb, die neuen Funktionen in sich aufnehmen können und sollen, denn der kirchlich-soziale Ideenkreis ist nur die Verlängerung der von Wichern gezogenen Richtlinien und ein Stück Innere Mission. Aber diese Erkenntnis war und ist in der etwas bureaukratisierten Inneren Mission noch nicht hinreichend durchgedrungen. Und so mußte sich das neue Stück Innere Mission zunächst gesondert von dem schon Bestehenden organisieren.

Wenn neuerdings die konservative Presse, speziell die „Kreuzzeitung", die Unhaltbarkeit des Evangelisch-sozialen Kongresses vorher gewußt haben will, und nicht ohne Pharisäismus aus der Beteiligung Stoeckers Anklagen gegen ihn bez. seine Freunde herleitet, so darf daran erinnert werden, daß zu den ersten Einberufern des Kongresses der Redakteur der „Kreuzzeitung", Dr. Kropatscheck, gehörte, und daß ein anderer Redakteur derselben Zeitung, Dr. Theodor Müller, sogar zum Sekretär des Kongresses designiert war. Es handelt sich also bei jenen vermeintlichen Prophezeiungen augenscheinlich um vaticinia post eventum.

Die erste „Freie kirchlich-soziale Konferenz" wurde nun auf den 27. und 28. April 1897 nach Kassel berufen. Den Er-

öffnungsgottesdienst übernahm Pastor Dammann-Essen. Für die Hauptversammlung waren drei Referate vorgesehen:

1. Die gefährdete Lage der Reformationskirche, auch auf sozialem Gebiet. Referent: Hofprediger a. D. Stoecker-Berlin.

2. Die Berechtigung und die Schranken der sozialen Arbeit der Kirche. Referent: Konsistorialrat Dr. juris Duncker-Dessau.

3. Die Bildung von Arbeitskommissionen zur Anregung kirchlicher Arbeit. Referent: Pfarrer Lic. Weber-M.-Gladbach.

Die Aufnahme der neuen Konferenz in der Oeffentlichkeit war eine sehr verschiedene. Die „Kreuzzeitung" faßte ihr Urteil dahin zusammen: „Für uns Konservative ist es dringend notwendig, zu erfahren, welchen positiven Endzweck der Aufruf verfolgt; gegen seinen Inhalt haben wir nichts einzuwenden. Seine Auffassung von der sozialen, das ganze Volksleben erneuernden Kraft des Christentums teilen wir durchaus." Der „Reichsbote" erklärte, die kirchlich-soziale Kundgebung finde seitens der unabhängigen konservativen Presse in der Hauptsache durchgehend die verdiente Billigung und Zustimmung. „Mit Recht freue man sich, Stoecker seine christlich-konservativen Bahnen festhalten zu sehen, nachdem die Erfahrungen mit dem Evangelisch-sozialen Kongresse und dem Naumannschen Radikalismus seine Verbindung mit der liberalisierenden Theologie endgültig zerrissen haben." Allerdings brachte der „Reichsbote" auch in derselben Nummer einen Leitartikel, der den „Evangelischen Kirchentag" empfahl. Auch hielt die relative Anerkennung nicht lange an. Anfang 1897 schrieb dasselbe Blatt:

„Wir haben im vorigen Sommer schon erklärt, daß wir eine solche spezifisch-soziale kirchliche Konferenz als Seitenstück zum Evangelisch-sozialen Kongreß nicht gutheißen können, weil zu fürchten ist, daß dann die Kirche für die Fehler, welche etwa gemacht werden — und solche werden auf dem Kirchlich-sozialen Kongreß so wenig ausbleiben, wie auf dem Evangelisch-sozialen — verantwortlich gemacht wird; das kann die Kirche nicht tragen. Wir hatten damals die Gründung einer lediglich für die Arbeiten und Aufgaben der Kirche bestimmten Versammlung — Kirchentag oder wie man sie sonst nennen möchte — auf den Namen kommt es uns nicht an — vorgeschlagen, auf der u. a. auch die kirchlichen, d. h. die christlich-sittlichen Gesichtspunkte für die sozialen Verhältnisse resp. ihre Mißstände — aber immer im Rahmen der Aufgabe und des Arbeitskreises der Kirche — geltend gemacht werden könnten. Aber eine Versammlung, die lediglich soziale Dinge und Fragen vom kirchlichen Gesichtspunkte zu behandeln hätte, fällt aus dem Rahmen der Aufgabe der Kirche heraus."

Damit stellte sich der „Reichsbote" in grundsätzlichen Gegensatz zur Konferenz. Dagegen bekundeten andere konservative Blätter, z. B. die „Badische Landpost", grundsätzliche Zustimmung. Sehr mißgestimmt war Naumann. Das „Volk" dagegen schrieb: „Daß die neue Versammlung — wir scheuen uns nicht, den Ausdruck zu brauchen — eine Art Gegenkongreß gegen den älteren Evangelischen sein würde, liegt in der Natur der Dinge. Darin ist aber keineswegs ein Schade zu erblicken, wenn beide sich nicht bekämpfen, wozu kein Anlaß vorliegt, sondern jeder auf Grund seiner Prinzipien das Gute zu fördern sucht." — Dieser Zustand ist tatsächlich eingetreten. Die Beziehungen der beiden Kongresse sind immer freundliche geblieben.

Das „Berliner Tageblatt" brachte einen Leitartikel: „Stoeckers letzter Versuch". Den Schluß bildeten folgende Sätze:

„Die ganze Geschichte läuft auf einen gewissen politischen Bauernfang hinaus, und wenn man sich die Art der bisher im „Reichsboten" veröffentlichten Zustimmungen vergegenwärtigt, dann muß man den Versuch nach dieser Richtung hin als einen nicht mißlungenen ansehen. Herrn Stoecker ist es wirklich gelungen, ein Häuflein Armseliger und Einfältiger im Geiste um sich zu sammeln. Aber selbst der allzeit getreue „Reichsbote" kann seine Bedenken gegen Herrn Stoecker nicht unterdrücken. Das Blatt des Pastor Engel sagt ausführlich, daß Stoecker als ausschlaggebender Organisator und Leiter einer öffentlichen Angelegenheit wegen seiner zu geringen systematischen Stetigkeit und Nüchternheit und wegen seiner optimistischen Menschenauffassung berechtigten Einwänden unterliegt. Wie würde wohl dies Urteil über Stoecker aus dem Reichsbotendeutsch ins Klare übertragen lauten müssen?

Unseres Dafürhaltens ist diese kirchlich-soziale Kundgebung der genannten Herren als der letzte Verzweiflungsversuch des ehemaligen Hofpredigers anzusehen, sich wieder eine Stellung zu machen und einen Anhang im öffentlichen Leben zu gewinnen. Herr Stoecker muß es damit aber sehr eilig gehabt haben, daß er sich die heißen Julitage als Versuchszeit ausgewählt."

Die widerwillige Anerkennung des jüdischen Blattes, daß der „Versuch" ein „nicht mißlungener" sei, verrät deutlich den Aerger der Feinde. Wie oft hatte man schon gehofft und geglaubt, den verhaßten Gegner zur Strecke gebracht zu haben, wie hatte man gejubelt, als er „geendigt" haben sollte! Und nun stand der Totgesagte plötzlich wieder mit einem Anhang im Felde, der nicht gemindert, sondern eher noch gewachsen schien, und war so lebendig, wie er es nur je gewesen.

Ueberaus giftig war ein Artikel der Wiener „Neuen Freien Presse" über den „schamlosen Priester":

„Dem edlen Kaiser Friedrich, als er noch Kronprinz war, drängte sich bei dem Treiben Stoeckers das entrüstete Wort von der „Schmach des Jahrhunderts" auf die Lippen, Fürst Bismarck schleuderte den Hofprediger, nachdem er ihn eine Weile als Werkzeug benützt und dann durchschaut hatte, wie einen ekelhaften Molch beiseite, und Wilhelm II. sagte ihm ein schmähliches Ende voraus.

Das Ende ist da, die „sittlichen Lebensmächte" werden es nicht aufhalten, und die Vertauschung der „christlich-sozialen" mit der „kirchlich-sozialen" Maske wirft nur das letzte grelle Licht auf die politische und moralische Katastrophe dieses unheilvollen Hetzpriesters. Niemand will sich mehr zu ihm bekennen außer den fünfhundertfünfundachtzig unter seinem Aufrufe" usw.

Auch der „Kladderadatsch" trieb es in Ermangelung von Witz und Humor mit der plumpen Beschimpfung wieder so arg, daß Professor v. Nathusius eine öffentliche Erklärung für Stoecker abgab:

„Stoeckers Ehre kann durch das Gift, das der „Kladderadatsch" gegen ihn ausspritzt, nicht befleckt werden und bedarf es daher keiner Klage zu ihrer Wiederherstellung. Aber da dieser Mann, der sich um Weckung kirchlichen und christlichen Bewußtseins, patriotischer Begeisterung, Königstreue und deutschen Idealismus Verdienste erworben hat, wie wenige unserer Zeitgenossen, der in der schwersten und gesegnetsten Arbeit der großartigen Berliner Stadtmission steht, durch die den Aermsten und Verlorensten der Nation geholfen wird, der sich als der Mutigsten einer bewiesen hat, als noch niemand wagte, sich in den tosenden Haufen der Sozialdemokraten und Anarchisten zu begeben, — da dieser Mann gegen diese Beschmutzung schutzlos ist, so ist es an der Zeit, daß ihm durch die gebildete Gesellschaft geholfen werde.

Mag man über seine sozialpolitische Stellung urteilen wie man will, ja man mag auch sein politischer Gegner sein, man wird ihm die Achtung darüber nicht versagen können, daß er sich nicht in einen Prozeß mit solchen Angreifern einläßt. Und man wird sich sagen müssen: was wird aus unserem Volke, wenn jede so allgemein gehaltene Verleumdung ungestraft ausgehen darf unter dem Schutz des Wohlbehagens der Gesellschaft an sogenanntem Witz? — Nicht zu öffentlichen Erklärungen fordere ich auf, denn die meisten derer, die dazu sofort bereit sein würden, brauchen sich von dem Verdacht, Wohlgefallen an sittlichem Unfug zu haben, nicht erst zu reinigen. Aber zu einem tatkräftigen Verhalten fordere ich auf, nämlich dazu, daß sich nicht nur alle konservativ und christlich denkenden, sondern auch alle anderen edel und billig denkenden Männer von jenem Blatte dadurch lossagen, daß sie es weder halten noch lesen, und auf das Entfernen desselben aus den von ihnen besuchten Lokalen einzuwirken suchen. Möchte der Sinn für Heldentum in unseren gebildeten Volkskreisen, in Familie, Offizierkorps, studentischen Verbindungen und Vereinen zu dem Bewußtsein führen, daß es sich hier um eine Ehrenschuld gegen einen heldenmütigen Mann handelt."

Die Freie kirchlich-soziale Konferenz wurde nun von Stoecker mit großer Liebe und Treue gepflegt. Von vornherein stand es ihm fest, daß es sich nicht nur um eine Redegemeinschaft handeln sollte — der Worte waren genug gewechselt — sondern

um eine Arbeitsgemeinschaft. Frisch ging man ans Werk. Und Gott hat diese Arbeit reich gesegnet.

Die erste konstituierende Tagung fand am 27. und 28. April in Kassel statt. Es hatten sich 300 bis 500 Teilnehmer aus allen Gauen des Reiches eingefunden. Die Gegner hofften ein gründliches Fiasko. Der schon so oft proklamierte sozialpolitische, kirchliche und moralische Tod des „geendigten" Stoecker mußte doch endlich einmal da sein. Und nun zeigte sich das Gegenteil: frisches, kräftiges Leben. Was blieb da übrig, als Entstellung, Nörgelei und hämische Kritik.

Stoecker schrieb in seiner Kirchenzeitung: „Wenn man die Ungunst der Verhältnisse bedenkt und sowohl die bitteren Anfeindungen der Gegner wie auch den allmählichen Ueberdruß mancher einstiger Freunde in Erwägung zieht, so muß der Besuch der Konferenz, zwischen 500 und 300 Teilnehmer, durchaus überraschen. Natürlich fehlt es nicht an schadenfrohen Beurteilern.... Die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" schreibt: „Von den 12000 deutschen Pastoren war im Grunde doch ein recht kleines Häuflein erschienen, und im Verhältnis zu dem groß angelegten Plan einer für ganz Deutschland berechneten Kirchlich-sozialen Konferenz waren die paar hundert von Zuhörern ein niederschlagender Anblick. Stoecker mochte mit Wehmut der Vergangenheit gedenken, da er vor Tausenden zu reden gewohnt war, und Tausende ihm zujubelten. Das Alte ist nicht mehr; die Vereinsamung seiner Person und seiner Sache steht außer allem Zweifel." Was Stoecker betrifft, so sind auch auf den besuchtesten Evangelisch-sozialen Kongressen nicht tausend, geschweige Tausende von Zuhörern gewesen; daß er aber noch jetzt sonntäglich vor mehr als tausend und an den Festtagen wirklich vor Tausenden predigt, sollte dem Berichterstatter ein Zeugnis dafür sein, daß seine Vereinsamung doch nicht so groß ist, wie er denkt. Aber es handelt sich bei der neuen Konferenz gar nicht um Stoecker, sondern um die Sammlung von sozial gerichteten, bekenntnistreuen Arbeitern für die Kirche. Der „groß angelegte Plan" eines Kirchentags, an den die „Allg. Luth. Ztg." erinnert, war längst aufgegeben, als man die Kasseler Konferenz berief; er hat überhaupt nur als Gedanke kurze Zeit hindurch einige Geister bewegt und gleich im

engsten Kreise den lebhaftesten Widerspruch gefunden. — Allerdings leugnen wir gar nicht, daß manche ehemalige Anhänger christlich-sozialer Gedanken, die zu uns gehören, zurückgeblieben sind. Auch wenn man nicht das kaiserliche Telegramm und den oberkirchenrätlichen Erlaß als Mitursachen der Enthaltung annimmt, sind mancherlei Gründe denkbar, die ein Fernbleiben veranlaßt haben. Aber den Eindruck der Vereinsamung hat uns Teilnehmern der Tag von Kassel dennoch nicht gemacht. Wir hatten vielmehr das Gefühl einer großen und lebendigen Brüderschaft. Und für die größere Zahl, die mehr unsere Gegner als wir vermißt haben, bot der Geist der Einigkeit und Freudigkeit reichen Ersatz.

.... Der Schwerpunkt lag in der Organisation der kirchlichen Arbeit, vor allem unter dem sozialen Gesichtspunkte. Deshalb war der Vortrag von Lic. Weber von den gehaltenen Vorträgen in gewissem Sinne der wichtigste, wie denn auch die weiteren Verhandlungen sich hauptsächlich auf ihn bezogen haben. Die sofortige Bildung von Arbeitskommissionen zugleich mit der Ernennung ihrer Vorsitzenden ist das Senfkorn, das in Kassel dem Boden der Reformationskirche anvertraut wurde und das, wenn sich genug Mitarbeiter finden, zu einem starken Baum werden kann. Wir rufen die Brüder und die Schwestern, welche Kirche und Vaterland lieb haben, sich zu melden. Daß auf die bloßen Beschlüsse von Kassel hin, noch ehe wir irgendeinen Aufruf erlassen hatten, Gelehrte des geistlichen und Laienstandes sich als Freiwillige zum Eintritt in die Kommissionen meldeten, ist uns eine Gewähr dafür, daß, wenn nun der Ruf zur Sammlung lebendig durch die evangelischen Kreise Deutschlands hindurchklingt, sich viele finden werden, die folgen. Man ist des bloßen Redens, Diskutierens und Beschließens müde; wir sind es auch. Darum möchten wir eine Arbeitskonferenz begründen, die alle freudig gestimmten positiven Kräfte unserer Kirche zu gemeinsamer Wirksamkeit zusammenfaßt. Nicht bloß zu reden, sondern vielmehr zu wirken, haben wir in Kassel beschlossen und uns gelobt. Dabei steht uns das Reich Gottes und seine irdische Darstellung, die Kirche, nicht etwa hinter, sondern über der sozialen Frage. Wir wollen, daß die Kirche, als die Gemeinschaft der Gläubigen, sozial wirke.

In den Thesen Webers hieß es:

„Ohne Organisation der Arbeit ist in unserer Zeit der Arbeitsteilung nichts zu machen. — Als Gegenstände der kirchlichen Arbeit sind ins Auge zu fassen: Erhaltung und Belebung des Bekenntnisses durch Studienhäuser und Ferienkurse, sowie Beihilfen zu wissenschaftlicher Fortbildung für positive Geistliche, Förderung der kirchlichen Unabhängigkeit, Förderung der Evangelisation und des Gemeinschaftswesens auf kirchlicher Grundlage, Bekämpfung der ungläubigen und kirchenfeindlichen Literatur und Entfaltung der religiösen, sittlichen und sozialen Gedanken des Christentums in ihrer Anwendung auf das heutige Kulturleben. — Alle diese Gegenstände bedürfen einer dauernden gründlichen Bearbeitung. Es werden hierfür vier Ausschüsse gebildet: a) für Bekenntnis und Kirchenrecht, b) für Evangelisation und Gemeinschaftswesen, c) für die soziale Frage, d) für Literatur und Kunst. — Diese Ausschüsse bilden sich aus Theologen, Juristen, Pädagogen, Sozialpolitikern, Literatur- und Kunstkennern und weisen einem jeden nach seiner besonderen Neigung und Begabung ein bestimmtes Gebiet zum speziellen Studium zu. Sie (bzw. ihre Vorsitzenden) geben auch die Direktiven für die praktische Verwertung der Studien durch Vorträge, Broschüren, Flugblätter, wie durch Artikel in Zeitungen und Zeitschriften."

Alles stimmte diesem Plane Webers lebhaft zu. Stoecker meinte: „Die ecclesia militans steht bis jetzt nur in der Dogmatik, nicht im Leben." Auf die pessimistische Sorge Dammanns, die Honoratioren und Bourgeois seien für das Evangelium nicht mehr zu gewinnen, entgegnete Stoecker: „Wenn man sie nicht auf dem Wege der Ueberzeugung gewinnt, dann gewinnt man sie mit der Furcht vor der Sozialdemokratie. Dazu hat uns ja der liebe Gott die Sozialdemokratie geschickt als ein Strafgericht über Materialismus und Mammonismus. — Ueberdies muß man trotz aller Schwierigkeiten weiterkämpfen." Ueberhaupt war Stoecker nichts so zuwider als Pessimismus. Machte er doch gelegentlich den Scherz: „Der einzige Mist, auf dem nichts wächst, ist der Pessimist." Die vier genannten Kommissionen wurden sofort konstituiert; eine fünfte für Apologetik und Naturwissenschaft wurde ins Auge gefaßt. „In großer Eintracht, Freundschaft, Hoffnung und Freudigkeit" schied man voneinander.

Stoeckers gläubige Hoffnung ließ ihn nicht zuschanden werden. Die Entwicklung der Konferenz war eine überaus glückliche. In der Person des jungen, geistvollen, ideal gerichteten Kandidaten Ernst Böhme hatte man einen sehr rührigen und tüchtigen Generalsekretär gefunden, der mobil zu machen wußte, was irgend mobilisierbar war. So gestaltete

sich denn auch die nächste Tagung zu einem Erfolg, der von allen Seiten anerkannt wurde.

Diese Tagung fand am 19. und 20. April in Berlin statt. Schon vorher hatte man sich über feste Richtlinien der Arbeit geeinigt, auch den Beschluß gefaßt, ein christliches Konversationslexikon für das Volk herauszugeben, um wider die bestehenden durchweg liberalen Werke eine Gegenwirkung zu üben. Desgleichen sollte Pfarrer Weber ein Jahrbuch der Konferenz herausgeben. Außerdem waren jetzt fünf von sechs Arbeitskommissionen mit tüchtigen Vorsitzenden besetzt: 1. Bekenntnis, Kirchenrecht, Kirchenpolitik — Stoecker. 2. Evangelisation und Gemeinschaft — Dammann. 3. Die soziale Aufgabe — Dr. Duncker. 4. Presse, Literatur, Kunst — Weber. 5. Apologetik — Dennert. 6. Erziehung, Schule.

Die Volksversammlung in der Tonhalle, die man dem Kongreß vorangehen ließ, war so stark besucht, daß die Türen polizeilich geschlossen werden mußten. Neben anderen Rednern sprach Stoecker über Bibel und Sozialdemokratie. Im Festgottesdienst des nächsten Tages sprach Stoecker über die Pfingstgemeinde, eine Gemeinde der Heiligen, in kirchlicher und in sozialer Hinsicht. Die Hauptversammlung war so besucht, daß in das Bureau Vertreter aus Hannover, Lauenburg, Braunschweig, Thüringen, Oldenburg, Waldeck, Königreich Sachsen und Württemberg — abgesehen von Preußen — gewählt werden konnten.

Sehr bedeutsam gestaltete sich die Debatte über das Thema: Die soziale Arbeit als Seelsorge am Volk. Referent war Prof. von Nathusius, Korreferent Dr. Wyneken-Edesheim. Der erste Diskussionsredner war Stoecker. „Ich glaube" — sagte er — „an die Existenz einer Volksseele ... Die Fürsorge für die Volksseele erleichtert die Seelsorge am einzelnen ungemein. Es ist meine Ueberzeugung, daß bei uns in Deutschland die Volksseele viel kränker ist, als die einzelne Seele" — weil Presse und Parteiwesen „eine unheilvolle Atmosphäre" geschaffen hätten. Stoecker gab zu, daß ein lebendiger Christ unter allen denkbaren äußeren Zuständen sein Glaubensleben betätigen, auch unter Ungläubigen seine Seele retten könne. „Aber das ist abstrakt. Das ist ein Heroismus." Wenn man es mit Volk und Kirche zu tun habe,

müsse man aber nicht mit Heroen, sondern mit dem Durchschnitt rechnen. Wolle man die Arbeiter für die Kirche wiedergewinnen, so müsse eine Atmosphäre sozialer Sympathie geschaffen werden. Er, Stoecker, verstehe nicht, wie jemand, der Christum lieb hat und auf persönliches Christentum hohen Wert legt, gleichgültig daran vorübergehen könne, daß 150 000 Christen durch ihre Partei gehindert werden, sich religiös zu betätigen. Es ist eine heilige Aufgabe der Kirche, diesen Bann zu brechen. —

Der nächste Redner, Pastor Philipps, zog Beispiele heran aus der Praxis der Inneren Mission. Wenn man eine verkommene Dirne retten wolle, so sei der einzig denkbare Weg, daß man sie in ein völlig neues und reines Milieu verpflanze. Mit den Arbeiterkolonien und der Versuchung des Alkohols sei es ebenso. Nur wenn man „eine ganz neue wirtschaftlich-soziale Umgebung" schaffe, sei Hoffnung auf Erfolg — unbeschadet dessen, daß Gottes Wort die Hauptsache bleibe. Auch das ist Seelsorge am Volk, wenn man die Hindernisse der Ewigkeitsarbeit aus dem Wege räumt.

Diese und andere Darlegungen, hatten dann, in Verbindung mit den Referaten einen anwesenden Vertreter der Gemeinschaftsrichtung so völlig aus einem Gegner des kirchlich-sozialen Gedankens in einen Freund verwandelt, daß er sich erhob und erklärte: .... „Gestatten Sie mir, daß ich bekenne: Ich war blind, als ich herkam, und fange an, sehend zu werden in sozialer Beziehung ... ich bin dafür außerordentlich dankbar."

Die Tagung war ein großer Fortschritt. Trotz starker Ungunst aller offiziellen Instanzen merkte jeder: es geht voran. Selbst die sonst übel gelaunte „Luthardtsche" schrieb: „Man hatte den Eindruck, daß Stoecker sowohl die eigentliche Seele, als auch der Gegenstand ungetrübter Verehrung war. Selbst seine Feinde mußten zugeben, daß die Konferenz einen großen Erfolg seiner Bestrebungen darstellt ... es war das innere Ergriffensein von der Wahrheit und dem Recht einer Sache, die man einen ganzen Mann vertreten sah, der die Gunst der Hohen, den Glanz seiner amtlichen Stellung, die Bequemlichkeit des Lebens verschmäht hatte um seiner Lebensaufgabe willen."

Auf der Tagung dankte auch Pfarrer Weber der Konferenz, daß sie den Evangelischen Arbeiterverein Berlin unter ihre

Arbeiten aufgenommen habe. Dieser Verein, am 5. Februar 1898 aus einer Anzahl kleiner schon bestehender Vereine zusammengefaßt, gewann in kurzer Zeit annähernd 2000 Mitglieder. Aber dann trat, wie es auch an anderen Orten der Fall gewesen war, ein Rückschlag ein. Viele Arbeiter hatten gehofft, sie würden in diesem Verein dieselbe Rückendeckung finden, die den sozialdemokratischen Kollegen ihr „freier" Gewerkverein gewährte. Aber darin wurden sie enttäuscht. Die Vereine waren Gesinnungsvereine und mußten es bleiben. In sozialer Hinsicht konnten sie, weil aus den Angehörigen der verschiedensten Berufsklassen zusammengesetzt, nichts leisten. Denn solche Leistung bedeutet Kampf. Und kämpfen kann nur eine Organisation von Berufsgenossen. Die Mitglieder des Evangelischen Arbeitervereins mußten also, wenn sie nicht brotlos werden wollten, zugleich einer „roten" Gewerkschaft angehören. Daraus ergaben sich aber die größten Unzuträglichkeiten. Je länger, je weniger konnte man sich darüber täuschen, daß wirksame Organisationen mit Stoßkraft gegen die Sozialdemokratie nur in der Form der christlichen Gewerkschaften denkbar seien. Ziemlich gleichzeitig setzte diese Erkenntnis sich im evangelischen und katholischen Lager durch und führte zur Bildung der interkonfessionellen christlichen Gewerkschaften, die in wenigen Jahren zu der hohen Blüte gelangten, die sie heute erreicht haben. Herbst 1899 faßte der Katholikentag in Neiße den Beschluß, daß christliche Gewerkschaften eine notwendige Ergänzung der Gesinnungsvereine seien, und ein wesentliches Mittel zur Herstellung des sozialen Friedens. Im Jahre 1900 faßte die Kirchlich-soziale Konferenz ähnliche Beschlüsse. „Die dritte Kommission sieht es als Aufgabe der Kirche an, dahin zu wirken, daß auch in den Gewerkschaften christlicher Geist vertreten werden könne; die Kommission hält für das Ziel die Bildung interkonfessioneller, unparteiischer, rechtsfähiger, einheitlicher Gewerkschaften."

Das Jahr 1900 bildet also den Wendepunkt, an dem sich die christlichen Gewerkschaften und die evangelischen Arbeitervereine zu differenzieren begannen. Mit innerer Notwendigkeit drängte sich allen sozial interessierten Evangelischen — und ganz ähnlich im katholischen Lager den Katholiken — die Notwendigkeit immer stärker auf, dem christlichen Arbeiter im Interessen-

kampf seines Berufsstandes ein christliches Rückgrat, ihm den Halt und die Hilfe einer Koalition zu schaffen, die verständigen und besonnenen Einfluß auf den Arbeitsvertrag, aber keinen Klassenkampf wollte.

In beiden Lagern gab es natürlich Gegner. Bei den Katholiken waren es die konfessionellen Fanatiker, die jede gemeinsame Arbeit mit evangelischen Christen als Verrat am Katholizismus ansahen. Bei den Evangelischen waren es die Liberalen, die sich sonst um die Kirche absolut nicht kümmerten, nun plötzlich ihr evangelisches Herz entdeckten, und die evangelischen Arbeiter vor der Koalition mit den katholischen Brüdern bange zu machen suchten. Natürlich lag den heuchlerischen konfessionellen Treibereien nicht die Sorge um die Kirche, sondern nur die Sorge um die Herrschaft des Liberalismus im Arbeiterstande zugrunde.

Ganz besonderes Interesse wandte Stoecker auch der Frauenfrage zu. Es war durchaus nach seinem Sinn, daß sich aus der Stadtmission heraus eine kirchlich-soziale Frauengruppe bildete und sofort eine praktische Arbeit — die Organisation der Heimarbeiterinnen — in die Hand nahm. 1900 in Erfurt referierte auch eine Aerztin über weibliches Studium. Und der eifrige Sekretär der Konferenz, Ernst Böhme, sprach über die in Berlin begonnene Arbeit an den Heimarbeiterinnen. In beide Diskussionen griff Stoecker mit Ansprachen ein, die im ganzen den sozialen Fortschritt und die kirchliche Besonnenheit in glücklicher Weise verbanden, wenn auch Stoecker in der Frauenfrage weiter ging, als manche seiner Freunde.

Viel Staub wirbelte ein in Erfurt 1900 gegebenes, rein kirchliches Referat Stoeckers auf: „Die Aenderung der bisherigen Konfirmationspraxis". Das Thema war insofern der Konferenz nützlich, als Stoeckers Gedanken Leben und Bewegung durch ganz Deutschland brachten. Nachteilig war freilich, daß manche sozialpolitische Anhänger hier gegen ihn standen und den Wert der festen Sitte höher einschätzten, als eine theoretisch bessere Ausgestaltung. Stoecker selbst legte großen Wert auf diese Reform, und ist auf seine Gedanken oft zurückgekommen: „An Stelle des Glaubensbekenntnisses und des Gelübdes tritt die feierliche Mahnung zur Treue im Glauben und Leben.....

Der erste Empfang des heiligen Abendmahls wird ein freier, von der Konfirmation losgelöster Akt."

Am bedeutsamsten war die Tagung in Stuttgart. Hier hielt — 1901 — Stoecker ein Referat: „Kann ein Christ Sozialdemokrat — kann ein Sozialdemokrat Christ sein?" Dieser Vortrag fand Beachtung und Anerkennung weit über die Grenzen der kirchlich-sozialen Kreise hinaus. In den Thesen hieß es:

„Das Programm der Sozialdemokraten, dem Wortlaut nach und für sich betrachtet, braucht nicht als dem Christentum feindlich aufgefaßt zu werden. Die Forderungen desselben sind wesentlich wirtschaftlicher, sozialer und politischer Natur; die Religion ist als Privatsache dem einzelnen überlassen, die Vereinigung der Religionsgenossen nicht gehindert. Es enthält, wenn auch oft in übertriebener und abenteuerlicher Form, einzelne Forderungen, mit denen ein Christ einverstanden sein muß, vor allem die Hebung der arbeitenden Klassen, und arbeitet mit Beweggründen, die zuweilen dem Christentum entlehnt sind. Es zeigt aber auch im Religiösen und Sittlichen Mängel, die ein Christ schwer empfinden muß, erweckt Hoffnungen, die ein Christ nicht teilen kann, und hat in seinem Hintergrunde die materialistische Geschichtsauffassung, die dem Christentum unversöhnlich gegenübersteht. Ein bewußter Christ kann deshalb kein bewußter Sozialdemokrat sein oder werden; wohl aber ist es erklärlich, daß Christen, welche die Tiefe der Gegensätze nicht ermessen, sich der Sozialdemokratie anschließen. Ein zielbewußter Anhänger der marxistischen Richtung kann freilich kein bewußter Christ sein; wohl aber kann ein Sozialdemokrat, der nicht prinzipiell denkt, im guten Glauben stehen, daß er seiner Partei angehören und Christ bleiben kann."

Stoecker begann mit den Worten: „Es kann für unser Volksleben kaum eine wichtigere Frage geben, als die, welche uns in diesen Stunden beschäftigen soll. Nach der letzten Reichstagswahl haben über 2 100 000 deutsche Männer ihre Stimme für die Sozialdemokratie abgegeben; mit Weib und Kind zusammengerechnet mag das eine Zahl von 10 Millionen Menschen ausmachen. Wie sich das Christentum zu diesen Kreisen stellen soll, wie diese zum Christentum stehen, das ist von der allergrößten Bedeutung. Denn die Kirche kann nie und nimmer auf die arbeitenden Schichten unserer Bevölkerung verzichten, und diese dürfen nicht auf die Kirche verzichten, wenn sie für ihre sozialen Bestrebungen den rechten Leitstern haben wollen."

Wie tief der Eindruck der Rede Stoeckers war, geht aus vielen Preßstimmen, am besten aber aus den ersten Worten seines Hauptgegners hervor. „Es gehört" — begann dieser — „das werden Sie mir nachfühlen, recht viel Mut dazu, nach einem so herrlichen, eingehenden Referat, wie wir es aus sach-

kundigem Munde soeben vernommen haben, doch noch einen abweichenden Standpunkt hier geltend zu machen. Ich tue es, denn ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Ich muß aber damit anfangen, dem hochverehrten Herrn Hofprediger es auszusprechen, daß er in einem Grade, wie ich es nicht erwartet hatte, mit Milde, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit seine Gegner gewürdigt hat, was dem Herzen unbeschreiblich wohltun mußte."

In Breslau 1905 stand wieder die Frauenfrage zur Diskussion. Dazu meinte Stoecker, die Heilige Schrift sage von den Männern weniger Gutes, als von den Frauen. „Unter dem Kreuz stehen Frauen. Die Jünger sind geflohen. Ich habe überhaupt manchmal das Gefühl, als hätten Frauen mehr Mut, als die Männer. Es mag daher kommen, daß sie keiner Partei angehören und keine Karriere machen wollen."

Auch die Tagung 1906 in Kassel verlief sehr günstig. Zu einem geistvollen Referat des jungen Professors Grützmacher über den Protestantismus und das öffentliche Leben bemerkte Stoecker: „Wir Alten, die wir seit länger als einem Vierteljahrhundert in der Bewegung stehen, können getrost zur Ruhe gehen, wenn solche Jugend uns nachfolgt, die in unseren Ideen arbeitet und dafür wirkt, daß sie verwirklicht werden. Daran habe ich nie gezweifelt, daß die Verbindung des gläubigen Protestantismus mit den Mächten des öffentlichen Lebens der Weg ist, der wieder aufwärts führt. Helfe uns Gott, daß das Ziel erreicht werde."

Bei der Tagung in Hagen 1904 wagten es zum ersten Male städtische und staatliche Behörden, die Konferenz zu begrüßen. Stoecker schrieb darüber an die Gattin:

Hagen, den 5. April 1904.

„Du bist mir mit Deinem Wort zuvorgekommen. Und wenn es auch kein Brief, sondern nur ein Gruß war, so war es doch etwas, wofür ich Dir danke. — Wir sind hier in schönen und gesegneten Versammlungen. Gestern abend eine mächtig volle Kirche. Dann Abendessen bei dem anfänglich abgeneigten Superintendenten von Hagen. Darauf Vorstandssitzung, wo ich definitiv zum Präsidenten der Kirchlich-sozialen Konferenz gewählt wurde, und zwar einstimmig. — Heute früh bei dem Beginn

der eigentlichen Konferenz wurden wir von Regierung und Konsistorium, Bürgermeister und Synodalpräses feierlich begrüßt, zum ersten Male aus unserer Vereinsamung und Vernachlässigung herausgehoben. Endlich! Die Konferenz ist über alle Erwartung gut besucht. Lemme hielt uns einen sehr schönen Vortrag, der allerdings noch mehr in der Formulierung der Probleme als in dem Durchdenken des Ganzen seine Kraft hatte, aber doch die Herzen und Gewissen anfaßte. Auch zu einer kurzen Auseinandersetzung mit dem Evangelischen Bunde kam es, aber ohne irgend welche böse Folgen."

Ging aber die Arbeit in der Kirchlich-sozialen Konferenz gut voran, so hatte Stoecker in den Jahren 1899 und 1900 noch einen großen Konflikt mit alten Gegnern im Interesse der Stadtmission durchzufechten.

Als Ergebnis der sog. Walderseе-Versammlung war ein „Evangelisch-kirchlicher Hilfsverein" ins Leben gerufen worden, dessen Protektorat Prinz und Prinzessin Wilhelm übernommen hatten. Zweck des Vereins war die Sammlung von Geldern zur Unterstützung der freien, christlichen Liebestätigkeit, besonders im Hinblick auf die in den Großstädten erwachsende Sozialdemokratie. Nun erwies es sich für den Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein als notwendig, wenn seine Sammlungen Erfolg haben sollten, tunlichst überall Lokalvereine zu begründen. Bei solcher Propaganda stieß man aber vielfach auf schon vorhandene Hilfsvereine der Berliner Stadtmission, die Stoecker ins Leben gerufen hatte. Diese Kollisionen — der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein sollte ja auch für die Stadtmission sammeln — führten dann die Vorstände beider Vereine dahin, einen Vertrag zu schließen, dessen Inhalt der war, daß die Berliner Stadtmission ihr ganzes Vereinsnetz an den Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein abtrat, dafür aber von diesem die Zusage einer Vorzugseinnahme bekam, die nach den bestehenden Einnahmen abgemessen und jahrelang anstandslos gezahlt wurde.

Im Jahre 1899 nun erklärte plötzlich der Engere Ausschuß des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins dem Vorstande der Stadtmission, immerhin unter dem Druck sinkender Einnahmen, daß man „die Verbindung nicht länger aufrecht halten" werde, vielmehr der Stadtmission überlassen müsse, sich „eigene Organi-

sationen" zu schaffen. In denjenigen Vereinen, die aus Stadtmissionsvereinen sich in Zweigvereine des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins verwandelt hätten, wolle man ein Plebiszit veranstalten, zu welcher Korporation sie sich zu halten wünschten. Der Vorstand der Stadtmission antwortete am 5. Dezember 1899 sehr zutreffend, daß der rechte Weg, diese schwierige Sache zu ordnen, eine mündliche Besprechung gewesen wäre, und nicht die bloße Mitteilung einseitiger Entschließung. Das finanzielle Abkommen — es handelte sich um viele Tausende — sei ein Vertrag, der beide Teile binde. Wolle der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein die Zahlungen nicht mehr leisten, so sei er verpflichtet, der Stadtmission die Hilfsvereine in dem Umfange, wie sie 1888 bestanden, zurückzugeben. Ein Abkommen auf dieser Basis werde die Stadtmission mit Freude befürworten.

Der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein antwortete in einem ziemlich hochfahrenden Ton, daß es bei den gefaßten Beschlüssen sein Bewenden haben müsse, verfaßte übrigens eine „Denkschrift", in der er seinen Standpunkt zu rechtfertigen suchte, ohne freilich damit Stoecker zu überzeugen. Die Stellung der Stadtmission sei — so heißt es in einem späteren Schreiben — „irrig dargestellt und unfreundlich beurteilt." Der Vertrag der beiden Vereine möge juristisch anfechtbar sein; jedenfalls trage er den Charakter einer moralischen Verpflichtung, die in Sachen des Reiches Gottes genügen müsse.

Das Ende der Korrespondenz war das, daß jeder Verein bei seiner Meinung blieb, die Stadtmission also sich den Beschlüssen des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins fügen mußte.

Hätte nun dieser Streit lediglich seine immerhin erhebliche finanzielle Bedeutung gehabt, so wäre es kaum der Mühe wert, ihn zu erwähnen, absonderlich im Leben Stoeckers, der ein völlig uneigennütziger Mann und von Geldsorgen niemals geplagt war. Er hatte Glauben genug, um zu wissen, daß, wenn Gott der Herr ihm eine Einnahmequelle verschloß, viele andere sich auftun konnten und nach Bedarf auftun würden. Aber es zeigte sich bald, daß weit mehr hinter der Sache steckte, als eine Finanzsache. In der Jahresversammlung des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins am 29. Mai 1900 hielt der alte Gegner Stoeckers und der Stadtmission, Propst v. d. Goltz, einen Vor-

trag, der darauf hinauslief, an Stelle der Stadtmissionare den „Gemeindehelfer" zu empfehlen, welcher nicht einem Stadtmissionsvorstand, sondern dem einzelnen Pfarrer unterstehen müsse. Damit sollte der Stadtmission die Lebensader unterbunden werden. Stoecker persönlich wurde mit der folgenden bissigen Bemerkung bedacht: „Die volle Ausgestaltung der kirchlichen Gemeindepflege ist der beste Weg, die erziehliche Wirksamkeit der Kirche auf die Gesamtheit des Volkes wiederzugewinnen. Versuche, auf die Massen rhetorisch zu wirken, sind, wenn auch nicht ganz entbehrlich, doch minderwertig. Sie erhalten zu leicht polemische und agitatorische Färbung und erzeugen Verwirrung der Gemüter und Selbstüberhebung."

Stoecker war natürlich nicht der Mann, den sachlichen Angriff und die persönlichen Bosheiten schweigend einzustecken. Er schrieb in Nr. 39 und 40 der „D. Ev. Kirch.-Ztg." (1900) einen äußerst klaren und lichtvollen Artikel über die Frage: „Stadtmissionar oder Gemeindehelfer?" Darin wies er den Unterschied der beiden Aemter nach. „Alle Stadtmissionskenner sind darin einig, daß den Brüdern, die in der Seelsorge mit ihren mannigfachen Aufgaben so viel ausgeben müssen, nichts nötiger ist, als die beständige Unterweisung in Gottes Wort, die regelmäßige Besprechung der Arbeit, die fortwährende Anregung zu lebendigem Wirken." Wöchentliche Konferenzen seien den Brüdern und Inspektoren unentbehrliche Stunden. Die Gemeindepfleger, die starker geistlicher Pflege bedürften, würden oft ungepflegt bleiben, vollends in liberalen Gemeinden. „Man kann vor dem Optimismus, daß Gemeindepflege ohne gläubige lebenerweckende Predigt der Kirche helfen könnte, nicht genug warnen."

Zu den persönlichen Sottisen seines Gegners schrieb Stoecker: „Die Bemerkung über die rhetorische und agitatorische Bearbeitung der Massen ist ganz durchsichtig, aber nicht ganz geschickt, auch nicht gerecht. Denn es bleibt trotz dieser Bemerkung eine historische Tatsache, daß allein diese Arbeit die Möglichkeit gegeben hat, die kirchlichen Verhältnisse von Berlin umzugestalten. Es ist ja begreiflich, daß jemand, der für die rhetorische Arbeit im Volksleben keine Begabung besitzt, daran auch keine Freude hat. Aber er sollte doch bedenken, daß ohne

solche Tätigkeit Berlin schwerlich anders geworden wäre. Die kirchliche Bureaukratie hatte Berlin in den trostlosesten, hilflosesten Zustand geraten lassen; die öffentliche Bewegung hat der Hauptstadt aus diesem Jammer herausgeholfen. Daran wird auch der Vortrag des Propstes Frhrn. v. d. Goltz nichts ändern." — — „Die Berliner kirchlichen Angelegenheiten sind doch in den Jahren 1870 bis 1890 vorwärts gekommen, wesentlich durch die öffentliche Bewegung, die Frhr. v. d. Goltz gering schätzt und durch die Stadtmission in den Gemeinden, die er zerstören will. Wir sollten meinen, es sei jedenfalls nicht die Aufgabe des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins, der zur Unterstützung der Stadtmission begründet ist und ihre Hilfsvereine in sich aufgenommen hat, an der Auflösung der Stadtmission zu arbeiten."

Natürlich suchte der Vorstand des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins in einer weiteren Erklärung den Propst v. d. Goltz zu retten, ohne doch seinem häßlichen Angriff eine wesentlich andere Beleuchtung geben zu können. Die Sache verlief im Sande. Der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein schränkte seine Zahlungen an die Stadtmission ein, und diese wußte sich neue Hilfsquellen zu erschließen.

Auch 1895 hatte Stoecker einen Konflikt mit dem Propst v. d. Goltz. Der positive Parochialverein der Petri-Gemeinde hatte Stoecker um einen Vortrag gebeten, den dieser für den 7. Februar zugesagt hatte. Aber er wurde für denselben Abend zum Reichskanzler geladen, konnte nicht kommen und bat Pastor Braun, ihn zu vertreten. Dieser sprach über das festgesetzte Thema: „Die Aufgaben der Kirche in Berlin", wobei er selbstverständlich jede, auch die leiseste Andeutung vermied, die als Angriff auf die Geistlichen hätte gedeutet werden können. Freilich konnte er nicht hindern, daß in der Diskussion ein Angriff gegen v. d. Goltz erhoben wurde. v. d. Goltz hatte nun Aufpasser in die Versammlung geschickt, die ihm dann ganz wahrheitswidrig berichteten, daß der Angriff auf ihn durch Pastor Braun hervorgerufen sei. So verklagte er Braun bei Stoecker. Braun konnte sich vollkommen rechtfertigen. Aber v. d. Goltz erklärte, daß er nicht Pastor Braun, sondern seinen eigenen Gewährsleuten Glauben schenken müsse, worauf dann Stoecker erwiderte, daß,

wenn Brauns Glaubwürdigkeit angezweifelt werde, er auf jede weitere Verteidigung als zwecklos verzichten müsse.

Einen großen persönlichen Erfolg bedeutete für Stoecker die Feier des Wichern-Jubiläums in Wittenberg im Jahre 1898. Diese Feier hatte der Central-Ausschuß für Innere Mission in Berlin zu organisieren. Und da große offizielle Persönlichkeiten, der Präsident Barkhausen und der Minister v. Bötticher, erwartet wurden, war es für die vorsichtigen Herren des Central-Ausschusses eine harte Nuß, wie man einerseits den wohlbekannten großen Anhang Stoeckers zufrieden stellen und andererseits den Anstoß nach oben hin vermeiden könnte, wo Stoeckers Programm erst vor Jahresfrist für „Unsinn" erklärt war. Man fand den feinen Ausweg, daß aus dem Programm, soweit es in Berlin festzustellen war, Stoecker ganz herausgelassen und nur dem sächsischen Provinzial-Ausschuß, der den Vorabend organisierte, anheimgegeben wurde, auch Stoecker zum Wort zu lassen. So wurde tatsächlich verfahren. Aber die Dinge liefen nun ganz anders, als die Weisen geplant hatten. Ein Augenzeuge berichtet: „Schon die Vorfeier gestaltete sich zu einer so glänzenden, elementaren Wichern—Stoecker-Kundgebung, wie ich es nie erlebt habe. Stoecker redete, tief aus Wicherns Schriften schöpfend, seine Person ganz zurücktreten lassend, doch mit so persönlicher, prophetischer Gewalt, daß die Begeisterung nicht enden wollte. Es war wie ein zweiter Wittenberger Kirchentag, und selbst Minister v. Bötticher konnte kaum wieder aufhören, zu klatschen, von dem Eindruck der Stoeckerrede überwältigt. Schwerer wurde es dem Präsidenten Barkhausen, sich mit diesem Erfolg seines Gegners abzufinden. — Das Interessanteste war aber, wie sich der Ton des Vorabends am andern Tage fortpflanzte. Auch da, wo Stoecker gar nicht als Redner auf dem Programm stand, erscholl in den freien Versammlungen immer wieder der Ruf nach ihm. Er mußte in den Sälen und im Garten reden. Alles rief nach Stoecker. Dabei war die ganze Stimmung so wenig inszeniert von Stoeckers Freunden, sie brach so ungekünstelt hervor, daß man es fühlte: hier herrscht der Gedanke, dem Stoecker sein Leben geweiht hat."

VIII.

Generalsynoden 1897 und 1903.

Auch in der eigentlich kirchlichen Arbeit machte sich, wie schon berichtet, der herrschende Geist einer antisozialen Reaktion geltend. Ende 1897 tagte wiederum die Generalsynode. Die Strömung im Kirchenregiment hatte zur Folge, daß Stoecker mit dem Präsidenten des Oberkirchenrats Barkhausen hart aneinander geriet.

In der Sitzung vom 26. November brachte Stoecker den oberkirchenrätlichen Erlaß, betr. das Verhalten der Geistlichen auf dem sozialen Gebiet von 1895, zur Sprache; er bemängelte formell, daß man nicht den Generalsynodalrat vor der Publikation gehört habe; materiell den Inhalt, bezw. den Widerspruch gegen den Erlaß von 1890.

„Es ist mir vollkommen unbegreiflich, daß bei einer Sache, die so tief in das Volksleben eingreift, bei welcher der Rat erfahrener Männer, die nicht bloß in kirchlichen Behörden, sondern mitten im Volk stehen, so notwendig wäre, — daß dabei weder der Generalsynodal-Vorstand, noch der Generalsynodalrat gehört worden ist. . . . Um so mehr, als es sich bei diesem Erlaß um eine Korrektur, ich möchte sagen, um den Widerruf eines früheren Erlasses handelte. Unmöglich hätte der Erlaß von 1895, wenn der Generalsynodal-Vorstand und — was ich wünschen würde — auch der Generalsynodalrat hinzugezogen wäre, eine solche Gestalt annehmen können."

Stoecker erinnerte den Präsidenten daran, wie er sich in vollem Widerspruch zu den früheren Meinungsäußerungen der Generalsynode gesetzt habe. Wohl habe der Erlaß von 1890 einen schwachen Punkt gehabt: er habe alle Geistlichen, unbekümmert um ihre Begabung, in soziale Kämpfe hineingetrieben. „Das war zuviel und hat sich gerächt." Das hätte man korrigieren sollen. Aber nun stellen beide Erlasse völlig verschiedene Kirchenideale auf: der eine die sozial wirkende,

volkstümliche Kirche, der andere die rein individualistische, mit einer vom öffentlichen Leben ganz abgewendeten Geistlichkeit. Man stehe vor einem „Entweder—Oder". In dem neuen Erlaß erkläre sich die evangelische Kirche für das öffentliche Leben „als unfähig und bankrott". Das sei um so mehr zu beklagen, als derselbe Staat, der die evangelische Kirche ausschalte, die katholische mit Vorliebe und Anerkennung heranziehe. Dies Abdrängen der evangelischen Kirche bedeute, „daß die Reformation aufhört, der beherrschende Geist des öffentlichen Lebens in Deutschland zu sein."

Hierauf hielt Präsident Barkhausen, ein kluger Bureaudiplomat, dem man gewiß nicht Unrecht tut, wenn man annimmt, daß er die synodalen Instanzen absichtlich nicht fragte, um nicht von ihnen ein Votum zu bekommen, das an allerhöchster Stelle verstimmt hätte, eine wortreiche Rede, die aber nichts widerlegte. Statt des Generalsynodalrats hatte er eine Anzahl Generalsuperintendenten und Konsistorialpräsidenten gefragt, weil angeblich diese Männer mit den Verhältnissen der Geistlichen am besten vertraut wären. Man verbiete den Geistlichen nicht „soziale Arbeit", sondern nur „sozialistische Agitation". Hier erntete der Präsident „lebhaftes Bravo". Dann wies er auf die tatsächlich vorgekommenen mannigfachen Entgleisungen der sozialen Pastoren hin. Und überhaupt bestritt er den Gegensatz der beiden Erlasse. Seine Stellung sei eine absolut feste.

Stoecker widersprach noch einmal. Es wäre sehr leicht und wäre richtig gewesen, den Synodalrat zu fragen. „Aber ich muß das ja dem Urteil des Präsidenten überlassen; ein Zwang, die synodalen Körperschaften heranzuziehen, ist nicht vorhanden." Dann habe der Präsident gesagt, es sei „unwahr", daß ein Widerspruch zwischen den beiden Erlassen bestehe. Der Widerspruch sei aber „so eklatant, wie er nur sein kann". 1890 wurde öffentliche Agitation, wurden Versammlungen empfohlen „mit Rede und Gegenrede", 1895 „allein" persönliche Seelsorge. Dann tadelte Stoecker die Oberflächlichkeit der Auffassung im Erlaß von 1895. „Sonntagsruhe und Konfessionsschule sind brennende Tagesfragen. Mit welchem Recht will der Evangelische Oberkirchenrat die Kirche davon zurückhalten,

in solchen Fragen, die das innerste Leben berühren, mitzusprechen, während den Katholiken freie Bewegung gestattet ist?" Die Leugnung des Widerspruchs sei unhaltbar, die behauptete Festigkeit der Behörde sei durchaus zu vermissen.

Am 6. Dezember befaßte sich die Generalsynode mit Evangelisation und Gemeinschaftspflege. Stoecker sprach es als seinen Wunsch aus, daß Beschlüsse (im Sinne einer gewissen landeskirchlichen Angliederung und Kontrolle) und Verhandlungen dazu führen möchten, die vorhandene Kluft zwischen Kirche und Gemeinschaft zu schließen oder doch zu verringern. „Wo wirklich Tod ist, hat das Leben recht; da kann man niemandem wehren, daß er Leben suche und bringe, soweit er es vermag. Nun wird freilich auf der anderen Seite manches Leben genannt, was nur Aufregung ist. Es fehlt dem Leben auch zuweilen an gesunder Lehre." Es gäbe auch Lehrer, die nicht dem Bedürfnis, sondern der Liebhaberei folgten. Aber es sei etwas Gutes, daß doch in unserer zerwühlten Zeit ein Fragen aufgewacht sei nach dem Glauben und nach den Kräften der Ewigkeit. „Kommt nun ein Dringen auf Entscheidung, ein stärkeres Betonen der Wiedergeburt, der Heiligung, so dürfen wir das nicht ablehnen." — „Unsere Kirche hat Gemeinschaft und Evangelisation nötig. Die letztere hat die Kirche nötig als Anschluß und Norm. Man hat im vorigen Jahrhundert das Gemeinschaftsbedürfnis ecclesiola in ecclesia genannt. Das genügt nicht mehr. Unsere Brüder müssen auf ihre Fahne schreiben: ecclesiola pro ecclesia." Stoecker hält nicht eine Ordination, aber eine offiziell-kirchliche Zulassung geeigneter Laien für möglich.

Am 7. Dezember kehrte der regelmäßige Antrag auf Bewilligung der Kollekte für die Stadtmission wieder. Stoecker bat in warmen Worten darum. Von den 160 000 Mark, die er jährlich brauche, seien nur 60 000 Mark gesichert. 100 000 Mark müßten als freie Liebesgabe eingehen. Die Synode sprach die Bewilligung aus.

Am 13. Dezember entspann sich dann noch einmal in der Synode eine sozialpolitische Debatte großen Stils, bei welcher man auf das prinzipielle Recht der Kirche bezw. der Geistlichen zur Sozialpolitik grundlegend einging. Es handelte sich

um den Erlaß von 1895. Eine Kommission der Synode hatte eine Resolution formuliert, die dem Erlaß wesentlich zustimmte. Prof. von Nathusius hatte einen Zusatz beantragt, der anerkennen sollte, daß es „vielfache durch den seelsorgerlichen Beruf gegebene Anlässe zu sozialer Wirksamkeit" gäbe, und die Hoffnung aussprach, daß diese Wirksamkeit auch ferner geübt werde.

Schon vor dem Einbringen der Resolution hatten es zwei ältere Herren bei Besprechung des Studienplanes der Theologen nicht unterlassen mögen, ihrer Abneigung gegen alles soziale Wirken der Kirche Ausdruck zu geben, der Hofprediger Renner aus Wernigerode und der Generalsuperintendent Poetter. Dieser hatte ausgesprochen, er hoffe, nie wieder in der Exmatrikel eines Theologie-Studierenden ein nationalökonomisches Kolleg testiert zu finden. Stoecker bemerkte dazu:

„Das Soziale gehört doch zur allgemeinen Bildung. Wenn es hier geächtet wird, so daß es gleichsam für die Theologen als Verbrechen gilt, sich daran zu beteiligen, so kann das dem Ansehen der Generalsynode, fürchte ich, nur schädlich sein. Ich glaube, es hat niemanden geschadet, auch keinem Theologen, wenn er die großartige Vorlesung Treitschkes über Politik gehört hat, oder wenn er Adolf Wagners „Grundlegung" oder ein Kolleg über soziale Strömungen hört. Ich möchte dem Herrn Dr. Poetter noch bemerken, daß Theologen zu den größten Zierden der nationalökonomischen Wissenschaft gehören. Der Grund davon ist ohne Zweifel, daß das Leben der Kirche und die sozialen Verhältnisse des Volkes eng miteinander verbunden sind. Wenn er es als eine Ungeheuerlichkeit hinstellt, daß der Student ein Kolleg hört über Geld und Kredit, so erinnere ich ihn daran, daß Luther große Predigten über den Wucher gehalten, wie überhaupt in die sozialen Fragen seiner Zeit auf das Entschiedenste eingegriffen hat. Wir sind nicht seine Kinder, wenn wir uns vor diesen Dingen scheuen, wie vor dem Wasser."

Auch zu dem Kommissionsantrag, betr. den Erlaß von 1895, nahm Stoecker als erster das Wort:

„Ich erkläre von vornherein, daß es mir unmöglich ist, den Beschluß der Kommission anzunehmen, und zwar, weil die Annahme desselben aufgefaßt werden muß als eine Zustimmung zu dem ganzen Erlaß. Denn von irgendeinem Unterschied der Anschauungen ist hier keine Rede. . . . Ich würde den Grundgedanken gerade umgekehrt fassen, wie die Kommission. . . . Es handelt sich um eine allgemeine Beschränkung des kirchlichen Wirkens. Die Kirche soll in politischen und sozialen Tagesstreitigkeiten keinen maßgebenden Einfluß haben. Das ist unannehmbar. Der Kulturkampf war eine brennende politische Tagesstreitigkeit; der Friedensschluß in dem Kampfe ebenso. Wer hat damals nicht aufs tiefste bedauert, daß unsere evangelische Kirche, die alte treue Freundin des brandenburgisch-preußischen Staates, in dieser Sache nicht einmal gefragt wurde? Die Simultanschule, das Zedlitzsche Schulgesetz, die Professorenfrage,

das alles sind brennende politische Tagesfragen. Zu sagen, daß unsere evangelische Kirche in diesen Fragen keinen maßgebenden Einfluß erstreben soll, heißt, sie zu den Akten werfen. Wir müßten gar keine Kirche sein, wenn wir hier keinen Einfluß erstrebten. . . . Statt dessen wird die Aufgabe der Kirche allein auf Predigt, Seelsorge, Verwaltung der Heilsgüter beschränkt. Damit kann man selbstverständlich einen maßgebenden Einfluß in jenen Fragen nicht erwerben. Dazu gehört Aktion, eine große nachhaltige Aktion mit Einsetzung der ganzen Kraft und Persönlichkeit. . . . Nun haben wir ja gerade die Tatsache vor uns, daß ein ungeheurer Abfall in unserem Volke vorhanden ist, der durch Predigt, Seelsorge, Verwaltung der Heilsgüter nicht gemindert wird, sondern trotzdem fortbesteht; ein Abfall, von dem jeder Kundige weiß, der in den unteren Schichten die Stimmung kennt, daß er soziale Ursachen hat. . . . Dieser kirchliche Kollektivnotstand entsteht nicht durch persönliche Verhältnisse, nicht durch Forschen und Zweifeln, nicht durch Suchen und Nichtfinden. Nein, durch die sozialistische Agitation werden Millionen dem kirchlichen Leben entfremdet und in den Atheismus hineingeführt. Das ist die Not. Wie wir sie beseitigen, davon hängt die Zukunft Deutschlands, ja der ganzen christlichen Welt ab. Wer aber sagt, daß da ohne ein Eingehen auf die sozialen Verhältnisse Erfolge zu erreichen sind, der soll mir seine Erfolge erst zeigen. Ich glaube nicht daran."

Stoecker kommt dann auf den Einwurf, diese Tätigkeit solle nicht von Geistlichen, sondern von Laien geübt werden.

„Ach, verehrte Herren, wie gern hätte ich in Berlin Laien kämpfen sehen! . . . Wenn aber die Not so groß ist, dann frage ich nicht, ob die Hilfe auch ganz genau mit dem Amtsbegriff übereinstimmt, sondern ich gehe hin und tue, was Gott mir sagt. Ich versichere Ihnen, ich habe in meiner langjährigen Wirksamkeit in der Domgemeinde nur von einem einzigen Gemeindegliede einmal einen Widerspruch gegen meine soziale Tätigkeit gehört. Es würde Sie gewiß interessieren, wenn ich Ihnen sagte, wer dieser eine ist: das möchte ich aber nicht. . . . Ich hätte gewünscht, der Evangelische Oberkirchenrat hätte die wenigen Geistlichen, die bei ungesunder Agitation Führer waren, durch die Generalsuperintendenten vorfordern lassen und ihnen ordentlich den Text gelesen, und dieser Erlaß, der die Mahnung an die Geistlichen mit schwerwiegenden Grundsätzen über Kirche und geistliches Amt belastet, wäre nicht geschrieben."

Stoecker weist dann noch als auf das Ernsteste auf die Tatsache hin, daß von 50 sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag nur etwa fünf auf katholischem Boden gewählt wurden — alle anderen in protestantischen Gebieten. Die katholische Kirche sei am Werk, Arbeitergeistliche auszubilden und sie mit aller Kenntnis der sozialen Dinge auszurüsten. Sie werde bei sozialpolitischen Arbeiten offiziell mit Anerkennung herangezogen. Sei es da richtig, der evangelischen Kirche nur Zurückhaltung zu gebieten?

Auf Stoeckers Rede antwortete Präsident Barkhausen in äußerst gewandter Weise. Besonders geschickt wußte er die nicht

abzuleugnenden Fälle von Entgleisung jüngerer Geistlicher für sich zu verwerten, deren Wiederholung vorgebeugt werden müsse. Sehr abfällig äußerte sich der Redner über den religiösen Wert der Volksversammlungen. Von „innerer Anfassung der Gewissen" sei in ihnen nicht die Rede.

Prof. v. Nathusius versuchte in eingehender Rede, wenn nicht die „Sozialpolitik", doch die „soziale Arbeit" für die Kirche zu retten. Aber die reaktionäre Strömung lief so stark auch durch die Synode hindurch, daß Stoecker — wohl zum ersten Male in dieser Körperschaft — eine Niederlage erlitt. Auch der Antrag Nathusius wurde abgelehnt, dagegen die dem Oberkirchenrat zustimmende Resolution einfach angenommen.

Lange ist man ja nicht in diesem Strom geblieben. Schon 1903 wurden wieder Beschlüsse im Sinne Stoeckers gefaßt. Aber für den Augenblick herrschte die feindliche Stimmung nicht nur im Staat, sondern auch in der Kirche.

Auf die Behauptung Barkhausens, daß bei den Volksversammlungen nach der religiösen Seite nichts herauskomme, griff Stoecker schon in der nächsten öffentlichen Volksrede zurück, und berichtete, daß an eben jenem Tage ihm ein Mann aus dem Volk freiwillig gerade im Hinblick auf die politische Agitation erklärt habe: „Wenn ich Ihnen nicht in die Hände gefallen wäre, wäre ich ein Taugenichts geworden." Bei dieser Mitteilung erhob sich von allen Seiten des Saales der vielstimmige Ruf: „Ich auch! Ich auch!" Immer wieder begegnete man Menschen, die durch Stoeckers Volksreden den Anstoß zu einer inneren Umwandlung bekommen hatten. Der christlich-soziale Gedanke hatte sie zum Christentum zurückgeführt. Vielleicht gibt es keine wirksamere Evangelisation für Entfremdete, als die politische Volksrede, wenn der Redner seine Motive aus dem Evangelium herleitet. Jedenfalls beweisen die Tatsachen, daß dem Reich der Finsternis nie so bange gewesen ist um seinen Einfluß im öffentlichen Leben des deutschen Volkes, als in den Tagen Stoeckers. Eben darum machte der Teufel alle Mächte der Hölle mobil, um diesen Mann zu vernichten. Man kann die Bekehrung einzelner in Kirchen und Gemeinschaften nicht höher einschätzen, als es Stoecker tat. Aber er verlor über Erfreulichkeiten im kleinen den Maßstab nicht

für das Verderben im großen. Er erkannte z. B. ein Mißverhältnis darin, wenn eifrige Detailarbeit mit großen Kosten und vielen Umständen einzelne Glieder der männlichen Jugend in stille Häfen rettete, während unbekämpfte politische Agitation, verderbte Presse und verlumpte öffentliche Meinung die großen Scharen der Jünglinge immer wieder ins Verderben dahinriß!

Stoecker wollte nicht eins oder das andere, entweder Privatseelsorge oder öffentliche Arbeit, sondern beides.

Uebrigens hatte auch der reaktionäre Standpunkt zu wenig inneres Recht, als daß er hätte dauern können. Und so zeigte schon die Generalsynode von 1903 ein ganz anderes Gesicht.

Hier beteiligte sich Stoecker lebhaft schon an dem ersten grundsätzlich wichtigen Verhandlungsgegenstand, der Beratung des rechten Verhältnisses der offiziellen Kirche zu den Bestrebungen für Evangelisation und Gemeinschaftspflege. Desgleichen bat er wieder um seine Kollekte für die Stadtmission, die ihm dankbar gewährt und auch vom Propst v. d. Goltz befürwortet wurde.

Zum Mittelpunkt der Debatte wurde eine Rede Stoeckers in der Professorenfrage. Seinem entschiedenen Eintreten für das positive Christentum, das bei Fortdauer der gegenwärtigen Mißstände an den Universitäten in die Sekten und in den Katholizismus flüchten werde, ist es zu danken, daß die Generalsynode eine Resolution faßte mit dem Grundsatz, daß die Freiheit der wissenschaftlich theologischen Forschung an die Anerkennung der Heilstatsachen gebunden sein müsse. Als die Oberkirchenratsmitglieder, speziell v. d. Goltz, die Einsicht gewannen, daß sie mit bloßer Verwässerung der Resolution nicht durchkommen würden, gaben sie eine Art von vager Zusage, daß das Kirchenregiment hier mit dem Generalsynodalvorstand im Einvernehmen handeln wolle.

Das Bedeutsamste aber war, daß die Generalsynode am 4. November einem Gesetzentwurf zustimmte, der für soziale Zwecke eine erhebliche Geldsumme (220 000 Mark im Jahr) zur Verfügung stellte. Als Verwendungszweck dieser Summe wurde bestimmt die Verstärkung der Seelsorge in Großstädten und Industriebezirken, sowie die „Förderung von kirchlichen Veranstaltungen, welche Gemeinden und Geistliche und solche, die

sich auf das geistliche Amt vorbereiten, in die Kenntnis und das Verständnis der sozialen Aufgaben und des Anteils der Kirche an ihrer Lösung einzuführen geeignet sind." Die richtige Verwendung dieser Mittel erschien so wichtig, daß sie nicht dem Oberkirchenrat allein überlassen, sondern an die Mitwirkung des Generalsynodalrats geknüpft wurde.

Mit diesem wichtigen Gesetz — es war nunmehr die vierte Kehre im Zickzackkurs des Kirchenregiments — hatte die Kirche zum ersten Male anerkannt, daß es kirchlich-soziale Aufgaben gebe, die nicht nur von freien Vereinen, sondern von der organisierten Kirche zu bearbeiten sind. Durch den Beschluß wurde eine alte Spannung zwischen dem Kirchenregiment und weiten kirchlichen Kreisen beseitigt.

Unter den Rednern, die das Gesetz befürworteten, stand Stoecker mit einer markigen Rede obenan. Er griff zurück auf den verkehrten Erlaß von 1895 und hofft es doch nicht zu erleben, daß es dem Geistlichen zum Vorwurf gemacht wird, wenn er in Volksversammlungen hineingeht, um seine Gemeinde vor Umsturzleuten und Atheisten zu schützen. Auch der Heiland habe gegen die Parteien seiner Zeit gekämpft, „nicht um ihrer politischen Eigenart willen, sondern weil sie Feinde des Reiches Gottes waren." — Wie behüten wir durch besseres Verständnis des Christentums die Massen vor dem Abgrund? — muß immer mehr gefragt werden. „Denn daran ist kein Zweifel: in Deutschland wird die sozialpolitische Verführung schließlich an die Bevölkerung des letzten Dorfes herantreten; und meine Ueberzeugung ist, daß nur die Arbeiter widerstehen werden, die ein lebendiges Christentum im Herzen tragen." Hier lägen noch große ungelöste Aufgaben. „Graf Hohenthal sagte schon, das arbeitende Volk halte vielfach die Kirche für die Freundin der Reichen und für die Feindin seines Aufstrebens. Da müssen wir den arbeitenden Klassen zeigen, daß das Christentum kein Hindernis ist für gesunde soziale Bewegung, wenn es nur auch in sittlicher und religiöser Beziehung aufwärts geht." Stoecker erwähnt dann die entgleisten Pastoren. Warum sind sie entgleist? Weil die Kirche sie nicht an die Arbeit gestellt hat. Auch die Wissenschaft trägt Mitschuld; sie hat immer nur Individual-Ethik getrieben, und die Sozialethik liegen lassen.

„Ich habe die Hoffnung, es ist noch viel zu retten, und wir sind noch nicht am Ende."

Am 18. Oktober 1899 feierte Stoecker den Tag seiner 25jährigen Arbeit in Berlin, und empfing, wie immer bei solchen Anlässen, die zahlreichen Segenswünsche seiner Freunde und Anhänger.

Ein Professor und Geh. Medizinalrat, der persönlich behindert war, schreibt an Stoecker: „Sie können heute einen frohen Rückblick halten, trotz schwerer Kämpfe und bitterer Kränkungen. Gottes Hand war über Ihnen. Wo sich eine Tür verschloß, öffnete sich freundlich eine andere. Wie hoch stehen Sie in Achtung bei allen, die den Herrn lieb haben! In wie freudiger Entwicklung und schöner Blüte finden Sie heute Ihr Lebenswerk, die Berliner Stadtmission! Sie predigen vor einer übervollen Kirche einer dankbaren Gemeinde! So mag Sie denn der allmächtige Gott weiter geleiten, daß Sie noch lange in Segen wirken mögen! Sein Friede walte über Ihnen, er durchwehe Ihr Haus und Ihr sturmbewegtes Leben! Seine Gnade sei bei Ihrer schweren, stark angefochtenen Arbeit, daß sie viele Früchte bringe zur Ehre Gottes und des Vaterlandes Besten! Behalten Sie lieb Ihren N. N."

Größere Feiern bedeutete es, als am 9. März 1902 die Berliner Stadtmission das 25jährige Jubiläum ihres Bestehens feierte.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieses Buches, eine eingehende Geschichte der Entwicklung des großen Werkes zu schreiben. Das ist auch schon anderweitig geschehen. Zum Jubiläum erschien ein großes, reich illustriertes Prachtwerk: Die Berliner Stadtmission. Dargestellt von Ernst Evers. (Buchhandlung der Stadtmission.) Doch würde andererseits etwas fehlen in der Darstellung von Stoeckers Wirksamkeit, wenn hier nicht wenigstens eine Uebersicht folgte über das geschichtliche Wachstum und über den gegenwärtigen Stand dieser umfassenden Missionsarbeit.

Von den Anfängen der Stadtmission ist schon oben berichtet worden. Den ersten großen Schritt vorwärts machte das Werk, als im Jahre 1883 das alte Variététheater am Johannistisch

als Hauptquartier gekauft werden konnte. Am Sonntag Cantate 1884 wurde es mit den notwendigen Neubauten eingeweiht. Oberhofprediger Kögel hielt die Weiherede; Stoecker gab den Bericht, der mitteilen konnte, daß die Anbauten schuldenfrei errichtet wurden, da von Freunden 47 625 Mark geschenkt waren. Dieses Hauptquartier lag in einer Massengemeinde von 60 000 Seelen, die nur über ein kleines Interimsbethaus mit 600 Sitzplätzen verfügte.

1885 ward ein neuer Anbau nötig, da ein Asyl für entlassene Strafgefangene sich als Bedürfnis erwiesen hatte. Unter dem Protektorat der Prinzessin Wilhelm wurde ein Bazar veranstaltet, der 44 000 Mark einbrachte. Damit war der Bau der Arbeitsstätte gesichert.

1893 kam zu den bestehenden Baulichkeiten die Stadtmissionskirche hinzu. Es ist schon berichtet worden, daß Oberpräsident von Kleist-Retzow die Gelder für diesen Bau bei Stoeckers Ausscheiden aus dem Dom (1890) zu sammeln begonnen hatte. 1892 wurde der Grundstein gelegt und 1893 — am dritten Adventssonntag — die Weihe gefeiert. Die Festpredigt hielt Stoecker in großer Bewegung mit Dank und Gelübde. Er sagte u. a.:

„Dies ganze Grundstück war in den Zeiten des Schwindels ein Theater und verödete in den Zeiten des Krachs. Da haben wir es in die Hand genommen und zu einer Stätte Gottes umgeschaffen. Hier, wo jetzt der Altar steht, stand die Sommerbühne. Ist das nicht zum Loben? . . .

Dieser Saal ist nun eine Volkskirche, durch das Volk gebaut, für das Volk ohne Unterschied der Plätze bestimmt. Hier sind alle Plätze frei. Ein Pfarrer schickte uns seine Gabe und schrieb dazu: „Für die Kirche, in welcher kein Platz vermietet wird.““

Ueber das Aufbringen der Gelder — 150 000 Mark waren gesammelt, 70 000 Mark fehlten noch — berichtete Stoecker:

„Wohl niemals ist ein so großer Bau aus so vielen kleinen Bausteinen hergerichtet. Ein Tröpflein Mörtel sandte ein Arbeiter; es war eine halbe Mark. Ob er wohl 10 Pfennige geben könne, fragte ein Fabrikarbeiter seinen Pfarrer. Auch reiche Gaben fehlten nicht. Von 10 Pfennigen bis 15 000 Mark tat sich uns die Liebe kund. Ein pommerscher Edelmann bot die Eichen aus seinem Walde oder den Preis dafür: 1000 Taler. Ein schwäbischer Bürger sandte einen großen Beitrag. Viele Amtsbrüder im ganzen Deutschen Reich haben mit ihren Gaben den Bau gefördert; in ganzen Diözesen sind sie ohne Ausnahme freudig gewesen zu helfen. Ich danke ihnen aus brüderlich bewegtem Herzen. Städte, Dörfer, Güter, Fabriken, Amtsstuben, Gasthöfe Hospitäler, Kadettenanstalten, einzelne Häuser haben gesammelt. Auch aus anderen Ländern,

aus fremden Erdteilen flossen die Gaben. Besonders die deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands will ich in Treue und Dankbarkeit nennen; trotz ihrer eigenen Not haben sie über Erwarten mitgeholfen. So ist dieser Saal, für uns beschämend und überwältigend, ein Denkmal evangelischen Brudersinns in der ganzen Welt.

Ueber den Hauptförderer des Planes, Herrn von Kleist-Retzow, sagte Stoecker: Es war eine große Freundschaft, daß der selige Kleist-Retzow mit anderen Männern, als mein Abschied von der Domgemeinde feststand, den Gedanken faßte, mir einen Predigtsaal zu bauen. Es war ein großer Glaube, zu glauben, daß sich Menschen finden würden, um den Gedanken ins Werk zu setzen, und die Mittel, ihn zu vollenden. Es war eine große Mühe, im ganzen Vaterlande die Herzen für die Sache zu erwärmen und alle Widersprüche und Einwürfe zurückzudrängen. Es war eine große Liebe, daß sich in allen Provinzen treue Freunde fanden, welche den Bau auf ihr Herz und in ihre Fürbitte nahmen. Es war eine große Ausdauer, als die nötigen Summen sich nicht gleich einstellten, drei Jahre lang zu sammeln. . . . Der edle von Kleist-Retzow ist längst droben. Der treue General von Bülow, der für Berlin die Sache in die Hand nahm, ist abgerufen. Der eifrige Kaufmann Paasche ist vor wenigen Wochen von uns gegangen. . . .

Daß an der Sache manches persönlich war, kann ich ja nicht verschweigen. War doch der Saal in erster Linie für mich geplant, damit ich weiter predigen könnte. Liegt darin eine beständige Mahnung zur Demut, so war es auch wieder erhebend, daß so viele sich bemühten, eine Wunde zu lindern, die meinem amtlichen Leben geschlagen war. . . ."

Natürlich kamen Stoeckers Wirken im neuen Predigtsaal und die Ausdehnung des Hauptquartiers der ganzen Arbeit sehr wesentlich zustatten. Ein kühnes Unternehmen war es, als Stoecker zuerst den Betrieb eines Hospizes in den Arbeitsplan der Stadtmission aufnahm. Es geschah das durch Vertrag mit dem Kaufmann Paasche, der sein in der Mohrenstraße belegenes Haus dafür hergab. Der Versuch glückte über Erwarten. Andere Hospize kamen hinzu. Und alle wurden zu überaus willkommenen Einnahmequellen für die Zwecke der Stadtmission. In der Weiherede des ersten Hospizes sagte Stoecker: „Es ist so der Zug der Zeit, manches Gebiet, das der Kirche und dem Reiche Gottes abhanden gekommen war, wiederzugewinnen und mit dem Geiste Jesu Christi zu durchdringen. Auch dies Haus soll dazu dienen. Diese Herberge will eine Stätte bieten, da der Fremdling von draußen sich wie daheim fühlt. Allen, die hier einkehren, soll es ein wenig wie zu Hause sein, als hätten sie ein Stück Familie um sich. Daher haben wir ihm den Namen Hospiz gegeben. Das Wort hat einen alten Ursprung. Es kommt von jenen Klosterherbergen, wie oben auf dem St. Gotthard eine solche steht. Und wenn wir hier nun

auch nicht mit Eis und Schnee und den Gefahren des Hochgebirges zu kämpfen haben, so findet der Fremde in der Residenz doch viel Schwierigkeiten und Wirrnisse, aus denen er sich hierher, wie in einen Hafen bergen kann. Man hat ja diese Herbergen zuerst für die Arbeiterwelt geschaffen. Und es macht der Kirche Ehre, daß sie zuerst der Armen gedacht hat. Aber auch die Begüterten gehören zum Reiche Gottes. Darum sind zu den Herbergen die Hospize hinzugekommen."

An sonstigen äußeren Veranstaltungen hat die Stadtmission eine „Zufluchtsstätte für verirrte und gefährdete Frauen und Mädchen" und zahlreiche Kapellen und Säle. An Industrien sind zu nennen eine Buchhandlung, Kunstanstalt für Kirchenausstattung, Buchdruckerei und Buchbinderei, eine Waschanstalt. Weiter ein ganzes Netz von Vereinen für Männer und Jünglinge, für Mütter und Jungfrauen. Glücklich war Stoecker, wenn er die rechten Persönlichkeiten für die Leitung dieser Vereine gefunden hatte.

Die Buchhandlung war lange ein Schmerzenskind, aber im Laufe der Zeit hat man auch hier die rechten Wege gefunden. Als volkstümliches Sonntagsblatt wird der „Sonntagsfreund" herausgegeben, für die Freunde der gesamten Arbeit die „Blätter aus der Stadtmission", dazu die Pfennigpredigten, ein Pfennigblatt „Kraft und Licht", sowie mehrere Kalender. Für die kirchlich interessierten Gebildeten gab Stoecker stets eine Kirchenzeitung heraus, die sein ganzes Ideengebiet wissenschaftlich darlegte und verteidigte; an die Stelle seiner „Deutsch-Evangelischen Kirchenzeitung" trat 1902 die „Reformation", beide Zeitschriften jedoch nicht unter Verantwortung der Stadtmission, sondern ihrer Herausgeber.

Zwei Erholungshäuser im Harz dienen dem doppelten Zweck, einmal müden Berufsarbeitern der Inneren Mission, sowie unbemittelten Erholungsbedürftigen der Großstadt die Möglichkeit der Ausspannung, sodann ganz allgemein dem Sommerreisenden, der auch für die Ferien christliche Gemeinschaft sucht, ein Asyl dieser Art zu bieten.

Aber alle diese äußeren Dinge sind nur Mittel zum Zweck. Die eigentliche Arbeit trägt geistlichen Charakter, und ihr Ziel ist es, Seelen zu suchen. Das geschieht im ganzen so, daß die

Stadtmissionare um eine Gemeinschaftsstätte lebendige Christen sammeln, um mit ihnen an den geistlich Toten zu arbeiten. Verkündung des Wortes und Hausbesuche sind die Mittel. Aber auch Spezialarbeit wird getrieben, so die „Blaue Kreuz-Arbeit" an den Opfern des Alkohols, und die selbstverleugnungsvolle Nachtmission, die den Trägern und Opfern der Unzucht nachgeht. Auch die aus Luthers Leben so wohlbekannte Kurrende erweckte Stoecker zu neuem Leben, und hat diesem kleinen Missionszweig fortdauernd seine besondere Liebe zugewandt. Weiter ist die Stadtmission bemüht, ungetaufte Kinder zur Taufe und ungesegnete Paare zur kirchlichen Trauung zu bringen, überhaupt hinzuwirken auf treue Erfüllung aller kirchlichen Pflichten.

Einen Begriff von dem Wachstum des Werkes gibt es, daß der letzte Etat vor Stoeckers Zeit etwa mit 11 000 Mark balancierte. Fünf Jahre später schloß die Rechnung mit Einnahme von 78 000 Mark und etwas geringerer Ausgabe. Wieder fünf Jahre später war das Gleichgewicht mit 161 000 Mark da. Und als Stoecker schied, war die Summe von 200 000 Mark weit überschritten. Es standen in der Arbeit sechs Geistliche als Inspektoren, 46 Brüder als Stadtmissionare, 12 Schwestern und fünf Kandidaten.

Ueber sein Verhältnis zur Stadtmission hat Stoecker sich einst im Freundeskreise in folgenden Worten ausgesprochen: „Ein Friedensbogen in den Wolken ist mir die liebe Stadtmission immer gewesen. Wenn draußen im Amt oder im öffentlichen Leben Wolken aufstiegen und es stürmte — manchmal hat es auch gehagelt, gedonnert und geblitzt — dann war in der Stadtmission immer Ruhe. Solch großes Werk mit so reicher Arbeit und so vielen Persönlichkeiten hat ja natürlich auch manche Schwierigkeiten. Aber das kann ich doch sagen, daß ich in der Stadtmission sehr wenig Kummer und Sorge gehabt habe, dagegen unbeschreiblich viel Freude. Und dies besonders darum — wofür ich Gott besonders danke — weil in der Stadtmission immer voller Friede und Einigkeit war — im Vorstand, wie mit den teuren Amtsbrüdern und ebenso mit den Brüdern und Schwestern. Was soll ich gar von den vielen lieben Vereinen sagen, die eng mit uns verbunden, uns wie eine feurige

Mauer betend und fürbittend umgeben! Ich kann nur sagen: Das hat der Herr getan, und es ist ein Wunder vor unseren Augen!"

Es war charakteristisch für Stoecker, daß er den größten wie den kleinsten Dingen ein absolut gleichmäßiges Interesse entgegenbrachte, und daß er jede einmal begonnene Arbeit in vorbildlicher Weise pflegte. Ohne sehr triftigen Grund wird er kaum jemals eine Vorstandssitzung oder eine Besprechung mit den Brüdern versäumt haben. Wenn die Notwendigkeit neuer Wege und Unternehmungen klar wurde, ging er fest und energisch vor. Von allem Gründungseifer war er aber sehr weit entfernt, und wenn das Neue eine finanzielle Seite hatte, war er vorsichtig und überlegt. Von dem „heiligen Leichtsinn", der manche christliche Unternehmer in gewagte Gründungen und Verlegenheiten hineingetrieben hat, kann man bei Stoecker nicht reden. Er überschlug den Turmbau, bevor er den Grundstein legte.

Dem neuen Institut der Gemeindehelfer stand er skeptisch gegenüber. Er wußte aus Erfahrung, wie notwendig es sei, daß gerade die Glieder dieses clerus minor geistlich gepflegt und beraten werden, und er fürchtete, daß hier und da völlig unkontrollierte Stellungen entstehen und die Inhaber derselben in die mancherlei Versuchungen einer zu großen Unabhängigkeit hineingeraten würden.

Am 9. März 1902 feierte die Stadtmission ihr 25. Jahresfest. Bei dieser Gelegenheit wurde Stoecker von der Universität Greifswald der Titel eines Doktors der Theologie verliehen. Professor Dr. Haußleiter überreichte am Schluß des Gottesdienstes in der Stadtmissionskirche das Diplom.

Im Mai 1904 hatte Stoecker einen seiner letzten Konflikte. Er war vom Präsidenten des Direktoriums der Kirche Augsburgischer Konfession im Elsaß aufgefordert worden, bei einem Jahresfest die Predigt zu halten.

Nun hatte es kurz zuvor eine politische Wahl gegeben, und die Christlich-Sozialen hatten bei Stoecker angefragt, wie sie sich in einem Wahlkreise zu verhalten hätten, wo ein nahezu sozialdemokratischer Freisinnler, der auf den Namen Blumenthal hört, und ein katholischer Kandidat sich gegenüberständen.

Stoecker antwortete, daß es nach seiner Ansicht unmöglich sei, Blumenthal zu wählen. Natürlich gab diese Antwort großen Spektakel in der liberalen Presse, und obwohl die erteilte Auskunft mit der fraglichen Festpredigt gar nichts zu schaffen hatte, schrieb Präsident Curtius an Stoecker: „Der Vorstand der hiesigen Landeskonferenz sieht sich zu seinem lebhaften Bedauern genötigt, Ihnen mitzuteilen, daß wir auf Ihre Festpredigt verzichten."

Stoecker gab nun eine öffentliche Erklärung ab, „um von den evangelischen Glaubensgenossen nicht mißverstanden zu werden."

„Es handelt sich für mich in erster Linie nicht um die Person, noch um die Konfession der Reichstagskandidaten, sondern um die Lage des Deutschen Reiches. Ich fasse dieselbe so auf, daß ich das Anwachsen der revolutionären Sozialdemokratie für die dringendste Gefahr Deutschlands ansehe. Die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen, die im vorigen Jahre hier abgegeben sind, ist so groß, wie die des sozialen Umsturzes in der gesamten übrigen Welt. Trotzdem lehnt Herr Reichstagsabgeordneter Blumenthal es ab, daß sich die übrigen politischen Parteien zur Bekämpfung und Ueberwindung der Sozialdemokratie zusammenschließen. Er vertritt vielmehr die Verbindung der liberalen Parteien mit der Sozialdemokratie gegen den „Klerikalismus". Ich verkenne die Gefahr des Ultramontanismus für Staat und Kirche nicht; aber ich halte einen erfolgreichen Kampf gegen die Sozialdemokratie nur dann für möglich, wenn sich beide Konfessionen dazu miteinander verbinden. Und diesem Kampfe vor allem gilt mein öffentliches Wirken seit länger als einem Vierteljahrhundert.

In der christlich-nationalen Bewegung, die auf dem vorjährigen Kongreß in Frankfurt ihren Ausdruck fand, haben sich endlich mehr als 600 000 evangelische und katholische Arbeiter vereinigt. Unter dem ersten Vorsitz eines evangelischen Christlich-Sozialen, der ein gläubiger Christ und treuer Patriot ist, wollen sie die berechtigten Arbeiterinteressen vertreten und der Sozialdemokratie Widerstand leisten. Nach dem Urteil des christlichen Sozialreformers ist die Vereinigung dieser Männer ein heller Hoffnungsstrahl in dunkler Zeit, nach meiner Meinung der einzige Weg der Rettung unseres Volkes aus dem sozialdemokratischen Jammer. Aber gerade von ihnen sagte Herr Rechtsanwalt Blumenthal im Reichstag: Sie seien diejenigen, welche die Reihen der Sozialdemokratie dereinst verstärken würden.

Ein schlimmeres Wort konnte nicht gesagt werden. Es zerstört jede Aussicht auf Gegenwehr gegen den sozialen Umsturz. Wer es ausspricht, kann nicht darauf rechnen, von einsichtsvollen oder gar von christlich gesinnten Deutschen in den Reichstag gewählt zu werden.

Bei dieser Lage der Dinge genügt aber der Ruf nicht: Um jeden Preis evangelisch gegen katholisch! Die Parole: „Auf jeden Fall gegen Rom!" wird hier zum völligen Widersinn. . . . . Ich kann es nur als eine Verirrung ansehen, wenn Anhänger der bestehenden Staats- und Kirchenordnung Herrn Rechtsanwalt Blumenthal ihre Stimmen geben. Für Christlich-Soziale ist es durchaus unmöglich."

IX.

Stoecker als Parlamentarier.

Wenn hier ein kurzer Abschnitt der Tätigkeit Stoeckers als Parlamentarier gewidmet wird, so kann es sich nicht um eine erschöpfende Darstellung handeln — das wäre Spezialaufgabe für ein eigenes Buch — sondern nur um Streiflichter. Stoecker hat neun Jahre im Landtag und 22 Jahre im Reichstag gesessen, und zu fast allen Fragen des kirchlichen und des sozialen Gebiets vielfach das Wort genommen.

Von seinen Kämpfen in den achtziger Jahren, speziell den antisemitischen, ist schon die Rede gewesen; sie setzten sich in den neunziger Jahren fort. Besonders das Jahr 1892 brachte reiche parlamentarische Tätigkeit, und Stoecker erwies sich fortdauernd als ein Debatter, der auch den redefertigsten Gegnern noch Niederlagen beibrachte. Munckel und Virchow trieb er — jeden einzeln — derart in die Enge, daß ihnen in der Verlegenheit die Ausflüchte ausgingen.

Vielfachen Anlaß zu Kämpfen bot die Judenfrage, speziell 1892 der „Fall Buschoff". In Xanten in der Rheinprovinz war ein Christenkind ermordet worden, und zwar waren die Schnitte des Messers, mit dem das Kind umgebracht war, so sachverständig geführt, daß die öffentliche Meinung sofort den jüdischen Schlächter Buschoff als den Täter bezeichnete. Dazu kam dann, daß die Leiche blutleer war, und daß ein Zeuge aussagte, er habe gesehen, wie Buschoff den Knaben in sein Haus gezerrt habe. Trotzdem ging die Justiz sehr wenig energisch vor — man hatte den Eindruck, daß alle Schritte in der ängstlichen Sorge vor dem Mißfallen der jüdisch-liberalen Presse getan wurden, die

von vornherein als Dogma und Axiom den Satz festgelegt hatte, daß Buschoff der Täter nicht sein könne, weil „Ritualmorde" unmöglich seien.

Stoecker besprach am 9. Februar 1892 die Sache im Abgeordnetenhause in treffendster Weise.

„M. H. Ich gehöre nicht zu denen, welche durch den Fall Buschoff die öffentliche Meinung aufgeregt haben; ich habe noch nie über diese Sache in Volksversammlungen ein Wort verloren. Aber wenn Herr Rickert seine Partei dadurch in helles Licht setzen will, daß er sagt, dort kämen Anstürme gegen die Justiz nicht vor, so kann ich nur sagen: es kommt dort allerdings gar nichts vor, wenn es sich um die Juden handelt. Dagegen wenn sich's um Christen handelt, so findet man in der liberalen, besonders in der fortschrittlichen Presse ein Anstürmen, ein Verdächtigen, ein monatelanges Hindurchziehen eines solchen Falles durch die Presse in der empfindlichsten und empörendsten Art. Er soll deshalb nur ganz ruhig sein und lieber vor seiner eigenen Türe kehren (Bravo! rechts.) Wenn aber das wahr ist, was Herr Rickert sagt, daß gestern Buschoff verhaftet, von neuem verhaftet ist, so zeigt ja diese Tatsache auf das allerdeutlichste, daß eine öffentliche Bewegung nötig war, (sehr richtig! und hört, hört! rechts. Oho! links), so hat die Justizverwaltung dadurch selber zugestimmt, daß bei der ersten Haftentlassung etwas versäumt ist. —

Ich gehöre auch nicht zu denen, welche jemals im öffentlichen Leben von Ritualmord sprechen. Vielmehr kann ich mich darauf berufen, daß ich diesen Ausdruck jederzeit ablehne, daß ich meine Freunde warne, von einem Ritualmord zu sprechen. Ich will hier ganz offen sagen, daß es für mich undenkbar ist, wenn man behauptet, daß der jüdische Ritus ein Abschlachten von Menschen, einen Gebrauch von Blut zu irgendwelchen rituellen Zwecken fordert. Aber es handelt sich dabei mehr um einen falschen Ausdruck. Daß vielfach im Lauf der Geschichte aus Aberglauben und Fanatismus Christen, besonders Christenkinder von Juden umgebracht sind, daran zweifelt niemand, der die Jahrhunderte genau studiert. (Sehr richtig! rechts.) Mir hat ein sehr hochstehender Mann gesagt, daß von den orientalischen Diplomaten wohl keiner daran zweifelt, daß im Morgenlande, wo sich diese Fälle von Christenmord, weil es da keine öffentliche Meinung gibt, sehr leicht verbergen, dieselben häufiger seien, als wir denken. Ich erinnere überdies Herrn Rickert an den Fall Bernstein, der ja zur Aburteilung in Breslau gekommen ist. Da ist klar nachgewiesen, daß ein Rabbinatsschüler in der Tat an Christenkindern mehrfache Blutabzapfungen vollbrachte, und als er verhört wurde, äußerte: er habe es getan, um seine religiösen Bedenken zu beschwichtigen. Man hat diesen Mann für unzurechnungsfähig erklärt; das ist dann das allerbequemste, um eine solche Sache aus der Welt zu schaffen. (Oho! links.) Aber das will ich doch Herrn Rickert sagen, daß hier ein Fall vorliegt — er denkt ja an nichts, darum hat er auch an dies nicht gedacht —, ein Fall, der auf derselben Linie steht, wie der Fall Buschoff. Hier ist eine Tatsache, an der kein Mensch zweifeln kann, selbst Herr Rickert nicht, obwohl er in der Truppe zur Abwehr des Antisemitismus einen so hohen Rang einnimmt. (Heiterkeit rechts.)

Noch auf eins möchte ich Herrn Rickert aufmerksam machen. Bei allen diesen Prozessen wegen jüdischer Morde, die in der letzten Zeit sich so häufig wiederholen, zeigt sich beständig eins, daß, nachdem die Unschuld des Betreffenden

festgestellt oder der Prozeß niedergeschlagen ist, niemals der Schuldige sich findet, weder in Tisza Eßlar, noch in Warschau, weder in Burg, noch in Neustettin — um einen ähnlichen Fall zu nennen —, noch irgendwo; der Schuldige verschwindet. Wie geht das zu, Herr Rickert? Sonst findet man doch den Schuldigen, bei diesen Prozessen niemals. Wenn das nur einmal geschehen wäre, möchte es sein, aber es ist immer so. Diese Verhältnisse möchte ich Herrn Rickert zur Ueberlegung vorhalten, er wird dann doch vielleicht vorsichtiger urteilen."

Diese Darlegung zeigt deutlich genug, daß Stoecker von allen „extremen" Ansichten, die man ihm immer andichtete, sehr weit entfernt war, daß er vielmehr klar, ruhig und besonnen urteilte. Aber er schenkte den Gegnern nichts, und auch der Justizminister von Schelling, der für sein hohes Amt aus manchen Gründen keineswegs besonders geeignet war, bekam das Nötige zu hören. Am 19. März, als wieder der Xantener Knabenmord in die Debatte gezogen und Stoecker angegriffen wurde, verteidigte er sich in längerer Rede und wies an mehreren Fällen die Parteilichkeit der Justiz in Judensachen nach. U. a. brachte er auch seine eigenen Erlebnisse mit dem Richter Kronecker und im Prozeß Bäcker vor:

„Ich werde Ihnen nun eine Tatsache anführen, die Ihnen das Lachen vertreiben sollte. Es kam (im Bäckerprozeß) der dritte Tag der Verhandlung, und da war der Vorsitzende, der verstorbene Präsident Lüty, dermaßen befangen, daß, obwohl ich die Sache beim Staatsanwalt anhängig gemacht hatte und Zeuge war, ich fünfmal von ihm als „Angeklagter" angeredet wurde. (Heiterkeit.) Nun müssen Sie doch zugeben, daß, wenn ein Richter dermaßen in seinem Geiste befangen ist, daß er Zeugen und Angeklagten verwechselt, er wirklich nicht imstande sein kann, Recht zu sprechen. Offenbar wirkten auf ihn Einflüsse, die in der Luft lagen. Ich denke ja nicht daran, dem Verstorbenen nachzusagen, daß er das wissentlich getan hat, kein Mensch blamiert sich gern wissentlich. Aber die Sache wäre völlig unbegreiflich, wenn Sie nicht annehmen, daß, wenn es sich um eine cause célèbre in Judensachen handelt, sich Geist und Sinn verwirrt, so daß man schließlich nicht weiß, was eigentlich vorgeht.

Dies der zweite Fall. Ich habe mich damals an den Herrn Justizminister gewandt; ich habe die nötige Remedur, die doch ein solcher unerhörter Fall erfordern sollte, nicht gefunden. Aber es bleibt doch etwas Unbegreifliches, daß ein Zeuge fünfmal als Angeklagter angeredet wird. Erklären Sie das anders als ich? Wenn Sie eine andere Erklärung wissen, ich will sie gern annehmen." . . . .

Dr. Virchow entgegnete:

. . . . „Wenn wir schon draußen in den großen Parteifehden die Beteiligung des Herrn Stoecker als eine höchst unheilvolle in Beziehung auf den moralischen Charakter, auf den ethischen Gang der Verhandlungen betrachten — (Lachen rechts), da kommt wieder das Verlegenheitslachen bei den Herren. Meine Herren, über solche Anklagen lacht man doch nicht. (Abgeordneter

Stoecker: Ueber Sie kann man doch lachen!) Man gerät in Zorn darüber oder man schämt sich. (Große Unruhe rechts; bravo! links.) Aber daß man lacht, bezeugt einen Zustand des Innern, den ich auf das tiefste beklage. Wie kann man über solche Dinge lachen! (Abgeordneter Stoecker: Ueber Sie lache ich!) Ueber mich können Sie lachen; aber in diesem Augenblick lachen Sie in Wirklichkeit über sich! Ich habe gesagt, es sei ein unheilvoller Zustand, — (Abgeordneter Stoecker: Das glaube ich eben nicht!) der für die ganze Richtung der ethischen Bewegung nachteilig gewesen ist, der die Massen daran gewöhnt hat, mit Verleumdung und allen möglichen anderen bösen Mitteln vorzugehen. Aufhetzung ist Ihre systematische Bestrebung gewesen — (Rufe rechts: Da hört doch alles auf! Glocke des Präsidenten.)

Vizepräsident Dr. Freiherr v. Heereman: Ich rufe Sie zur Ordnung.

Abg. Dr. Virchow (fortfahrend): Ich füge mich der Korrektur des Herrn Präsidenten. Aber ich darf sagen, daß wir froh gewesen sind, daß in den Massen draußen durch einen inneren Heilungsprozeß Herr Stoecker seines Einflusses mehr und mehr beraubt worden ist. (Ruf rechts: Glauben Sie das?) Ob ich das glaube, meine Herren? Das ist eine einfache Tatsache. Sie brauchen nur hinauszugehen in die Versammlungen, die Herr Stoecker gegenwärtig hält, und diese mit denen vergleichen, die er vor fünf Jahren gehalten hat. (Zuruf des Abgeordneten v. Kröcher: Ansichten!) Das sind doch keine Ansichten, das ist eine einfache Tatsache. (Glocke des Präsidenten.)

. . . . Ja, meine Herren, wie Sie diesen Grad von Verblendung festhalten können, daß Sie meinen, in Herrn Stoecker irgendein wesentliches Element der Stärke zu gewinnen und in seiner Genossenschaft einen ehrenvollen Feldzug ausführen zu können, ist mir dunkel." . . .

Stoecker entgegnete:

. . . . „Was mein angeblich falsches Zeugnis betrifft, so sind das olle Kamellen, Herr Professor! Ich erinnere aber daran, daß vor kurzer Zeit Rechtsanwalt Sello, dessen Autorität Sie gewiß anerkennen werden, darüber gesagt hat, — ich habe mich dessen gefreut, weil es einmal eine unparteiische Stimme aus jenem Lager war:

> Kein denkender Mensch wird daraus dem Hofprediger Stoecker einen Vorwurf machen.

Daraus mag Herr Virchow sich das Resultat ziehen, wofür ihn Herr Sello halten würde. (Heiterkeit. Sehr gut! rechts.) Wenn er dann von Versammlungen gesprochen hat, die früher Tausende besucht haben und jetzt nur Hunderte, so begreife ich nicht, wie Herr Abgeordneter Virchow dazu kommt. Ich habe ihn in meinen Versammlungen nicht gesehen; was seine Blätter darüber sagen, ist ja bekanntlich immer unwahr. Als alter Berliner sollte er nachgerade wissen, daß die Fortschrittspresse nie die Wahrheit sagt. Wenn Herr Abgeordneter Virchow zum Beispiel bei der Versammlung gewesen wäre, die ich über ein verwandtes Thema hielt, Hirschfeld und Wolff (Zusammenbruch einer Bank), so würde er gefunden haben, daß bereits eine halbe Stunde vor Beginn der Versammlung der große Saal der Tonhalle wegen Ueberfüllung geschlossen werden mußte, so daß ich veranlaßt war, noch eine zweite Versammlung zu halten, weil so viele waren, die darüber hören wollten. Das ist selbst in jener Glanzperiode, von welcher der Abgeordnete Virchow erzählt, nie geschehen, daß ich über ein Thema zweimal habe reden müssen, weil der Zudrang so ungeheuer war. Das ist mir aber erst vor wenigen Monaten geschehen.

Sie sehen also, Herr Abgeordneter Dr. Virchow, Sie stehen mit allen Ihren Behauptungen ohne Ausnahme auf morschem Boden. Von der Beurteilung des öffentlichen Lebens unter dem moralischen Gesichtspunkt sollten Sie am allermeisten Abstand nehmen. Sie haben uns beim Volksschulgesetz von einer religionslosen Moral erzählt, sogar aus Afrika. Sie haben hier in Berlin dazu mitgewirkt, eine solche religionslose halbe Negermoral herbeizuführen; — diese Moral zu verbessern ist meine Lebensaufgabe. Im übrigen ist es ja bekannt, was Sie seit 1864 in der Politik geleistet haben. Ich will Ihnen den Rat geben: kümmern Sie sich um Trichinen, davon verstehen Sie etwas, aber von der Politik lassen Sie Ihre Hände weg!" (Heiterkeit. Lebhafter Beifall rechts.)

Das Wort nahm nun der Abgeordnete v. Kröcher zugunsten Stoeckers. Stoecker möge wie alle Menschen, seine Schwächen und Fehler haben, aber er sei der einzige gewesen, der in Berlin gegen den Fortschritt und die Sozialdemokratie Erfolge aufzuweisen habe. (Lebhafte Zustimmung rechts. Abgeordneter Virchow: Welche?)

„Sehr bedeutende, Herr Virchow! Sie werden mir zugeben, daß vor dem Jahre 1879 hier beinahe keine anderen Stimmen abgegeben wurden, wie fortschrittliche. Seit 1879 sind doch einige konservative Stimmen abgegeben, und wenn Herr Stoecker nicht mehr Erfolge erzielt hat in Berlin bei den Wahlen — darüber werden sich doch die Herren klar sein —, dann liegt es wahrhaftig nicht an seinen Gegnern; die sind nicht schuld daran, daß Herr Stoecker nicht mehr Erfolge hat, sondern der Fehler liegt an seinen Freunden und an denen, die berufen waren, ihn zu unterstützen (sehr richtig! rechts) und ihn nicht unterstützt haben. Und, meine Herren, daß wir einen solchen Mann, wie Herrn Stoecker, daß wir, die konservative Partei, einen solchen Mann von uns abschütteln, werden, solche Selbstmordsgedanken werden Sie uns doch nicht zutrauen. (Heiterkeit und lebhaftes Bravo rechts.)

Abgeordneter Dr. Virchow: Dem letzten Herrn Redner kann ich nur sagen, daß es mir sehr erwünscht gewesen wäre, zu erfahren, welche Erfolge Herr Stoecker erreicht hat. . . . . Es wird mir eben eine Nummer der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung" (Nummer 10 vom 5. März dieses Jahres) von einem Kollegen übergeben, in welcher es im Leitartikel heißt:

> Während dieser Jahre aber, als mit dem Kirchenbauen ein kräftiger Anfang gemacht wurde, ist durch eine unbegreiflich kurzsichtige Politik die Berliner Bewegung so viel als möglich gestört. Weltliche und geistliche Obrigkeiten haben darin mitgearbeitet.

So wird das weiter ausgeführt. Was heißt das: „gestört!"? (Zuruf: „Gestört" ist doch nicht „zurückgegangen"!) — Was heißt es denn? (Zuruf: Von außen gestört!) — Ich meine, was es heißen soll: „gestört"? (Zuruf: Das können Sie sich selber herauslesen!) — Ja, ich lese heraus, daß diese Stärkung in einer Abnahme des Interesses der Bevölkerung bestanden hat. . . . . Wir wollen uns damit trösten, daß der Abschluß des Antisemitismus nahe vor der Tür ist und daß schließlich von der ganzen Gesellschaft nur die zwei Herren Stoecker und v. Wackerbarth übrig bleiben können."

Abgeordneter Stoecker: „Meine Herren, ich möchte nur der Verdunkelung von Tatsachen vorbeugen. Es ist von einigen tausend Stimmen die Rede gewesen,

die in Berlin durch unsere Bewegung gewonnen sind. Wir haben im Jahre 1887 84 000 Stimmen um unsere Kandidaten vereinigt, mehr, als der Fortschritt hatte. Der Herr Abgeordnete Virchow muß vollkommen im Dunkeln gelebt haben, wenn er davon nichts weiß. Wir haben damals den Fortschritt geschlagen. (Rufe: Wo denn?) — Hier in Berlin. Herr Abgeordneter Dr. Virchow wird sich vielleicht daran erinnern, daß ich mit ihm zur Stichwahl stand — (Ruf: Durchgefallen!) — natürlich durchgefallen (Heiterkeit links), weil im letzten Moment die Sozialdemokraten aufgeboten wurden, um Ihnen zu helfen! Damals schrieb der Korrespondent der „Times", der ja gewiß wußte, was die Sache zu bedeuten hatte: ich würde Sie besiegt haben, wenn die Sozialdemokraten Ihnen nicht zu Hilfe gekommen wären. (Hört, hört! rechts.) — Herr Virchow, das werden Sie mir doch zugeben, daß das ein vollkommen anderes politisches Bild war, als dasjenige, welches Berlin zehn Jahre vorher darbot. Und wenn wir, nachdem so viel Störungen eingetreten sind, bei den kirchlichen Wahlen noch heute die Majorität gewinnen, so muß man — nach dem Worte kurländischer Bauern — in einer Heringstonne gelebt und nur durch ein Spundloch die Welt betrachtet haben, wenn man nicht erkennt, daß das ein Erfolg im öffentlichen Leben ist. Ich hoffe nicht, daß Herr Virchow jene Existenz des kurländischen Bauern im preußischen Parlament führen wird." (Bravo! rechts.)

Dr. Virchow: . . . . „Was diese Wahl des Herrn Stoecker betrifft, so ist mir diese ganz gut bekannt. Es war das die Zeit, als durch Bismarck das gesamte Beamtentum aufgeboten wurde, für Herrn Stoecker hier in Berlin zu stimmen."

Virchow warf dann der konservativen Partei vor, daß sie vor der Regierung auf dem Bauche rutsche.

Stoecker entgegnete:

„Auf dem Bauch rutschen, ist gewiß keine angenehme Lage, aber, wenn man mit seinen Prophezeiungen immer auf dem Rücken liegt, so ist das auch nicht schön. Dies ist Ihnen aber im Jahre 1864 und 1866 widerfahren; Herr Dr. Virchow wird sich ja an seine berühmten Aussprüche erinnern."

Am 12. Januar fand im Reichstag eine Verhandlung über Bewilligung von Diäten statt. Mehrere Konservative sprachen dagegen, u. a. Herr von Helldorff mit dem wenig beweiskräftigen Argument, daß, wenn schon das geltende Wahlrecht „das Niveau der Diskussion" stark herabgesetzt habe, die Bewilligung von Diäten die üble Wirkung verstärken werde. Stoecker widersprach diesen Behauptungen und befürwortete die Diäten. „Ich will, daß Bauern und Handwerksmeister, weil es sich um ihre Interessen in so eminentem Maße handelt, hier vertreten sind." Diese Stände könnten aber unmöglich die Mittel selbst aufbringen, um monatelang in Berlin zu tagen. An die beiläufige Aeußerung Stoeckers, daß man den rohen Ton der Wahlbewegungen nicht dem Fürsten Bismarck zur Last legen

dürfe, knüpfte Eugen Richter die Verdächtigung, als ob Stoecker sich an den Fürsten heranwerfen wolle:

„Herr Stoecker begann erst dann, eine größere politische Bedeutung zu gewinnen, als Fürst Bismarck dem Antisemitismus gestattete, sich an seine Rockschöße zu hängen. Wenn Fürst Bismarck nicht gewollt hätte, wenn Herr Stoecker damals nicht dem Fürsten Bismarck in seine Situation gepaßt hätte, würde es nur eines kleinen Winkes bedurft haben an die Herren Landräte und sonstigen gouvernementalen Elemente im Kreise Siegen und in Bielefeld-Halle-Herford, und Herr Stoecker wäre überhaupt niemals weder in den Landtag noch in den Reichstag gewählt. Nachher, als Fürst Bismarck den Gedanken aufgeben mußte, mittels dieses Antisemitismus eine konservative Mehrheit zu bilden, und als er deshalb die Judenhetze zurückblasen ließ, kam der Kartellgedanke auf; Herr Stoecker erwies sich dem Kartell unbequem, und deshalb wurde auch Herr Stoecker zuerst zur Hälfte fallen gelassen. Herr Stoecker mußte sich bequemen, einen Pakt einzugehen, durch den er sich verpflichtete — es war dies vor zwei oder drei Jahren, ich weiß in diesem Augenblick das Datum nicht mehr so ganz genau —, abgesehen von seiner parlamentarischen Tätigkeit bis zu den Wahlen auf jedes öffentliche Auftreten zu verzichten. Diesen Pakt mußte Herr Stoecker eingehen, weil er nicht die selbständige Kraft damals hatte, zu widerstehen. Der große, der neue Luther zeigte damit, daß er auch anders konnte, wenn es Not tat. (Heiterkeit. Glocke des Präsidenten.) . . . . Es wird Herrn Stoecker nicht gelingen, wieder emporzukommen, indem er sich an die Rockschöße des Fürsten Bismarck jetzt zu hängen sucht; denn die Uhr beider Herren ist abgelaufen." (Bravo! und Heiterkeit links.)

Abgeordneter Stoecker: Ich kann nur von neuem versichern, daß das, was der Herr Abgeordnete Richter eben gesagt hat, ebenso unrichtig ist, wie das vor den Ferien. Mir ist nicht bewußt, daß Fürst Bismarck den Antisemitismus jemals an sich hätte herankommen lassen; ich könnte vielmehr dem Herrn Abgeordneten Richter, was ich hier im offenen Hause nicht mag, Beweise dafür geben, daß das Umgekehrte der Fall war, und ich muß erklären, daß der Herr Abgeordnete Richter durchaus ununterrichtet ist. Was die Beleidigung betrifft, die der Herr Abgeordnete Richter meinen Wählern sowohl in Bielefeld wie in Siegen zuwirft, daß es nur eines kleinen Winkes bedurft hätte, um mich dort nicht wählen zu lassen, so sind die Wähler in Minden-Ravensberg nicht solche Leute, die auf eine Stimme von oben anders handeln, als sie es sonst getan hätten; auch meine Siegener Wähler sind solche Leute nicht. Ich begreife nicht, wie ein Mann, der sich so oft rühmt, die Ueberzeugung und die Freiheit des Volkes zu vertreten, einer ehrenwerten Bevölkerung eine solche Schmach anhängen kann. Ich finde das wirklich nicht in Uebereinstimmung mit dem hohen Ton, der hier im hohen Hause herrschen soll.

Wenn dann der Herr Abgeordnete Richter auf meine persönlichen Angelegenheiten eingegangen ist, daß ich mich zu einem Pakt hätte bequemen müssen und keine Selbständigkeit gehabt hätte, wenn er dann in den Volksversammlungston geriet und mich einen neuen Luther nannte, so sollte ich meinen: ich habe durch meine Demission gezeigt, daß ich für meine Ueberzeugung meine ganze Ehre und mein Amt einsetzte. Daß ich für eine kurze Zeit in der Tat mich dazu bequemte, von der politischen agitatorischen Tätigkeit in Berlin abzutreten, hatte lediglich den Grund, daß ich die Probe machen wollte, wie es mit diesem falschen Kartell nicht getan sei, daß das nicht zum Ziele führen werde. Diese Probe ist gemacht, und, nachdem der Beweis

gegeben war, habe ich mein Amt für meine Ueberzeugung aufgegeben. Ich meine, es ist nicht schön, wenn man mir das im Reichstag vorwirft. Angemessen finde ich es nicht, auch nicht nobel. (Bravo! rechts.)

Abgeordneter Richter: Ich habe mich nicht gegen die Wähler in ihrer Gesamtheit gewandt, die Herrn Stoecker gewählt haben — in Bielefeld-Herford zum Landtag, in Siegen zum Reichstag. Ich weiß sehr wohl, daß Herr Stoecker unter diesen Wählern einen erheblichen Anhang hat; aber dieser Anhang ist in keiner Weise und niemals ausreichend gewesen, ihn zur Wahl zu bringen. Herr Stoecker ist beispielsweise in Bielefeld nur mit einer Mehrheit von 3 Stimmen in den Landtag gewählt worden, und er ist in Siegen nie anders gewählt worden als, wie ich damals schon sagte, auf den Krücken anderer Parteien mittelst der Stichwahl. Wenn in Bielefeld und in Siegen sich die Landräte entschieden gegen ihn gekehrt hätten, so wäre von seiner Wahl in der Stichwahl ebensowenig die Rede gewesen, wie von einer Wiederwahl des Herrn von Hammerstein in Bielefeld in dem Augenblick noch die Rede war, als dort der Landrat gegen Herrn von Hammerstein die Partei ergriffen hatte. . . .

Abgeordneter Stoecker: Ich erkläre es von neuem für eine absolute Unrichtigkeit, daß der Fürst Bismarck irgendeine Schuld an der antisemitischen Agitation trage. Diese ganze Art und Weise, uns in den Schein zu setzen, als ob wir auf Kommando von oben oder auf Duldung von außen hin gehandelt hätten, ist ganz verfehlt. Wenn Herr Richter Augen hat, zu sehen, die er ja freilich nach der Börse hin nicht hat, dann muß ihm doch klar sein, daß heute eine antisemitische Strömung durchs Volk geht, die im Wachsen begriffen ist, und die ganz gewiß im Reichstag und im Landtag noch in dieser Session ihren Ausdruck finden wird. Vielleicht wird auch Herr Richter bald erkennen, daß an dieser Bewegung gar nichts Gemachtes, nichts Geduldetes ist, sondern daß sie aus dem tiefen Herzen unseres Volkes kommt; da Herr Abgeordneter Richter von dem Herzen unseres Volkes nichts weiß, so weiß er freilich auch von solchen volkstümlichen Bewegungen nichts. (Bravo! rechts.)

Abgeordneter Richter: Herr Stoecker zieht sich nun jetzt darauf zurück, daß er eine große und selbständige Bedeutung für die Berliner Bewegung gehabt hätte; dies bewiesen die wachsenden Zahlen aus den Jahren 1884 und 1887 bei den Reichstagswahlen. Nun, in den wachsenden Zahlen gerade von 1884 und 1887 stecken nichts weniger als Stoeckersche Anhänger und Antisemiten, sondern da steckt der ganze Nationalliberalismus, da stecken alle Freikonservativen und überhaupt alle Elemente, die überhaupt nicht freisinnig oder sozialdemokratisch in Berlin waren, und die damals nur durch den Fürsten Bismarck dazu bestimmt wurden und in dem Gedanken des Kartells, sich diesen Kandidaturen gegen uns anzuschließen. . . .

Abgeordneter Stoecker: Herr Richter zeigt wiederum, daß er in Berlin nicht orientiert ist. Die Bedeutung der nationalliberalen und freikonservativen Stimmen in Berlin ist bei den Reichstagswahlen höchst gering. Wenn Herr Richter die Dinge verfolgt hat, muß er wissen, daß, wenn diese Herren mit eigener Agitation hervorgetreten sind, dies von unglaublich unbedeutendem Erfolg gewesen ist. Herr Richter wird es uns schon zugeben müssen, daß wir alles aus eigener Kraft getan haben.

Aber für die Zeit von 1887 ab bin ich allerdings nicht mehr verantwortlich. Ich habe mich ja da von der Agitation bei den Wahlen zurückgezogen und habe das getan, um den Nachweis zu liefern, daß, wenn die

Berliner Bewegung nicht in ihrem eigentümlichen Geleise bleibt, sie auch nichts erreichen kann.

Im übrigen, wenn der Herr Abgeordnete Richter die Stadtverordnetenwahlen angeführt hat, so will ich ihn daran erinnern, daß etwas, was in Berlin viel schwerer durchzusetzen war als die politischen Wahlen, nämlich die kirchlichen Wahlen, bisher noch immer im positiven Sinne ausgefallen sind. Das beweist, daß wir noch lange nicht am Ende, sondern erst am Anfang sind. (Bravo! rechts.)

Abgeordneter Singer: Der Herr Abgeordnete Stoecker darf sich rühmen, einen Prügelknaben geschaffen zu haben, auf den das mit seiner wirtschaftlichen Lage unzufriedene Kleinbürgertum allen — denn die Arbeiter sind viel zu ziel- und klassenbewußt, um Herrn Stoecker zu folgen — allen Groll und allen Haß abladen kann. Das Judentum ist von Herrn Stoecker zum Prügelknaben auserkoren; aber ich bin überzeugt, der Spuk dauert nicht lange; denn wenn die Leute erst einsehen, daß der Antisemitismus auch kein Heilmittel gegen Not und Elend ist, dann werden sie der antisemitischen Station den Rücken kehren und mit der Sozialdemokratie den Kapitalismus und dessen verheerende Wirkungen bekämpfen. Der Herr Abgeordnete Stoecker wird eines schönen Tages einsehen, daß ihm die glühendsten Reden gegen die Juden nichts mehr nützen, und daß er nicht imstande ist, weitere Scharen um sich zu sammeln. . . . Ich stehe dem Antisemitismus so außerordentlich kühl gegenüber, daß ich eigentlich nur die Zeit bedaure, die der Reichstag gezwungen ist, diesem Unsinn zu opfern. Wenn ich jedoch mein Urteil über den Antisemitismus und die Judenhetze abgeben soll, so kann ich den jüdischen Mitbürgern nur raten, auf den Antisemitismus und seine Anhänger das Wort Feuerbachs anzuwenden, welches lautet: Von der Dummheit gehaßt zu werden, ist ehrenvoll, von der Gemeinheit gehaßt zu werden, ist beneidenswert! (Bravo! links.)

Abgeordneter Stoecker: Meine Herren, es wird jetzt so gedreht, als hätte ich das Wort Antisemitismus in die Debatte geworfen. Das ist so ein Stück von der Kunst, die uns im öffentlichen Leben gegen das Judentum getrieben hat. Mag sich Herr Singer bei Herrn Richter beschweren, aber nicht bei mir! Mir ist es gar nicht eingefallen, zuerst davon zu reden, Herr Richter hat angefangen, und nur um seine Aeußerungen zurechtzustellen, bin ich darauf eingegangen. Ich finde es wirklich unerträglich, in dieser Weise die Rollen zu vertauschen. Wenn aber der Herr Abgeordnete Singer mit Vorliebe einige Male das Wort „Gemeinheit" gebraucht hat, so möchte ich ihn bitten, dieses Wort auf seinen früheren Kompagnon, Herrn Rosenthal, anzuwenden. Auf ihn paßt es, nicht auf die Bewegungen, die gegen solche gerichtlich festgestellte Schändlichkeiten gerichtet sind.

Uebrigens, wenn der Herr Abgeordnete Singer meint, daß nur die wirtschaftlichen Dinge mich in diese Bewegung hineingetragen haben, so irrt er. Zunächst war es der Kampf gegen eine vollkommen versumpfte, unmoralische, irreligiöse, unbeschreiblich schlechte und freche Presse. Dieser Kampf und die Sorge um die Seele meines Volkes (Lachen links) hat mich in die antisemitische Bewegung hineingetrieben. Sie kennen die Dinge nicht. Lassen Sie mich Ihnen einen einzigen Zug aus der damaligen Zeit erzählen. Die evangelische Landeskirche Preußens, die größte evangelische Kirche der Welt, hatte 1875 ihre erste Generalsynode in Berlin gehalten; diese hatte im Herrenhause getagt, und ein jüdisches Organ hatte die Frechheit, als die Synode zu Ende war, zu schreiben, das Haus müsse desinfiziert werden. Glauben Sie wirklich, daß eine fremd-

artige, in Glauben, Sitte und Abstammung verschiedene Minderheit das Recht hat, einem Volke so etwas zu bieten?

Wenn der Herr Abgeordnete Singer seinen Landsleuten den Rat gibt, sie sollen das Feuerbachsche Wort anwenden, so gebe ich ihnen einen viel besseren Rat: mögen sie sich bescheiden zurückhalten, wie es ihnen gebührt, oder mögen sie aus dem Land gehen und aufhören, unser Volk zu zerstören!

Am 26. Januar hielt Stoecker unter dem Beifall der Rechten eine große Rede für das Zedlitzsche Volksschulgesetz, das leider durch die Schuld des Herrn von Helldorff und die Schwäche der Regierung traurig scheiterte. In noch längerer und bedeutender Rede kam er am 30. Januar auf dasselbe Thema zurück. Dieser Rede entgegnete Rickert mit den üblichen persönlichen Angriffen: Stoecker hasse die Lehrer. Stoecker entgegnete: „Ich hasse niemanden — ich hasse nicht einmal Sie... Wenn mir Herr Rickert eine Theologie ohne Frömmigkeit zugesprochen hat, so bemerke ich ihm, daß ich ihn weder für Theologie noch für Frömmigkeit als eine Autorität ansehe, daß ich überhaupt einen deutschen Mann, der sich zur Schutztruppe für das Judentum hergibt, in seinem Urteil über Religiosität nicht anzuerkennen vermag."

Am 16. März nahm Stoecker sich im Abgeordnetenhause des Rechtes der Irren an, bezw. des Irrenrechts; er führte Fälle an, wo interessierte Verwandte einzelne Familienglieder mit Hilfe von Aerzten in Anstalten verbracht und der Freiheit beraubt hätten. Solchen Internierungen müsse ein Rechtsakt vorausgehen. Als Virchow dann Stoecker den Vorwurf machte, er urteile nach Zeitungsberichten, entgegnete Stoecker:

„Ich weiß nicht, weshalb der Herr Abgeordnete Dr. Virchow glaubt, daß meine Kenntnis der Fälle, die ich genannt habe, auf Zeitungsnotizen beruht. Er muß sich doch klar machen, daß, wenn ich über solche Sachen zu urteilen wage, ich nicht auf Zeitungsnotizen hin mir ein Urteil anmaße. Nein, es sind gerade ernste und wissenschaftliche Werke, deren Studium mich zu meiner Stellung in dieser Frage gebracht hat.

Ich weiß nicht, ob Herr Abgeordneter Dr. Virchow das Buch kennt: „Das Recht im Irrenwesen" von Professor Schröder. — Es scheint, daß er es nicht kennt, dann bin ich vielleicht orientierter, als Herr Abgeordneter Dr. Virchow. Professor Schröder nun hat viele konstatierte Fälle angeführt; ich könnte dieselben noch um einige vermehren. Die Parallele mit Scheintoten paßt gar nicht. Fälle von Scheintod habe auch ich noch nicht erlebt, aber Fälle, daß gesunde Menschen ins Irrenhaus gesperrt, und Leute, die alle übrigen Menschen für gesund hielten, für unzurechnungsfähig erklärt worden sind, gibt es vielfach; das ist sogar gerichtlich konstatiert. —

Wogegen ich bei diesem ganzen Verfahren Einspruch erhebe, ist, daß ein einzelner Mensch durch ein Gutachten eine Macht über das Lebensschicksal eines andern gewinnt. . . . Ein einzelner Mensch sollte nicht die Macht haben, einen anderen um seine Freiheit zu bringen. Wir haben in Irrensachen Verhandlungen gehabt, wo Aerzte gegen Aerzte standen. Wie kann man eine so folgenschwere Sache, wie die Irrenerklärung, auf die Verantwortung eines einzelnen Menschen laden? Was ich will, ist in jedem Fall eine öffentliche Verhandlung.

Mir liegt jetzt ein Fall vor, daß ein Mensch in Preußen für unzurechnungsfähig erklärt wurde und hier geistig tot ist. Nun ist er in einen anderen Bundesstaat gegangen; ein preußischer Staatsanwalt beantragt, ihn auch dort bei Gelegenheit des Prozesses für unzurechnungsfähig zu erklären. Das dortige Gericht aber lehnt das ab. Dort gilt der Mann für gesund; dies Gericht hält ihn gar nicht für krank. Nun ist er in einem Teile Deutschlands irr und in einem anderen Teile ist er nicht irr. (Heiterkeit.) Das sind doch unhaltbare Zustände. . . . Es sollte niemand in eine Privatanstalt aufgenommen werden, der nicht vorher in einer staatlichen Anstalt gewesen ist, wo das Personal zum Erforschen der Krankheit größer und das Ergebnis viel gesicherter ist, wo jedenfalls keine persönlichen Interessen vorliegen, einen angeblich Kranken widerrechtlich festzuhalten. So ist es in unserm Nachbarland Sachsen, die Einrichtung hat sich dort vollkommen bewährt." . . . .

Am 26. März war für die Liberalen aller Schattierung großer Festtag. Es hatte im Osten von Berlin ein Straßenkrawall stattgefunden, bei dem man auch antisemitische Rufe gehört hatte. Natürlich mußte man nun diesen Exzeß an die Rockschöße Stoeckers hängen. Stoecker verteidigte sich kurz, las dann aber den Sozialdemokraten ein Kolleg über Patriotismus und den Nationalliberalen, speziell Herrn von Bennigsen eins über Religion und Moral.

„Sie haben gedacht, es sei eine wundervolle Gelegenheit, um die Konservativen zu Schaden zu bringen. Herr Abgeordneter von Bennigsen, wir werden den Schaden nicht haben, sondern den Schaden wird haben der Staat und das Reich, die Autorität der Regierung und das Ansehen der Armee. (Große Unruhe links.) Wenn Sie das verantworten können, dann tun Sie es!" (Andauernder stürmischer Beifall rechts. Lebhaftes Zischen links.)"

Am 30. März sprach Stoecker im Abgeordnetenhause für den Schutz der Bauhandwerker.

„Wer mit dem Volke verkehrt, der weiß, welchen ungeheuren Umfang das Uebel, dem die Petition gilt, angenommen hat, nicht bloß in Berlin, sondern auch in anderen großen Städten, wo die Bauspekulation herrscht. Mir sind eine Unzahl von Fällen bekannt, wo Handwerker völlig in das Elend geraten sind dadurch, daß sie sich mit Bauspekulanten eingelassen haben. (Hört, hört!) In welchem Umfange das geschieht, davon haben viele gar keine Ahnung. Mir hat neulich ein Berliner Amtsrichter erzählt, es sei hier eine neue Straße, wo bei jedem einzelnen Hause die Bauhandwerker mit den Bauherren im Prozeß liegen. Es handelt sich hier in der Tat um einen Gegenstand, wo eine wüste,

gemeine, betrügerische Spekulation mit der ehrlichen Arbeit in Konflikt liegt und wo diese Arbeit beständig der betrogene Teil ist. Nachher stehen die Leute da mit Tränen im Auge, mit Schmerzen im Herzen und sehen dem Ruin ihres Vermögens wehrlos zu.

Ich muß sagen, daß ich es für eine ernste, ja für eine geheiligte Aufgabe des Staates halte, die Arbeit zu schützen und das Staatsministerium aufzufordern, Abhilfe um jeden Preis zu suchen."

An demselben Tage ging Stoecker auch noch in längerer Rede auf die Frauenfrage ein.

„Es ist gewiß richtig, wenn man als Grundsatz aufstellt: die Frau gehört ins Haus, in den häuslichen Beruf; daran kann niemand zweifeln. Selbst dann, wenn die Frauen sich nicht verheiraten, sollte man doch suchen, sie möglichst als helfende Kräfte in einem häuslichen Kreise oder in einer häuslich gearteten Anstalt unterzubringen. Aber obwohl dies in weitem Umfange geschieht, bleiben doch Tausende und Abertausende von höher gebildeten Frauen zurück, welche einen Beruf suchen und keinen finden. Sie fühlen für das Diakonissenamt oder für die Anstaltskrankenpflege keinen Beruf. Und wer wollte es übernehmen, sie dazu zu zwingen? Da stehen wir denn vor einem Notstand, den man anerkennen muß, und den man durch bloßes Abweisen nicht beseitigen kann. Für diese Tausende von Frauen müssen die Schranken des weiblichen Erwerbs ohne Zweifel erweitert werden. Und mir bieten sich bei genauer und gründlicher Erwägung, die ich seit vielen Jahren über diese Frage angestellt habe, zwei Tätigkeiten dar; die eine ist die höhere Schule, die andere der ärztliche Beruf.

Ich habe selbst, als ich in Metz einige Jahre Direktor einer höheren Töchterschule war, den Versuch gemacht, Lehrerinnen bis in die obersten Klassen unterrichten zu lassen, und ich kann versichern, daß mein Bestreben mit dem größten Erfolge gekrönt war. . . . . Das zweite Feld ist die ärztliche Praxis, und zwar in der Beschränkung, die durch die weibliche Natur geboten ist. Ich habe gar nichts dagegen, daß Frauen an Frauen und Kindern den ärztlichen Beruf ausüben. Was man dagegen anführt, daß die Frau sich von öffentlichen Berufsarten zurückhalten soll, trifft wirklich nicht zu. Auch der Gedanke, daß die Schwierigkeiten des ärztlichen Berufs die Kraft der Frau übersteigen, ist unrichtig. Hebeammen haben die ganzen Schrecken, wenn ich so sagen soll, einer schweren und blutigen Arbeit durchzumachen; warum soll nicht eine Aerztin in ähnlicher Weise bei anderen Krankheiten fungieren können? Diakonissinnen, barmherzige Schwestern, Krankenpflegerinnen haben die blutigsten Operationen des Arztes vor Augen; ich sehe nicht ein, warum die Frau in den höheren Formen des ärztlichen Berufs nicht auch beschäftigt sein soll. Ich vermag dafür absolut keinen Grund zu entdecken.

Aber das ist gewiß, die Frauenvorbildung hat große Schwierigkeiten, und ich muß bekennen, daß ich es noch nicht genau übersehe, wie diese Bildung zu beschaffen sei. . . . . Jedenfalls muß die Sache auf eine Linie gestellt werden, wo sie mit unseren deutschen christlichen Anschauungen nicht zusammenstieße. Aber es muß für die Tausende von Frauen eine befriedigende Beschäftigung geschaffen werden. Nichts ist schlimmer, als wenn Menschen gezwungen sind, ohne Beruf ihr Leben hinzubringen. Nicht alle haben das Bedürfnis, einen bestimmten Beruf zu ergreifen; für die Hunderte und Tausende aber, die dies Bedürfnis hätten, würde ich es gern sehen, wenn ihnen die Möglichkeit ge-

schaffen würde, einen Beruf und damit die Zufriedenheit zu finden, die darin liegt, wenn man seine ganze Kraft anwendet, um den Mitmenschen zu dienen." (Bravo! rechts und im Zentrum.)

Am 24. Januar 1889 hielt Stoecker im preußischen Abgeordnetenhause eine mächtige Rede zur Judenfrage. Der vormalige Minister Hobrecht hatte gemeint, Stoeckers Vorgehen gegen die Juden sei unchristlich und unedel. Dieser erwiderte mit dem Nachweis, daß es sehr edel und sehr christlich sei.

„Ich bin derjenige, der die Judenfrage aus dem literarischen Gebiet in die Volksversammlungen und damit in die politische Praxis eingeführt hat. Ich bedaure das nicht! Das war nötig! Denn die liberale Presse schnitt durch Totschweigen jede Erörterung dieser Lebensfrage in unserem Volke ab. Ueber die Sache konnte geschrieben werden, was wollte, man schwieg darüber. Auch die schlimmsten Fälle von jüdischem Wucher und Verbrechen waren durch eine stillschweigende Uebereinstimmung liberaler Redaktionen geschützt; diese Dinge kamen nicht in die Oeffentlichkeit. (Zurufe links: Unwahr!) So war es im kleinen, so war es im großen. Darum war es nötig, eine Sache, welche unser Volk so tief bewegt, in die Oeffentlichkeit hineinzuwerfen. Sie hat, was ich mit Bedauern konstatiere, hier und da in unserem Vaterlande Ausschreitungen, anderwärts sogar Verfolgungen hervorgerufen. Ich bedaure das, aber das kann ich versichern: Das Aufwerfen der Judenfrage ist für die christliche Welt, für die europäischen Nationen so notwendig, daß, wenn ich bei meinem ersten Schritt alle diese Aergernisse und Verfolgungen vorausgesehen hätte, ich doch nicht davor zurückgeschreckt sein würde, die Judenfrage in die Oeffentlichkeit zu werfen, weil gegenüber der ungeheuren Bedeutung dieser Frage, bei der es sich um Sein und Nichtsein der Völker handelt, die Ausschreitungen nicht die Bedeutung haben, die man auf der anderen Seite ihnen zuschreibt. Der Abg. Hobrecht hat sich ja nun hier — und man muß ihm das als Mut anrechnen — als Freund der Juden hingestellt. Da haben sie doch wenigstens einen! Einen, der offen zu ihnen steht. Es gibt mehr; aber einen, der so klar ausspricht, die Juden hätten das Bedürfnis, sich dem deutschen Volke anzuschließen, den Willen, sich zu bessern, — einen solchen kenne ich in der Tat nicht weiter! Das Bedürfnis, sich an Nationen anzuschließen, ist ja ganz schön; es kommt nur darauf an, zu welchem Zweck man das tut. Der Blutegel schließt sich auch an den Körper sehr eng an (Heiterkeit rechts), und der Parasit schließt sich ganz eng an den Baum an. Warum? Um ihm die Lebenskräfte auszusaugen. Ich will nicht sagen, daß alle Juden solche Rolle spielen; es gibt in jeder Nation edle und ausgezeichnete Menschen, auch unter den Juden. Aber daß im ganzen und großen das Judentum unter den christlichen Völkern eine parasitische Existenz führt, die nicht auf der eigenen Arbeit, auf der Anteilnahme an den Beschäftigungen des gesamten nationalen Lebens beruht, sondern darauf gerichtet ist, die Völker materiell und geistig auszubeuten, daran kann kein Zweifel sein für einen Menschen, der Augen hat, zu sehen, und einen Kopf, über das nachzudenken, was er gesehen hat. Darum verstehe ich gar nicht, wenn Herr Hobrecht seine Rede mit dem Trumpf schloß: „Der Antisemitismus ist weder edel, noch deutsch, noch christlich." Es gibt vielleicht eine Art Antisemitismus, der so ist. Aber im tiefsten Grunde, als eine Reaktion des nationalen Geistes, des christlichen Wesens gegen die ihm auf-

gedrungene Fremdherrschaft ist die Bekämpfung des Judentums edel im besten Sinne des Wortes, deutsch durch und durch und gar christlich. (Lachen links.) Wenn Sie das nicht verstehen, so beweist mir das nur, daß Sie für das wahre Deutschtum, für das lebendige Christentum bedauernswert wenig Verständnis haben .... Wenn wir in Berlin und in den großen Städten Deutschlands einen Abfall von der christlichen Kirche, von dem christlichen Glauben erlebt haben, wie er in den achtzehn Jahrhunderten der Kirche nicht geschehen ist, so weiß ich die Ursache ganz genau: wesentlich die mit Hilfe des Judentums bewirkte Demoralisation und Entkirchlichung unseres Volkes ist schuld daran. Eine große Nation von 50 Millionen hat sich von einer halben Million an der Nase herumführen lassen. Freilich wird dagegen immer angeführt: Seid ihr Deutsche solche Lumpen, daß ihr euch von einer halben Million anstecken laßt? Nein, das sind wir nicht. Aber der Deutsche ist ein Michel, ein Simpel ist er. (Heiterkeit.) Das zeigt sich ja daran, daß es bei uns eine „Schutztruppe" gibt für das Judentum. Kann man sich etwas Verspimpelteres denken wie das! (Große Heiterkeit.) Dazu ist nur der Deutsche fähig. Ich bin überzeugt, auf der ganzen Erde könnte man herumlaufen und nachsehen, ob sich bei einem Stande des Judentums wie hier, bei dieser ungeheuren Uebermacht in finanziellen, wirtschaftlichen, geistigen, literarischen Dingen, eine Anzahl von äußerlich angesehenen Menschen findet, die sich dazu hergibt, für ein fremdes Volk ihrem eigenen Volke gegenüber die Kastanien aus dem Feuer zu holen und sich als Schutztruppe zu etablieren für Leute, die schon übermächtig sind. Ich behaupte, es gibt auf der ganzen Welt nicht einen solchen Idealismus; dessen sind nur Deutsche fähig, unter denen sich auch Herr Rickert befindet. (Heiterkeit rechts.) Aber, wenn das deutsch ist, viel deutscher ist es doch, sich gegen eine solche Fremdherrschaft zu empören und darüber nachzuforschen, wie wir davon frei werden. Es ist wirklich nichts verkehrter, als zu meinen, daß das Mittelalter daran schuld sein soll. Nein, meine Herren, schon in der Römerzeit hießen die Juden: odium generis humani! Doch nicht deshalb, weil sie zehn Jahrhunderte danach verfolgt sind — nein, weil sie die Eigenheit haben, sich bei allen Völkern mißliebig zu machen. Wenn nun auch bei uns eine Gegenwirkung losbricht, und das teutonische Kraftgefühl einmal etwas stark ausfällt, — das liegt eben in unserem Geiste. Aber deutsch ist dieser Kampf. Ich kann den Parteien drüben nur raten, sich beizeiten etwas auf diese deutsche Bewegung einzurichten, sonst könnten sie an vielen Orten erleben, was sie in Arnswalde erlebt haben, und was in Liegnitz ihnen wieder klar gemacht werden wird. — Diese Bewegung ist auch christlich. Herr Hobrecht sagt ganz recht: Mit der Religion der Juden hat sie nichts zu tun. Gegen die Religion der Juden gibt es für uns nur Missionen. Aber mit der Irreligiosität der Judenpresse hat die Judenfrage sehr viel zu tun. Ich weiß ganz gut, die Juden sind nicht die Erfinder des modernen Unglaubens, das sind große, zweifelnde, kühne Christengeister gewesen. Aber diese eigentümliche Manier, mit dem, was große Geister erfunden haben, hausieren zu gehen, übertragen die Juden auch auf das geistige Gebiet: sie gehen mit dem Unglauben hausieren, sie vertreiben ihn in der kleinen Presse. Ich will nur an eines der empörendsten Ereignisse der letzten Zeit erinnern, um auch dem letzten Manne in diesem Hause klar zu machen, worum es sich handelt. (Stoecker führt schändliche Artikel der jüdischen Presse an gelegentlich einer Reise des Kaisers nach Wittenberg.) Ist das nicht schamlos, eine Kundgebung des christlichen Geistes von jener Hausierpresse so benutzt zu sehen, daß man das deutsche Volk irre macht an der Glaubensstellung seiner Fürsten?

Und da soll es keine Verteidigung geben, wenn solche Blätter Tag für Tag dem Volke in die Hand gegeben werden? Davor sollen wir uns nicht schützen? Schlafmützen müßten wir sein, Herr Rickert, wenn wir uns nicht dagegen wehrten. Mir hat ein Berliner Jude selber einmal gesagt: Die Deutschen müßten kein Ehrgefühl haben, wenn sie sich eine solche Behandlung dauernd gefallen ließen. Darum sage ich noch einmal: es ist deutsch, es ist auch christlich, daß man einer solchen Mißwirtschaft im Volksleben entgegentritt. . . . . Wir haben die heilige Pflicht, eine deutsche, christliche, edle Pflicht, diesen fremden Einfluß abzuschütteln. Dieser Einfluß besteht darin, daß das Judentum auf die zwei Lebensadern des Volkskörpers, ich möchte sagen, auf die Venen und Arterien die Hände gelegt hat, auf die Geldader und auf die Preßader. Mit einem Raffinement, das den Instinkten des jüdischen Volkes eigen ist, haben sie diese beiden Punkte herausgesucht, um sich in den Besitz des Volkes zu setzen. Ja, Sie wissen das ja wahrscheinlich zweimal besser als ich, Sie, die Herren auf der Linken, weil Sie mit den Leuten mehr zu tun haben. (Heiterkeit.) Sie wissen so gut wie irgendeiner, welche Schreckensherrschaft von den Juden geübt wird, wo es das geschäftliche Interesse oder die Uebermacht des jüdischen Geistes fordert. Ich verstehe Herrn Hobrecht gar nicht, wenn er hier von Fanatismus auf unserer Seite spricht. Auf seiten des Judentums ist der Fanatismus — (Lachen links) — Sie können ja lachen, meine Herren; aber es ist nicht zum Lachen — auf seiten des Judentums ist ein wilder, unerbittlicher Fanatismus, wenn es gilt, Feinde zu verfolgen, um Existenz und Ehre zu bringen. (Sehr gut! rechts.) (Stoecker führt dann mehrere in Oesterreich geführte Prozesse an, darunter einen, der auf das Gebiet des Mädchenhandels führt.) Es ist festgestellt, daß von Juden ein ausgedehnter Menschenhandel getrieben worden ist, als wären wir mitten in Afrika, daß deutsche und andere europäische Mädchen von 26 Juden — es war kein Christ darunter — als koschere und treifle Ware in schlechte Häuser verkauft wurden von Ost nach West, von West nach Ost! Haben Sie das verfolgt und sagen: An der Gleichberechtigung der Juden ist gar nicht zu zweifeln? Nein, meine Herren, solche Dinge tut kein Deutscher, kein Oesterreicher, nicht einmal kroatische Rattenfänger tun solche Dinge. (Große Heiterkeit.) Meine Herren, bringen Sie mir einen anderen Prozeß, wo bewiesen ist, daß 26 Menschen in einem Volke sich zusammentun, um Mädchen in ihr Elend zu führen und in schlechte Häuser zu verkaufen! (Bewegung links.) Stoecker schloß mit den Worten: Im tiefsten Grunde ist und bleibt diese Bewegung eine lebendige Aeußerung des Volksgeistes, eine naturnotwendige Geistesmacht, deutsch, edel und christlich!" (Lebhaftes Bravo rechts. Zischen links.)

Im Juni ließ Stoecker noch ein Flugblatt ausgehen: „Wie haben Deutsche und Christen sich gegen die jüdischen Mitbürger zu verhalten?" Darin verwahrt er sich gegen den Vorwurf, daß er keine klaren Ziele aufgestellt habe. Sein Programm lautet:

„Wiedereinführung der konfessionellen Statistik, damit das Mißverhältnis zwischen jüdischem Vermögen und christlicher Arbeit festgestellt werden könne; Einschränkung der Anstellung jüdischer Richter auf die Verhältniszahl der Bevölkerung; Entfernung der jüdischen Lehrer aus unseren Volksschulen; zudem allen Kräftigung des christlich-germanischen Geistes." Ich halte die Emanzipation

für einen schweren und unbegreiflichen Fehler. Nur kann ich mich nicht überzeugen, daß Ausnahmegesetze wirksame Mittel gegen diesen Ausnahmezustand bilden, und daß die Aufhebung der Emanzipation unter den heutigen Verhältnissen durchführbar ist. Ich meine, daß wir durch den Gang der jetzt begonnenen sozialen Reformpolitik, wenn dieselbe durchgeführt wird, die Möglichkeit gewinnen, die jüdische Uebermacht im Erwerbsleben zu brechen. Korporative Gestaltungen des Handwerks und der Großindustrie werden den Kredit von dem Druck des Kapitals, den Handel von der zügellosen Konkurrenz, das Handwerk von der Ausbeutung des Magazinunwesens befreien; Aenderung des Aktiengesetzes, Börsensteuer, Wuchergesetze, Einschränkung der Wanderlager und Verbot des Hausierhandels — gegen die Wucherer in ländlichen Bezirken die wirksamste Maßregel! — treffen, ohne Ausnahmegesetze zu sein, zu $^9/_{10}$ die Juden und schädigen sie in ihrem empfindlichsten und stärksten Punkte, der rücksichtslosen Gewinnung der Geldmacht. — Gegen das jüdische Uebergewicht in Presse und Literatur, im kommunalen und politischen Leben müssen sich christliche Deutsche selbst schützen. Niemand zwingt sie, Juden zu wählen und jüdische Blätter zu lesen; tun sie es dennoch, so beweisen sie damit einen Mangel an nationalem und christlichem Gefühl. Gerade hier gilt es am meisten: Hilf dir selbst — An zwei Stellen ist allerdings eine Regelung dringend geboten, das Eindringen der Juden in den Lehrberuf und in die Justiz bedarf energischer Abweisung. Jüdische Lehrer können christliche Kinder nicht erziehen, jüdische Richter sollten christlichen Deutschen keinen Eid abnehmen dürfen. Aber ich meine, daß diesen Uebelständen auf dem Wege der Schul- und Justizverwaltung begegnet werden kann. Uns erscheint dieser Weg immer noch als der einfachste. Der Verfassung widerspricht er nicht; denn in der politischen Gleichberechtigung unserer Mitbürger liegt nicht ihre Berechtigung, christliche Schüler zu bilden, Christen Eide abzunehmen. Die Berechtigung kann immer nur so weit reichen, wie die objektive Befähigung; und an dieser fehlt es den jüdischen Mitbürgern sowohl für die Erziehung christlicher Deutschen, als auch für die Verwaltung obrigkeitlicher Stellungen. . . . .

Stoecker vertritt also auch hier wieder, entgegen allen Phantastereien der Antisemiten, den Standpunkt, daß die Hilfe wider den Judenschaden nicht bei der Gesetzgebung, sondern bei der Verwaltung liege. Darüber läßt sich natürlich streiten. Aber jedenfalls vermeidet man auf diesem Wege den Appell an das moderne Parlament, der nur geringe Hoffnung auf verständige Beschlüsse freigibt. Und man vermeidet die weitere große Schwierigkeit, daß nicht die Taufe zu einem Kriterium politischer Rechte gemacht wird.

In den Tagen der Krisis hatte Stoecker nur den Landtagssitz, von 1897 an nur den Reichstagssitz inne. Hier, im Reichstag, stand er zunächst ziemlich isoliert, so daß ihm wenigstens die Möglichkeit der Initiative fehlte. Aber doch suchte er bei allen Fragen, die ihn und seinen Gedanken- und Interessenkreis, bezw. die christliche Arbeiterschaft besonders angingen,

zum Wort zu kommen, und wenn er sprach, wurde er von allen positiven Parteien, besonders auch vom Zentrum, achtungsvoll angehört. Fehlte aber seinen Worten anfänglich derjenige Nachdruck, den eine große Partei ihren Rednern verleiht, und blieb infolgedessen mancher Kampf — z. B. der 1900 um das Heinzegesetz geführte — erfolglos, so besserte sich die Lage schon in der folgenden Legislaturperiode. Aus mehreren kleinen Gruppen und einigen „Wilden" bildete sich die Partei der „Wirtschaftlichen Vereinigung". Und mit dem Wachstum dieser Wirtschaftlichen Vereinigung wuchs auch das Gewicht der sozialen Mandate. In der Legislaturperiode von 1899 bis 1903 hat Stoecker 43 Reden gehalten.

1899 drängte Stoecker wiederholt zur Fortsetzung der Sozialreform, worüber er mehrfach mit Herrn von Kardorff, der ein Freund und Gesinnungsgenosse Stumms war, scharf aneinander kam.

„M. H.! Die Sozialdemokratie bekämpfen, ist die eine Aufgabe. Das sollen wir alle tun, die wir unser Vaterland und unsere Kirche lieb haben. Aber die Sozialdemokratie für Vaterland und Kirche zurückgewinnen — das ist die andere Aufgabe, und zwar die viel wichtigere. Die Hoffnung aufgeben, daß das möglich wäre, heißt die deutsche Nation aufgeben. (Sehr richtig!) Die Sozialdemokraten sind doch unsere Brüder; Männer, die auf dem Boden des deutschen Vaterlandes, auch durch die Fehler und Sünden der anderen Stände zu dem geworden sind, was sie sind. Wer ist denn unter uns, der sagen könnte: Ich wasche meine Hände in Unschuld?"

Und am 3. Mai 1899:

„Herr von Kardorff sagt, er habe Vertrauen vor allen Dingen zu den Hohenzollern. Dann möchte ich ihn aber bitten, auch zu den Erlassen von 1890 und zur Botschaft von 1881 Vertrauen zu haben. Es ist keine Frage, daß Erlasse und Botschaft die soziale Hilfe suchen auf der Linie der Vertretung der Arbeiterinteressen und dem korporativen sozialen Aufbau der Nation. Das sind die springenden Punkte jener beiden großen Kundgebungen. Und ich muß Herrn von Stumm sagen, daß sie gewiß nicht gegeben sind, um darüber zu schweigen, sondern um darüber zu reden. Wenn wir wirklich den Ideen unserer Kaiser folgen wollen, müssen wir auch die Linien ihrer Sozialpolitik weiter ziehen. Wir tun das: darum treten wir für den Vorschlag der Arbeitskammern mit Freuden ein."

Am 4. Mai 1899:

„Herr von Kardorff spricht von der Verrohung der Jugend. Gewiß ist daß die Sozialdemokratie daran großen Anteil hat. Aber wenn das Organ seiner Partei Bestrebungen, welche nur dazu dienen, dem kleinen Mann zu helfen und den Ungläubigen zu Gott zurückzuführen, vor 10 Jahren unter dem Titel „Stoeckerei und Muckerei" jahrelang dem Haß und der Verachtung unseres

Volkes preisgegeben hat, so ist das doch gewiß kein Weg, um das deutsche Volk religiös und die Jugend gebildet zu machen."

Im März 1901 hatte Stoecker an zwei aufeinanderfolgenden Tagen eine überaus heftige Auseinandersetzung mit den Sozialdemokraten, die immer wieder, weil sie sachlich gegen das christlich-soziale Programm nichts zu erwidern wußten, mit den bekannten Personalien, dem Witte-Prozeß, dem „Meineid" und anderen Torheiten gegen Stoecker vorgingen. Dieser diente ihnen am ersten Tage in glänzender Weise und der Verlauf der Debatte konnte durchaus als ein Sieg angesprochen werden. Von allen Seiten gingen Glückwünsche und Freudenbezeugungen ein. Leider verlief der folgende Tag weniger glücklich. Stoecker kam zu spät in die Sitzung, nachdem Bebel schon gegen ihn gesprochen. Als er zur Erwiderung das Wort nahm, wurde er fortwährend vom Vizepräsidenten Büsing unterbrochen, der den wunderlichen Grundsatz aufstellte, Stoecker dürfe nur auf denjenigen Teil von Bebels Rede eingehen, den er selbst gehört. Stoecker hielt nun den Sozialdemokraten, die ihn nur mit Personalien bekämpften — es wurde kaum ein sachliches Wort gewechselt — ihre eigenen anrüchigen Personalien vor: Herrn Bebel seine unwahren Angaben über den Tuckerbrief, Herrn Singer seine unsozialen und unsittlichen Geschäftsgrundsätze, die ihn für immer unfähig machen sollten, der Vorsitzende einer sozialen Partei zu sein, Herrn Stadthagen seine schimpfliche Beseitigung aus dem Anwaltsstande u. a. m. Natürlich war das alles nicht sehr erquicklich, und diese Kampfesart wurde Stoecker auch von manchen Freunden verdacht. Man wird ihm aber mindestens als mildernden Umstand zuerkennen müssen, daß er in unerhörter Weise herausgefordert war.

In der Debatte zitierte Singer das Wort aus dem „Faust": „Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben, und Fluch vor allem der Geduld." Stoecker erinnerte ihn daran, daß Faust dies ausspreche, nachdem er sich dem Teufel verschrieben. Darauf entgegnete dann Singer, er sei nicht so vergnügungssüchtig, sich nach dem Himmel zu sehnen. Aber wenn er die Wahl habe zwischen einem Himmel mit Stoecker einerseits und der Hölle andererseits, so wolle er „zehnmal lieber beim Teufel

sein, als bei Stoecker." Bebel wurde zur Ordnung gerufen, weil er sagte, Stoecker litte an moral insanity.

Die Aeußerung Singers zeitigte noch eine Anzahl heiterer Kommentare, insofern dieser doch ohne weiteres angenommen hatte, Stoecker werde einmal in den Himmel kommen. Ein antisemitisches Blatt quittierte dankend über Singers Verzicht auf den Himmel, der also auch in Zukunft der einzige Ort bleiben werde, wo man sichere Aussicht habe, keinem Berliner Juden zu begegnen.

Der nicht sehr glückliche Ausgang des zweiten Tages veranlaßte die liberale und die jüdische Presse, sich wieder einmal zu überschlagen vor Freude, daß Stoecker nun definitiv tot sei. Selbst der „Hann. Cour." schwelgte in Uebertreibung: „Niemand nahm sich Stoeckers an, er stand allein. Das ganze Haus atmete vernehmlich auf, als der Abg. Stadthagen seinen Ordnungsruf weghatte — es war der letzte von zwölf —, und der Präsident endlich verkündete, daß die Debatte geschlossen sei. Unmittelbar darauf sah man Herrn Stoecker bleich mit schlotternden Knien zum Sitzungssaal hinausschleichen, den er heute nicht wieder betrat. Stoeckers Rolle ist ausgespielt. Wenn er noch einen Funken von Selbsterkenntnis besitzt, wird er den Reichstag nicht wieder betreten."

Stoecker hat den Reichstag noch oft betreten und den Sozialdemokraten, die leider von konservativer Seite sehr selten mit geistigen Waffen bekämpft wurden — erst Fürst Bülow entledigte sich wieder mit großem Geschick dieser Aufgabe — noch manche schmerzliche Stunde bereitet.

Ende April 1902 sprach Stoecker mehrmals in eindringlicher und ausführlicher Weise über die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben. Der Reichstag genehmigte ein Gesetz, durch welches sie erheblich eingeschränkt wird. 1903 benutzte Stoecker am 23. Januar die Etatsdebatte, um für die Invaliden einzutreten und von neuem auf die Wichtigkeit der christlichen Arbeiterbewegung hinzuweisen.

„Es erhebt sich jetzt in den Kreisen der Arbeiter still und ruhig, aber dennoch sehr stark eine Abneigung gegen den sozialdemokratischen Geist des Terrorismus und der Wüstheit. Christliche Arbeiter beider Konfessionen bilden schon stattliche Zahlen. Da sind die christlichen Arbeitervereine beider Konfessionen, da sind die christlichen Gewerkvereine, die 180 000 Mann zählen

und in manchen Orten stärker sind als die sozialdemokratischen Gewerkschaften. Ich muß freilich bedauern, daß hier das konfessionelle Moment unfreundlich eingreift. Und ich möchte wünschen, daß gegenüber einer kirchenfeindlichen Macht wie der Sozialdemokratie die Spaltung nicht auch da eintritt, wo sie unnötig ist. Auch die christliche, soziale Bewegung im Reiche, wenn sie auch noch nicht stark ist, geht doch vorwärts. Wenn einmal alle diese Organisationen zusammenstehen — ich hoffe es noch zu erleben —, dann wird eine Schar von Arbeitern erstehen, die der Sozialdemokratie die schärfste Opposition machen. Ich habe kurz vorher, ehe unser Kaiser dazu aufrief: Wählt Arbeiter! — dasselbe ausgesprochen. Die Sozialdemokratie wäre in dem Augenblick verloren, wo wir hier im Hause eine Gruppe von 12, 15, 20 Arbeitern hätten, wirklichen Arbeitern, meine Herren, nicht Journalisten, Advokaten und Händlern (sehr wahr! sehr gut!), die, wenn Sie kämen mit Ihren Redensarten, sagen könnten: Sie sind gar keine Arbeiter, wir sind wirkliche Arbeiter, gute Deutsche, königstreue, vaterlandsliebende, ruhige Arbeiter. Dann wäre es mit dem Zauber der Sozialdemokratie vorbei. Daß das geschehe, dazu mögen sich die Parteien die Hand reichen. Das wäre die wichtigste Frage für unseren Etat, den äußeren wie den inneren."

Am 15. Dezember 1905 rechnete Stoecker wieder mit der Sozialdemokratie ab über ihre Beteiligung an der russischen Revolution, und mit Herrn von Gerlach, der wieder einmal gegen die Landwirtschaft, oder doch gegen ihre Vertreter gesprochen hatte.

„Ich will Herrn v. Gerlach gern zugestehen, daß Jaurès (der damals nach Berlin hatte kommen wollen, aber von der Regierung abgewinkt war) ein Mann ist, verständiger als die meisten seiner Parteigenossen, und daß wir ihm eine Anerkennung schuldig sind. Eine ganz andere Frage ist es aber, ob wir dem Herrn Jaurès gestatten sollen, mit Herrn Bebel zusammen hier öffentlich aufzutreten und die Friedensengel der Völker zu spielen. (Zurufe.) Das können Sie von einem Minister nicht verlangen, daß er in solcher Weise den öffentlichen Sinn in Gefahr bringt. Herr Jaurès hat im Grunde doch dieselben Meinungen wie Herr Bebel, nämlich, daß das Proletariat in Kriegsfällen eine gewisse Entscheidung üben soll, ja, daß das gesamte Proletariat der Welt entscheidend auf die Verhältnisse von Krieg und Frieden einwirken soll. Für jeden Denkenden ist es klar: nichts kann auswärtigen Nationen mehr Mut geben, uns mit Krieg zu überziehen, als der Gedanke, vielleicht werden drei Millionen Deutsche soldatisch ihre Pflicht nicht tun, sondern meutern. (Sehr richtig!) Ich kann mir etwas Gefährlicheres gar nicht denken, als dies.

Nun geht aber die Sozialdemokratie viel weiter; sie bedroht uns mit der Revolution, wie sie in Rußland die Revolution bewußtermaßen geschürt hat. Herr Bebel hat gestern dagegen protestiert, daß jene Partei an dem Mord und Brand in Rußland irgendwie schuld sei. Ja, wenn man offen zur Revolution aufruft und in ein Volk durch Agenten die Revolution hineinwirft, dann kann man nicht wissen, was daraus wird. Daß es dann nicht bei einer organisierten Revolution bleibt, sondern zum Brennen und Morden kommt, das liegt durchaus in der Natur der menschlichen Verhältnisse und Leidenschaften.

M. H., ich habe in den Berichten des sozialdemokratischen Parteitages in Jena einen Abschnitt gefunden, der lautet: Resolution, die Revolution in Rußland betreffend. Da heißt es:

Der Parteitag begrüßt mit freudiger Genugtuung das größte welthistorische Ereignis der Gegenwart (sehr richtig! b. d. Soz.), die russische Revolution als die Macht, die endlich den mit Korruption und Verbrechen beladenen Absolutismus stürzen wird. (Sehr richtig! bei den Soz.)

Was aber in Versammlungen geschieht, das übersteigt alles, was bisher in einem zivilisierten Lande geschehen ist. Frau Rosa Luxemburg, die ja nun Redakteur vom „Vorwärts" geworden ist, offenbar in Anerkennung ihrer ausgezeichneten schriftstellerischen und moralischen Eigenschaften, sagt, „daß das ganze Gebäude des alten zaristischen Rußlands den stupiden Kanaillen auf den verwirkten Köpfen zusammenbrechen wird". Das ist der Ausdruck einer von Ihnen besonders hervorgehobenen Dame über die Dinge in Rußland. Dieselbe Dame sagt:

Die Leitung der russischen Revolution liegt allein in den Händen der internationalen Sozialdemokratie und steht in innigster Fühlung immer nur mit der deutschen Sozialdemokratie. (Sehr richtig! Hört, hört! rechts.)

Das ist im „Vorwärts" weggelassen, vielleicht aus einem Grunde, den Frau Rosa Luxemburg „staatsanwaltschaftliche Vorsicht" nennt; aber in den übrigen Blättern ist es berichtet, und von der Sozialdemokratie ist dagegen nichts eingewandt. Nun frage ich, m. H., haben Sie denn bisher irgendein Wort des Tadels für die Schandtaten gehabt, die gegen Generäle, Minister, deutsche Barone, deutsche Pastoren und Besitzer begangen sind? Herr Bebel hat sich gestern etwas darauf zugute getan, daß in Odessa, wo man armen Juden in unbarmherziger Weise zu Leibe gegangen ist, von der Sozialdemokratie die Waffen aufgekauft sind. Ja, m. H., das macht doch einen ganz schlechten Eindruck, daß Sie alles, auch deutsche Landsleute, in den Ostseeprovinzen abschlachten lassen, ohne ein Wort zu sagen, aber sobald es an die Judenschaft geht, ist die Sozialdemokratie auf dem Posten (sehr richtig! rechts, Lachen bei den Sozialdemokraten) und kauft sogar die Waffen auf. (Sehr gut! rechts.) Nehmen Sie es mir nicht übel (Zurufe und Lachen bei den Soz.), aber ich halte dies Hetzen zur Revolution von einem sicheren Ort aus, wie hier in Berlin, für eine ganz ungeheure Schlechtigkeit. (Sehr richtig! rechts, Zurufe von den Soz.) . . . . Die Vorwürfe, die wir Ihnen als Staatsbürger machen müssen, gipfeln darin, daß Sie, anstatt das Wohl des arbeitenden Volkes zu bedenken, so tun, als ob Sie sozial wirken, aber im Grunde nichts schaffen, was sozial heilsam ist, sondern nur die Revolution bei uns und im Auslande schüren. (Lebhafte Zustimmung rechts, Zurufe bei den Soz.) Und nun fordern Sie, man soll Ihnen noch in anderen Parlamenten dasselbe Wahlrecht geben, das Sie mißbrauchen. Sie müssen doch die anderen Klassen für verstandlos halten. (Hört, hört! b. d. Soz.) Erst liefern Sie den Beweis, daß Sie von dem allgemeinen gleichen Wahlrecht einen rechtschaffenen Gebrauch machen können, dann werden wir gern bereit sein, im Interesse der Arbeiter, die wir viel mehr lieben als Sie (sehr gut! rechts; Lachen links), für die wir viel mehr sorgen als Sie, auch darüber nachzudenken, ob man nicht auch in anderen Parlamenten, bei kommunalen Sachen eine Erweiterung des Wahlrechts eintreten lassen kann. (Stoecker kam dann auf den Einfluß des Judentums.) Gibt man dem Judentum einen Einfluß in den öffentlichen Dingen, in Presse und Literatur, so fängt dieses Element der Dekomposition wie ein schlechter Sauerteig an zu wirken und führt nach einem halben Jahrhundert zu solchen Zuständen, wie wir sie heute haben. Ich möchte dem Herrn Staatssekretär sagen: fünfzig Jahre hindurch, ungefähr seit 1848, ist durch eine überwiegend schlechte Presse,

vielfach Judenpresse — (Lachen b. d. Soz.) — ja, m. H., diese Sachen sind so ernst, daß man die Wahrheit sagen muß. (Lebhafte Zustimmung rechts, Lachen b. d. Soz.) — Nun, wenn Sie's von mir nicht hören wollen, dann soll's Ihnen Lassalle sagen. Lassalle sagte einmal: Ich hasse zwei Dinge, Literaten und Juden, leider bin ich beides. (Große Heiterkeit.) Ein andermal ungefähr so: Die geistreichste Nation der Erde würde durch eine Presse, wie wir sie haben — also anfangs der sechziger Jahre — völlig demoralisiert werden. Herr Mehring, den Sie heute als Ihren großen Generalstabschef haben, hat in den Tagen, wo er noch Verstand hatte (große Heiterkeit), ganz genau dasselbe Urteil über die Presse gefällt wie Lassalle. Diese fünfzigjährige Verdummung, Demoralisation, Entchristlichung unseres Volkes, die allmählich in Köpfen und Herzen eine Verwüstung ohnegleichen angerichtet hat, sie ist die Vorfrucht der heutigen sozialdemokratischen Verwüstung der Geister." (Sehr richtig! rechts; Lachen bei den Sozialdemokraten.)

Im Januar 1905 legte Stoecker eingehend die Stellung der christlichen Arbeiter zum Bergarbeiterstreik dar. Etwas später sprach er, wie fast immer, zum Postetat, dessen Beamtenverhältnisse er gründlich kannte. Im Februar sprach Stoecker in langer grundsätzlicher Rede über die Stellung der Arbeiter zu den Handelsverträgen und gegen die demagogische Ausnutzung dieses Gebiets durch die Sozialdemokratie.

Am 12. Februar 1906 dankte Stoecker dem Grafen Posadowsky, daß er die christliche Arbeiterbewegung als die Hoffnung und Hilfe in den sozialen Wirren anerkannt habe. Dann legte er die Forderungen des Deutschen Arbeiterkongresses eingehend dar. „Gegen die Sozialdemokratie gibt es auf unserer Seite nur Kampf." — „Der Abg. Bebel nennt das fanatisch und erinnert mich an Aussprüche Christi, die von Liebe und Duldung handeln. Ich sollte meinen, die Sozialdemokratie tue besser, solche Ausdrücke, wie Liebe und Duldung, gar nicht erst in den Mund zu nehmen. Denn sie selber weiß von diesen Dingen nichts... In der Sozialdemokratie findet sich (seit dem Dresdener Parteitag) gegen die eigenen Glieder jeden Tag ein volles Maß von Haß und Verachtung."

Zum Bergrecht brachte Stoecker 1905 einen eigenen Antrag ein. 1906 sprach er stark gegen das Duell und gegen die Stellung der Regierung dazu. In derselben Zeit lang und grundsätzlich über den Toleranzantrag des Zentrums, das sich jetzt — 1910 — ungefähr die Gedanken Stoeckers aneignet. Bei dieser Toleranzdebatte entgegnete Stoecker dem Katholiken Spahn das Folgende:

„Herr Spahn hat die völlige Gleichberechtigung der beiden Kirchen gefordert. Soll dieser Gedanke innerlich durchdringen, soll er das Herz des deutschen Volkes gewinnen, dann muß auch auf seiten der katholischen Kirche nicht bloß eine bürgerliche, sondern auch eine religiöse Toleranz Platz greifen. . . . . Dann ist religiöse gegenseitige Anerkennung ganz unerläßlich."

* * *

Von allen politischen Kämpfen aber, die Stoecker in diesen Jahren führte, bewegte ihn wohl am meisten der Kampf um die Lex Heinze. Als Leiter der Stadtmission hatte er fortdauernde Berührungen mit der Welt des Lasters, so daß er die riesenhafte Ausbreitung der Unzucht in Berlin und die daraus folgende grenzenlose Verkommenheit weiter Volksschichten aus Erfahrung kannte. Er kannte auch die beiden mächtigsten Bundesgenossen und Förderer des Sittenverfalls, die verjudete Presse und das verjudete Theater. Und er führte mit Recht die Antwort auf die Frage, ob das deutsche Volk eine aufsteigende oder eine sinkende Macht sei, auf die andere Frage zurück, ob es noch einmal gelingen könne, diese Fluten der Finsternis zurückzudämmen, oder ob wir schon den Punkt überschritten haben, wo nur noch eine große Trübsal und ein schweres Strafgericht die Reinigung bewirken kann.

Nach seiner glaubensvollen Art führte Stoecker den Kampf mit voller Wucht und Energie und in der Hoffnung des Erfolges. Aber der Erfolg blieb aus, weil es ihm an Bundesgenossen fehlte.

Die Sache begann damit, daß ein widerlicher Zuhälterprozeß die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Prostitutionswelt und ihre Methoden hinlenkte. Auf Grund dieses Prozesses erließ der Kaiser am 22. Oktober 1891 eine Weisung an das Staatsministerium, diesen Methoden schärfer entgegenzutreten, als bisher:

„Es wird der Polizei ein kräftiges und unter Umständen rücksichtsloses Vorgehen gegen die Ausschreitungen jener Menschenklasse zur Pflicht zu machen, zugleich aber werden die Exekutivbeamten darüber zu vergewissern sein, daß sie bei tatkräftigem Vorgehen nicht nur Meine Anerkennung, sondern auch Meinen Schutz finden werden. Was die Anwendung der bestehenden Strafgesetze anbelangt, so wird darauf hinzuweisen sein, daß die Gerichte bei ihrem Urteil sich nicht von einer falschen Humanität leiten lassen und demgemäß auch bei ersten Fällen auf ein möglichst hohes Strafmaß erkennen. Im Anschluß hieran wird zu erörtern sein, ob und in welcher Weise es etwa einer Aenderung oder

Ergänzung des bestehenden Strafrechtes bedarf." — Der Feststellung, „daß die öffentliche Meinung einmütig die Notwendigkeit wirksamer Abwehr hervorhebe", wird hinzugefügt: „Dies läßt Mich hoffen, daß den von Meiner Regierung zu treffenden Maßnahmen diejenige Unterstützung innerhalb der gesitteten Kreise Meines Volkes nicht fehlen wird, ohne welche eine durchgreifende Abhilfe nicht erwartet werden darf."

Die Regierung arbeitete nun einen Gesetzentwurf aus, der dem Reichstag vorgelegt und von diesem durchberaten wurde. Nach der mit dem Staatssekretär Nieberding getroffenen Vereinbarung der Parteien der Rechten hatten die Anträge, die den Entwurf umgestalten sollten, schließlich folgenden Wortlaut:

„Mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark wird bestraft, wer Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen,

1. zu geschäftlichen Zwecken an öffentlichen Straßen, Plätzen oder an anderen Orten, die dem öffentlichen Verkehr dienen, in Aergernis erregender Weise ausstellt oder anschlägt;

2. einer Person unter 16 Jahren gegen Entgelt überläßt oder anbietet."

„Wer innerhalb öffentlicher Schaustellungen, Aufführungen oder bei Vorträgen von Gesangs- und sonstigen Unterhaltungsstücken öffentlich ein Aergernis gibt durch eine Handlung, welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzt, wird mit Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark bestraft."

Ueber die so formulierten Paragraphen erhob sich nun ein ohrenbetäubender, gelegentlich an Wahnsinn streifender Spektakel. Der jüdische, in der sozialdemokratischen und freisinnigen Presse verkörperte Kapitalismus fühlte sich in seinen Rechten schwer bedroht; einmal wollte er die Lasterwelt als solche und ihre „Freiheit" retten, dann aber auch die großen geschäftlichen Interessen, die damit verknüpft sind: der ganze Mädchenhandel liegt ausschließlich in jüdischen Händen, desgleichen die überwiegende Mehrheit der Lokale aller Art, welche der Kuppelei in ihren mannigfachen Formen dienen. Da man aber einen offenen Kampf zugunsten des Lasters nicht wohl führen konnte, so suchte man den Schein zu erwecken, als ob die Regierung nicht das Laster, sondern die Kunst treffen wolle. Und durch unsinnige Ausstreuungen, z. B. die, daß jede Darstellung des Nackten verboten werden solle, wußte man auch die besseren Elemente der Kunstwelt und selbst ängstliche konservative Gemüter aufzuregen. Eine Deputation von Schriftstellern und Künstlern begab sich unter Führung von Sudermann zum Chef des Reichsjustizamts, der leicht feststellen konnte, daß die Herren

das Gesetz, gegen welches sie protestierten, gar nicht gelesen hatten. Das hielt sie natürlich nicht ab, mit viel Trara einen „Goethebund" zur Rettung der gefährdeten Decadence zu gründen.

Stoecker schrieb in seiner „D. Ev. K.-Ztg.":

„Es handelt sich bei dem meistbekämpften Paragraphen nicht allgemein um Anfertigung, Verkauf und Vorrätighalten schamloser Dinge, sondern um Ausstellung an öffentlichen Orten; nur die Jugend bis zum 16. Jahre soll auch vor dem Handel mit diesen Sachen geschützt werden. Es handelt sich auch nicht um das Abfassen von schamlosen Theaterstücken und Gesangsvorträgen, sondern um die Aufführung und den Vortrag in schamloser Weise. Danach kann ein Schriftsteller schamlose Bücher schreiben, ein Maler schamlose Bilder malen, ein Theaterdichter schamlose Stücke abfassen, ein Musiker schamlose Lieder komponieren; und der Buchhandel kann alle diese Dinge verkaufen. Nur öffentlich ausgestellt oder in ärgerniserregender Weise dargestellt sollen sie nicht werden.

Wir sind überzeugt, daß unter den Veranstaltern und Teilnehmern der Protestbewegung viele sind, die diese Sachlage nicht kennen oder nicht bedenken. Sonst wäre ja die Heftigkeit des Sturmlaufens undenkbar."

Gewisse Bestimmungen dieses Gesetzes hatten auch eine stark soziale Seite. Der § 182 a bekam den Namen der „Arbeitgeberparagraph", weil er sich gegen die Ausbeutung jedes wirtschaftlichen Autoritätsverhältnisses für Zwecke der Unzucht richtete. Auch sonst wäre das Gesetz den Töchtern des Volkes aus den ärmeren Ständen, die in Gefahr stehen, der Prostitution zu verfallen, zugute gekommen, hätte also sehr dringend die Unterstützung derjenigen Parlamentarier verdient, die den Anspruch erheben, recht eigentlich die „Arbeitervertreter" zu sein. Aber das Gegenteil trat ein. Gerade die Sozialdemokraten tobten und wüteten gegen das Gesetz. Wohl wurde im Reichstag am 6. Februar 1900 die Lex Heinze in erster Lesung angenommen, auch der § 182 a, der „Arbeitgeberparagraph". Aber am 17. März wurde das ganze Gesetz durch Obstruktion, besonders der Sozialdemokraten, zu Fall gebracht. Am 19. Mai endete die dritte Beratung infolge Obstruktion wiederum resultatlos. Am 22. Mai wurde ein Torso, der die wichtigsten Bestimmungen preisgab, in allen drei Lesungen angenommen. Aber dieser Torso war wertlos. Der Ausgang war ein Triumph der Pöbelherrschaft. Stoecker hatte gekämpft in Wort und Schrift. Er tat im Reichstag, was er konnte, um eine wirksame Formulierung durchzusetzen. Er hielt öffentliche Vorträge in Berlin, Hamburg, Dresden. In Hamburg gestaltete sich der Vortrag

zu einer großen öffentlichen Disputation mit dem Goethebund, die durchaus zugunsten des sittlichen Gedankens endete. Aber den Feinden war es gelungen, selbst die Rechte schwankend zu machen und die Regierung zu verwirren. So war das Schlußergebnis das, daß die Lasterwelt einen großen Sieg davontragen konnte.

Dasselbe Gebiet behandelte Stoecker, als er am 3. März 1906 in längerer Rede sich mit sittlicher Entrüstung über die Münchener Schandblätter „Simplizissimus" und „Jugend" verbreitete, die ihren Spott an den Sittlichkeitsvereinen geübt hatten und an den Trägern dieser so dringend notwendigen Bewegung. Stoecker rief die Obrigkeit auf, nicht die Dinge so gleichgültig laufen zu lassen, sondern einzuschreiten, so lange es Zeit sei. Während früher Frankreich und andere Länder das Quellgebiet des Schmutzes gewesen, stehe jetzt Deutschland in der Pornographie und allen Schändlichkeiten obenan. „Es gibt nichts Wichtigeres, als daß wir hiergegen kämpfen!"

In Stoeckers Nachlaß findet sich auch ein dickes Aktenfaszikel mit der Aufschrift: „Mission in den Schutzgebieten." Der Inhalt beweist, wie sehr ihm schon die Kolonialfragen als solche am Herzen lagen, wie er aber ganz besonders tief davon durchdrungen war, daß wir durch die Besitzergreifung ferner Länder nicht nur Rechte erworben, sondern auch Pflichten auf uns genommen haben.

Wenn er das Wort „Mission" auf den Umschlag schrieb, so ist das Wort im weitesten Sinne zu verstehen. Die Akten enthalten neben Informationen und tatsächlichem Material eine ganze Reihe längerer und kürzerer Reichstagsreden, die wesentlich drei Fragen behandeln: den Branntwein, den Sklavenhandel und die Abgrenzung der Missionsgebiete.

Am 14. Mai 1889 hatte Stoecker die Freude, daß eine von ihm eingebrachte Resolution, die Regierung möge erwägen, ob und wie dem Handel mit Spirituosen in den deutschen Kolonien durch Verbot oder Einschränkung wirksam entgegenzutreten sei, fast einstimmig angenommen wurde. Leider war die Regierung in diesem Punkte taub, und 1890 mußte der Antrag wiederholt werden. Der Gegner war hier der Ab-

geordnete Woermann, der die Interessen des Spirituosenhandels vertrat.

Am 15. Januar 1889 vertrat Stoecker die Idee, in Westafrika gefangene Sklaven als selbständige Pflanzer anzusiedeln, womit man in Sierra Leone die besten Erfahrungen gemacht habe — ein Gedanke, der sich heute immer mehr als richtig erweist, entgegen der anderen Taktik, die Schwarzen zu „Arbeitern" in den Großbetrieben der Weißen zu machen. Das schwierigste Thema war aber das Verhältnis der evangelischen und katholischen Missionen. Die Katholiken, an ihrer Spitze Windthorst, forderten immer wieder „Freiheit" für alle. Stoecker entgegnete:

„Nicht darum handelt es sich, die Gleichberechtigung zu unterdrücken — mein Antrag dringt ja darauf —, sondern Zank und Streit zu vermeiden. Wenn der Herr Vorredner sagt, in England und Amerika sei es so, so habe ich schon einmal erwähnt, daß, wie mir eben wieder Graf Dönhoff bestätigt, der die Verhältnisse in Amerika genau kennt, die Indianerdistrikte an die einzelnen Kirchen verteilt werden, damit dieser elende Krieg der Konfessionen nicht vor den Indianern ausbricht. . . . . Der Herr Abgeordnete Windthorst sagt: wir wollen Freiheit für jedermann. Damit kommen wir aber nicht weiter. Freiheit wollen wir auch, aber wir wollen dazu auch praktische Maßregeln, um eine gute Sache zu fördern. Wir Evangelische sehen in der katholischen Kirche — und das ist der Unterschied zwischen ihr und uns — einen Teil der ganzen christlichen Kirche. Die römische Kirche tut das nicht. Wir wollen ihr jeden Raum gewähren, Afrika ist weit und groß genug. Was wir aber verhüten wollen, ist das Eindringen einer Mission in das Gebiet der anderen, das überall so viel Unheil und Verbitterung angerichtet hat. Wenn ich Zeit hätte, so würde ich die jüngste Geschichte der Karolineninseln erzählen, wo in kurzer Zeit aus falschem Missionseifer eine Revolution ausbrach, so daß der Gouverneur wegen seiner Behandlung der Protestanten, die sich nicht in den Grenzen der Vernunft hielt, zurückberufen werden mußte.

Eine Kooperation zwischen beiden Kirchen, wie Dr. Windthorst sagte, ist überhaupt nicht geplant; die lehnen wir ebenso ab wie Sie.

Wir ersuchen nur die Staatsregierungen, daß sie an gewissen Punkten der Grenzgebiete zwischen Staat und Kirche die nötigen Maßnahmen treffe, damit die Kirche ihre friedliche Arbeit tun könne. Dadurch die Konfessionen noch mehr zu scheiden, ist nicht meine Absicht, sondern eher, sie zu einigen; mein Antrag will die Versöhnung nicht hindern, sondern fördern."

Auch mit diesem Vorschlag drang Stoecker nicht durch. Stand sonst meistens eine dem Christentum feindliche oder gleichgültige öffentliche Meinung dem Beginn einer ernsten sittlichen Kolonial- und Eingeborenenpolitik entgegen, so war hier aus konfessionellen Gründen das Zentrum der Gegner, ohne Ver-

ständnis für Stoeckers große Gesichtspunkte einer dem Heidentum gegenüber zu wahrenden gemeinchristlichen Solidarität.

Endlich sei hier Stoeckers Stellung zum Reichstagswahlrecht und zum Wahlrecht überhaupt erwähnt. Er hielt vom Beginn seines politischen Auftretens an bis zuletzt das System der deutschen Reichstagswahlen für eins der ungerechtesten und verkehrtesten, die sich erdenken lassen. Sein ganzes Leben ist durchdrungen von den Kämpfen für ein neues modernes Arbeitsrecht, und wenn irgendeiner, so hatte er die Arbeiter lieb und wollte sie nicht niedergedrückt, sondern gehoben wissen. Wenn aber dann 1903 im Königreich Sachsen 22 von 23 Mandaten den sozialdemokratischen Arbeitern zufielen, so war er viel zu gerecht, um die Entrechtung von 46 Prozent aller Wähler, und zwar gerade der Gebildeten und Besitzenden, gutheißen zu können. Es erschien ihm mit Recht widersinnig, daß die Ungebildeten über die Gebildeten herrschen, und daß die Nichtsteuerzahler aus den Taschen der Steuerzahler die Steuern bewilligen sollten. Sein Ideal war das berufsständische Wahlrecht. Denn nur in diesem konnte er die Garantie finden, daß wirklich alle Stände, auch die jetzt ein für allemal ausgeschlossenen, zur Vertretung ihrer Interessen ins Parlament gelangen. Schon das erste christlich-soziale Programm sprach die Forderung der Berufsgenossenschaften aus, und auf diese Genossenschaften wollte er das neue Recht bauen. Am 12. Januar 1892 erklärte er im Reichstag:

„Ich muß es in der Tat für einen unerträglichen Mangel des Deutschen Reichstags erklären, daß hier das Handwerk, die Bauernschaft und, wie ich eben sagte, das große Gebiet des Seehandels unvertreten sind. Deshalb glaube ich, daß wir einen Gedanken, wie ihn der bekannte Nationalökonom und frühere Minister Schäffle ausgesprochen hat, in Erwägung ziehen können, ob es nicht an der Zeit sei, gegenüber dem unorganischen Aufbau des allgemeinen gleichen Wahlrechts einen organischen Reichstag zu bilden, der sich auf Berufsinteressen aufbaut."

Jeder reaktionäre Gedanke im Sinn einer Verkürzung des Wahlrechts der Arbeiter lag Stoecker dabei gänzlich fern. Er äußerte oft, daß er gar nichts einzuwenden habe, wenn man den Arbeitern als Berufsstand von den 400 Mandaten etwa 100 zugestehen wolle. An den 300 anderen Mandaten sollten dann alle übrigen Stände ohne jede Ausnahme, auch die jetzt entrechteten, teilnehmen. Aber das Verständnis für diese durch

und durch konservative Reform fehlte leider bei den Konservativen so gut wie bei den Regierungen. Wo Wahlrechtsvorlagen ausgearbeitet wurden, machte man kleinliches Flickwerk.

Am 30. Januar 1904 sprach Stoecker über Berufsvereine und Arbeitskammern und beklagte auch hier, daß man die Stände nicht früher organisiert habe. „Wo keine Ordnung ist, ist, entsteht Unordnung, wo kein Führer ist, kommt der Verführer." — „Erst wenn wir mit dem allgemeinen Wahlrecht das System der Berufsorganisation verbunden haben, erst dann werden wir die Linie haben, die uns aus dem sozialpolitischen Elend von heute in eine bessere Zukunft führt."

An einem anderen Tage kam Stoecker auf dies Thema zurück, bezw. darauf, daß einzelne wichtige Stände vom Reichstag ausgeschlossen seien; z. B. sei kein Mensch im Reichstag, der von Seefahrt und Rhederei etwas verstände. Als die Sozialdemokraten dann dazwischen schrien, offenbar in dem Sinn, daß sie das auch verständen, sagte Stoecker: „Ja, Rederei ohne h verstehen Sie ausgezeichnet (große Heiterkeit), aber Rhederei mit h — daran fehlt es."

Das Vorgehen gegen die Juden trug Stoecker in jedem Falle massenhafte Beschimpfungen und Drohbriefe ein. „In bezug auf Ihre gestrige Rede erkläre ich Sie für einen gemeinen Lumpen, der noch unter den Straßenräubern rangiert" — schreibt der eine. Der zweite droht Mord: „Du hast am längsten gelebt." Der dritte verspricht Prügel; man werde ihn „verblauen". Ein vierter meint, es sei erklärlich, daß Bismarck gegangen, „um nicht mit einem so verkommenen Menschen in einer Stadt zu sein." Die Koseworte: Lügner, Meineidiger, Mörder (der russischen Juden) usw. kehren immer wieder. Ein Backfisch aus Basel bittet Stoecker dringend um Auskunft: Der Rektor habe gesagt bei Besprechung von Nathan dem Weisen, der Recha aus dem Feuer holte, es gebe sogar sehr christliche Männer in unserer Zeit, die so intolerant seien gegen die Juden, daß sie das Haus eines Juden und dessen Tochter ruhig brennen lassen würden, zum Beispiel der Herr Hofprediger Stoecker in Berlin. „Aber nicht wahr, das ist nicht

wahr. Bitte, bitte, schreiben Sie mir es, damit ich ganz gewiß beweisen kann, daß Sie es tun würden." Umgekehrt wird Stoecker von einem braven Siegerländer getröstet. „Hier in Siegen hört man oft die Redensart: wenn sich Herr Hofprediger Stoecker irrt, so ist es eine Lüge, lügt dagegen Eugen Richter, so ist es ein Irrtum."

Die idealen Gesichtspunkte, die Stoecker in die Kolonialpolitik hineintrug, forderten natürlich den Spott der Gegner heraus. Dem Durchschnittsliberalismus kam es sehr merkwürdig vor, daß man im Hinblick auf die Kolonien auch noch andere Gesichtspunkte haben könnte, als die des Gelderwerbs. Das „Berliner Tageblatt" verhöhnte Stoecker in seiner „Witz"-Beilage:

Adolf, komm, pack' deine Reisetasche:
Um des Kessels Bauch schon flammt die Glut,
Nach Ostafrika trägt dich der rasche
Dampfleviathan durch die blaue Flut! . . . .

Auf zur Weltfahrt nach Neudeutschlands Küsten
Wolle flugs den Pilgerkoffer rüsten,
Dort zu gründen im geweihten Kral
Einen Bund — „muhamedan-sozial"! . . . .

O befürchte nicht, daß dich die Parzen
Betten dort im Magen eines Schwarzen;
Denn obwohl der Häuptling, rauh und schlicht,
Manches frißt: Kollegen frißt er nicht!

Massenhaft sind Stoeckers Reichstagsakten durchsetzt mit den sog. Lokalschmerzen und Standesanliegen. Die Pfarrer kommen mit Stolgebühren- und Bureaukostenfragen, im Februar 1890 muß Stoecker für die Sonntagsruhe der Schutzleute sprechen, selbst die Nachtwachtmeister klagen ihr Leid, altlutherische Geistliche tragen gravamina vor, Pastor Jensen-Breklum wünscht, daß Stoecker die Frage des Martineums mit dem Kaiser besprechen möchte, usw.

Zu allen Zeiten ist Stoecker mit großer Treue bestrebt gewesen, solchen Wünschen gerecht zu werden. Die Eisenbahn Kirchen—Freudenberg wurde auf seine Fürsprache gebaut. Und

in solchen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens wandten sich auch die politischen Gegner vertrauensvoll an ihn. Der eine Ort wollte ein Amtsgericht, der andere eine Postagentur haben. Die Beamten versahen ihn reichlich mit Material über ihre Lage, die Veteranen klagten ihre Not, die Metzger in Berleburg verklagten die Fleischbeschau. Aber auch mit rein persönlichen Bitten wurde er überschüttet. Besonders Arbeiter kamen, die sich in ihren Renten geschädigt fühlten, Streitende, die einen Prozeß verloren hatten. Ein Vater teilt mit, daß sein Sohn beim 5. Rhein. Inf.-Rgt. Nr. 65 schlechtes Essen bekomme, eine Eisengießerei wünscht Verwendung, daß das deutsche Konsulat in G. sich ihrer Ansprüche besser annehme usw. Das Vertrauen der Wähler zeigt sich z. B. aus dem Satze folgenden Schreibens, in welchem um Befürwortung einer Begnadigungssache gebeten wird. „Ich habe dieser Tage in der Zeitung gelesen, daß Sie vom Kaiser zur Tafel eingeladen gewesen, worüber ich mich außerordentlich gefreut habe. Vielleicht wird Ihnen die Gelegenheit geboten, daß Sie nochmals mit dem Kaiser persönlich zusammenkommen und dann obigen Fall zur Sprache brächten" usw. Selbst der Gastwirte-Verein des Kreises Wittgenstein beschwert sich bitter über einen Antrag Trimborn, daß den Gastwirtsgehilfen alle vierzehn Tage die Möglichkeit gegeben werden solle, die Kirche zu besuchen, und mutet Stoecker zu, den „schweren Eingriff" in das Gewerbe abzulehnen.

Alles in allem: das Geheimnis der Wirkung in Stoeckers politischen Reden bestand darin, worin am letzten Ende die Wirkung aller politischen Rede besteht: er sprach den Gedanken der Hörer aus und nahm ihnen das Wort von der Lippe. Was alle Besseren ohne klares Bewußtsein gedacht und nur undurchsichtig und unvollkommen formuliert hatten, trug er in verblüffender Unmittelbarkeit und Schlagfertigkeit, durchsichtig, klar formuliert, und weil überzeugt, auch überzeugend vor. Er war der Geburtshelfer dessen, was der bon sens, der gesunde Menschenverstand dachte. Dazu hatte er, was an tatsächlichem Material die Rede illustrieren konnte, stets präsent. Wenn die Sozialdemokraten gegen das Duell donnerten, so hielt Stoecker ihnen sofort vor, daß ja ihr eigener Lassalle im Duell ge-

fallen sei. Von diesem Ende weiß ja jeder Gebildete. Aber Stoecker wußte solche Dinge zur rechten Zeit und am rechten Ort, und verwertete sie in einer für die Gegner oft sehr empfindlichen Weise.

Es ist schon viel, wenn ein Redner die Freunde befriedigt und ihnen „aus der Seele spricht". Es ist mehr, was Stoecker unzählige Male gelang, daß er bewußte Gegner nicht überredete, sondern überzeugte. Selbst einzelne aus seinen Todfeinden, den Juden, haben sich der Macht dieser Rede nicht immer entziehen können.

X.

Stoecker als Theologe, als Pfarrer, als Kirchenpolitiker.

Stoeckers Stellung zu den theologischen Fragen der Gegenwart, zu den Pflichten des Pfarramts, zu den Aufgaben der Kirchenpolitik, ist in dieser Darstellung seines Lebens und seiner Kämpfe schon vielfach im einzelnen gestreift und dargestellt worden. Speziell ist in ausführlicherer Weise mitgeteilt, wie er sich — um die Richtungen kurz so zu bezeichnen — dem Doktrinarismus und dem Pietismus gegenüber abgrenzte. Gegen Uhlhorn und Poetter hat er das Recht der Kirche, nicht nur christlich, sondern auch christlich-sozial zu arbeiten, behauptet und verteidigt, gegen den Generalsuperintendenten Braun hat er das Dasein einer Volksseele und die Pflicht einer öffentlichen Seelsorge neben der Einzelseelsorge zu erweisen gesucht.

Aber in jenen polemischen Ausführungen finden sich doch nur zwei große fundamentale Hauptgedanken vertreten und festgelegt, welche die Vielseitigkeit des Stoeckerschen Ideenkreises keineswegs erschöpfen. So fordert eine vollständigere Darstellung seines Lebens und Wirkens doch noch einen wenigstens kurzen Ueberblick über die Fülle der anderen Fragen, mit denen er sich als Theologe, als Pfarrer, als Kirchenpolitiker abzufinden hatte, und abfand.

Was zunächst den „breiten Graben" zwischen positiver und liberaler Theologie betrifft, so stand er mit ganzem Herzen auf der positiven Seite. Er hatte den Heiland innerlich erfahren — das hob ihn über alle kritischen Zweifel hinaus. Aber er hatte doch selber lange genug gezweifelt und gesucht, um auch ein volles und ein mitfühlendes Verständnis zu behalten für die Anfechtungen der Skepsis. Wo er aufrichtiges

Suchen und ernste Wissenschaftlichkeit fand, war er milde und irenisch. Scharf dagegen konnte er werden, wenn unter dem Schein der Wissenschaftlichkeit sich nur die kecke Behauptung versteckte, die durch Sicherheit des Auftretens zu ersetzen suchte, was ihr an Gründlichkeit und Folgerichtigkeit der Beweisführung abging.

Eine Gelegenheit, seine Stellung zu den großen Heilstatsachen des christlichen Glaubens, wie sie im Apostolikum formuliert sind, zu bezeugen, war Stoecker im Jahre 1892 geboten. Professor Harnack, von Marburg nach Berlin berufen, hatte hier sehr bald durch einen Vorstoß auf die ganze Bekenntnisgrundlage der Kirche Aufsehen erregt, auch dadurch, daß er den Studenten hinsichtlich der liturgischen Ordnung recht anfechtbare Ratschläge erteilte. Der übelste Satz seiner Kritik lautete: „Die Anerkennung des Apostolikums in seiner wörtlichen Fassung ist nicht die Probe christlicher und theologischer Reife; im Gegenteil wird ein gereifter, an dem Verständnis des Evangeliums und der Kirchengeschichte gebildeter Christ Anstoß an mehreren Sätzen des Apostolikums nehmen müssen." Stoecker hatte mit Harnack persönlich über dieses „müssen" gesprochen, und dieser, einen halben Rückzug antretend, erklärt, er habe nicht sagen wollen, daß ein gebildeter Christ das nicht glauben könne. Aber andere Angriffe blieben von Bestand, in erster Linie wider die jungfräuliche Geburt des Heilandes und die Höllenfahrt.

Der Streit nahm größere Dimensionen an, und die „Positive Union" berief eine Versammlung nach Berlin, um Stellung zu nehmen, bezw. Protest zu erheben. Am 13. Oktober fand eine Versammlung für wissenschaftlich gebildete Teilnehmer statt, am 14. Oktober, abends, eine Volksversammlung in der Tonhalle. Das Hauptreferat am 13. Oktober hatte Professor Kähler-Halle übernommen. Er definierte die „moderne Theologie" als eine Richtung, die jeden überlieferten Maßstab für religiöse und sittliche Anschauung verwerfe, der dagegen die allgemeine Wissenschaft (unter Ausschluß der Theologie) als Begründung aller erkenntnismäßigen Ueberzeugungen gelte. Das geschichtliche Christentum sei für sie nur Gegenstand der Forschung und Sichtung. Grundsätzlich könne die evangelische Kirche dieser

„modernen Theologie" weder gesetzliches, noch sachliches Recht zugestehen, auf ihren Kanzeln laut zu werden. Es bestehe ein Recht der Gemeinden auf das lautere Evangelium. Doch sei zu unterscheiden zwischen grundsätzlich klarer und bewußter Richtung und zwischen verschiedengradiger Beeinflussung durch dieselbe, zwischen herausforderndem Angriff und unreifer und unvollständiger Erfassung des Evangeliums.

Auch in dieser Versammlung nahm Stoecker in der Debatte das Wort, um den Vorwurf der Presse zurückzuweisen, daß es sich um ein „Ketzergericht" handle.

„Wir wollen keine Ketzergerichte, selbst nicht gegen Atheisten, wir wollen im Gegenteil die Seelen suchen. Was wir jedoch nicht dulden können, das ist, daß auf der einen Kanzel die Gottheit Christi gelehrt und auf der anderen Seite dieselbe in Zweifel gezogen wird. Der Staat ist eine Gemeinschaft der göttlichen Ordnung, die Kirche aber auch. Wenn jedoch die Kirche über ihre Heilswahrheiten nicht mehr wachen darf, dann wundere man sich nicht, wenn das Volk sich von der Kirche abwendet. Das Volk sagt dann mit Recht: Wozu sollen wir glauben, wenn die Kirche gar keine Wahrheit hat, oder das, was sie als göttliche Wahrheit ausgibt, nicht einmal beschirmen darf. Und noch ein Wort über die Lehrfreiheit auf dem Katheder. Ich will auch in dieser Beziehung kein Ketzergericht, aber ich glaube, daß man verlangen kann, mit der Besetzung von theologischen Lehrstühlen etwas vorsichtiger zu sein. Ebenso gut wie der Staat nicht einen Professor in die juristische Fakultät berufen wird, der den Diebstahl für ehrlich erklärt, wie er in die medizinische Fakultät keinen Professor berufen wird, der die Cholera als gesund erklärt, und in die philosophische Fakultät keinen Professor berufen wird, der Denken für schädlich erklärt, so darf er auch in die theologische Fakultät keinen Professor berufen, wenn seine Kollegen von ihm sagen, daß er nicht auf dem Boden des göttlichen Glaubens steht."

Am nächsten Abend hatte dann Stoecker das Hauptreferat und gab eine feine Apologie des Apostolikums, bezw. der christlichen Grundwahrheiten, die immer lesenswert bleiben wird; sie erschien als Broschüre im Verlag der Berliner Stadtmission.

„Ich habe eine herzliche Freude empfunden, daß aus den Parochial- und Bürgervereinen heraus die Forderung an uns gekommen ist, in öffentlicher Versammlung die Streitfrage zu behandeln. Ausdrücklich spreche ich das aus, weil D. Harnack geschrieben hat, es sei nicht seines Amtes, zu erwägen, ob ein solches Treiben, wie es jetzt wieder auf Kommando entfesselt sei, in der evangelischen Kirche geduldet werden könne. Ein solches Wort ist für mich in der Tat unbegreiflich. Wenn solche Angriffe auf das Apostolikum geschehen, welches allsonntäglich in unserer Landeskirche vom Altar bekannt wird, auf welches unsere Kinder getauft, unsere Jünglinge und Jungfrauen konfirmiert werden, — wie kann man glauben, daß erst kommandiert werden müsse, damit in der Landeskirche sich irgend etwas regt. Das muß doch D. Harnack wissen, daß er mit seinem Vorgehen eine schwere Friedensstörung in der evangelischen Kirche heraufbeschworen hat. Wie kann er die Abwehr desselben ein Treiben

nennen? Mit welchem Recht die Obrigkeit zu seinem Schutz aufrufen? Wir sehen daraus wieder, man will auf jener Seite Stürme hervorrufen, Angriffe zurüsten, den Krieg erklären; aber wir auf unserer Seite sollen uns nicht einmal wehren. Wir sollen nicht schützen dürfen, was wir an jedem Sonntag unseren allerheiligsten Glauben nennen.

Bisher nun konnte man denken, wir hätten es mit der Uebereilung eines einzelnen zu tun. Seitdem die Anhänger der Ritschlschen Schule, Professoren und Pastoren, auch solche, die auf der rechten Seite stehen, für D. Harnack öffentlich eingetreten sind, kann von einer Uebereilung, kann von einem einzelnen Gelehrten nicht mehr die Rede sein. Wir haben es jetzt mit einem ernsten Kampf gegen eine ganze Richtung zu tun und unseren Glauben gegen eine neue Methode der Theologie zu schützen."

Stoecker knüpfte dann an den „Fall Schrempf" an, der den Fall Harnack hervorgerufen. Der württembergische Pfarrer Schrempf, der wegen Widerspruch gegen das Bekenntnis sein Amt verloren, habe gemeint, man hätte ihm bei seiner inneren, zustimmenden Stellung zum Christentum das Verbleiben in seinem Amte wohl gestatten und ihm die Verrichtung der Taufen auf das Apostolikum erlassen können. Das sei aber, sagte Stoecker, ein Irrtum. „Wohin sollte es führen, wenn jeder einzelne Geistliche, je nach seiner persönlichen Stellung zum Glauben, die Ordnungen der Kirche im Bekenntnis und Kultus ändern könnte? Man nennt das auf der liberalen Seite wohl ein Erfordernis der Freiheit. Mir würde es erscheinen als der größte Klerikalismus und Hierarchismus, den es geben könnte. Die Gemeinde in jedem einzelnen Falle wäre abhängig von der Glaubensstellung ihres Pastors; dabei müßte die evangelische Kirche in Staub zerfallen."

Stoecker geht dann auf Harnacks Absicht ein, ein neues, kurzes Bekenntnis neben dem Apostolikum zu schaffen, und erinnert an den Versuch von 1846, wo man das nach dem Kirchenlehrer Nitzsch so genannte „Nitzschänum" formuliert habe. Der Versuch sei gescheitert. „So bin ich überzeugt, wird auch jedes andere Bekenntnis, das man menschlich machen will, nicht aus Glauben, sondern aus Zweifel, nicht aus reformatorischem Beruf, sondern aus wissenschaftlicher Kritik heraus ins Wasser fallen. Gott kann uns so führen, daß reformatorische Bewegungen und Persönlichkeiten unsere Kirche zwingen, zu den Irrlehren der Gegenwart ebenso Stellung zu nehmen, wie wir im 16. Jahrhundert haben Stellung nehmen müssen zu den Irrlehren Roms. Aber was wir jetzt erleben, was in der „Christlichen Welt" uns veröffentlicht ist, diese Verhandlung zwischen D. Harnack und seinen Studenten, macht weder den Eindruck einer reformatorischen Bewegung, noch einer reformatorischen Persönlichkeit."

Stoecker lehnt dann Harnacks Spiritualisierung der Heilstatsachen ab. „Ich stehe wissenschaftlich nicht so, daß mir die Gedanken des Christentums genügen, wenn ich die Tatsachen nicht als wahr bekennen darf. Ich glaube, daß die christlichen Grundgedanken aus den christlichen Grundtatsachen folgen, und daß, wenn man die Tatsachen aufgibt, auch die Gedanken zusammenbrechen." . . . . „Wenn der Gekreuzigte auf Golgatha nicht Gott ist, sondern Mensch, sei es auch ein Mensch, in dem die Fülle der Gottheit wohnte und die göttliche Offenbarung pulsierte, so kann sein Sterben keine Welt erlösen. So dürfen wir uns eigentlich nicht wundern, daß er hingerichtet wurde. . . . . Lassen wir die Tatsachen des Apostolikums zweifelhaft, so wird auch unsere Versöhnung mit Gott ungewiß."

Ferner sage D. Harnack, einige Punkte müsse man doch umdeuten; es sei unmöglich, das Glaubensbekenntnis in seinem Wortlaut zu fassen. „Ich protestiere gegen dies ganze Verfahren der Umdeutung. Erklären müssen wir gewisse Sätze, umdeuten dürfen wir sie nicht."

Stoecker exemplifiziert auf die „Auferstehung des Fleisches". „Das weiß jeder, daß dabei an das sinnliche Fleisch und Blut, das wir jetzt an uns tragen, nicht zu denken ist. Dies Verwesliche kann die Unverweslichkeit nicht ererben. Dies Sterbliche kann die Unsterblichkeit nicht anziehen." Korrekter sei die Auferstehung des Leibes. Aber jeder wisse, was gemeint sei.

Nun aber sage D. Harnack gar, an einem Punkt genüge die Umdeutung nicht, denn man müsse in das Gegenteil umdeuten, nämlich bei der jungfräulichen Geburt. Sie sei vielen sonst gläubigen Christen unglaublich und ein wirklicher Notstand. „D. Harnack sucht für seine Behauptung einen biblisch-wissenschaftlichen Beweis zu führen. Nur zwei Evangelien, Matthäus und Lukas, hätten die Erzählung der jungfräulichen Geburt; Markus kenne sie nicht, wahrscheinlich auch Johannes nicht; Paulus in allen seinen Briefen und die anderen Episteln des Neuen Testaments wüßten davon nichts. Nie sei dieser Satz Lehrverkündigung in der apostolischen Zeit gewesen. Alles das ist wahr, aber es beweist nichts. Wenn Matthäus und Lukas so ausführlich die geheimnisvollen Dinge erzählen, so genügt das einem Christen vollkommen. Mir wäre es ganz unmöglich, diese Geschichte für ein Märchen zu halten. Wenn dies Stück der Bibel stürzt, dann stürzt viel nach. Daß es aber in der apostolischen Lehrverkündigung fehlt, ist durchaus begreiflich. Es betrifft einen so geheimnisvollen und zarten Vorgang, daß ich es gar nicht begreifen würde, wenn man es von den Dächern predigen wollte. Wir, die wir mit ganzer Ueberzeugung daran glauben, reden ja darüber auch nicht, außer zu Weihnacht, wo die jungfräuliche Geburt das Fest bildet. Auch da reden wir nur andeutend. Wir berühren das Geheimnis als die Tatsache, durch welche Gott Mensch geworden ist; aber dann bedecken wir es wieder mit einem Schleier. Wer möchte denn wünschen, daß man von diesen Dingen ausführlich, öffentlich redete! Das Geheimnis selbst aber ist damit nicht beseitigt. Vielmehr gehört es zu den hohen Artikeln göttlicher Majestät, wie eine Bekenntnisschrift unserer Kirche es nennt." Eine wissenschaftliche oder biblische Notwendigkeit, so zu der Sache zu stehen wie Harnack, liege nicht vor. Ich glaube, auf unserer Seite sind die besseren Gründe. „Und wenn er selber als Kirchenhistoriker, der gewiß nichts anderes sucht als Wahrheit, berichtet, daß um das Jahr 150, vielleicht schon am Anfang des zweiten Jahrhunderts dieser Satz zwar nicht in demselben Wortlaut, aber doch ganz in demselben Sinne, nämlich so: „Geboren aus dem Heiligen Geist und der Jungfrau Maria" im römischen Apostolikum stand, wenn jener Satz schon so früh bekenntnismäßig formuliert war, so folgt daraus meines Erachtens mit Notwendigkeit: das erste Jahrhundert hat daran geglaubt. Wie kann man jene Erzählung als unglaubwürdig streichen wollen?"

Auch die Höllenfahrt verteidigt Stoecker. „Das ist ein Satz von so tröstlicher Bedeutung und Kraft, daß ich ihn wahrlich nicht missen möchte. Auf diesem Glauben beruht unsere Hoffnung, daß es droben in der Ewigkeit für viele noch eine Entscheidung gibt, die sich hier unten nicht haben entscheiden können. Eine der seligsten Hoffnungen würde verschwinden, wenn dieser Satz nicht gelten sollte." . . . „Und wenn die Kirche Gottes diesen aus der Schrift geschöpften Glaubenssatz seit länger als einem Jahrtausend bekennt, so ist wenigstens meine Anschauung von der Kirche die, daß der

Heilige Geist Gottes sie durch die Jahrhunderte in alle Wahrheit leitet. Anzunehmen, daß in dem allgemeinen Bekenntnis der Kirche falsche Tatsachen stehen, die erst jetzt die Theologie als irrig entdecken müßte, das widerstreitet allen gesunden Anschauungen der Kirche als einer Grundfeste der Wahrheit."

Stoecker erklärt dann, er finde es „grenzenlos unbescheiden", wenn die Zweifler an den mit so viel Märtyrerblut besiegelten Grundlagen der Kirche die Forderung stellen: diese Grundlagen müssen geändert werden, damit sie mir genügen. „Nein, auf diesen Grundlagen ist die Christenheit, ist die evangelische Kirche aufgebaut. Ob auf der kritischen Theologie von heute eine Kirche sich aufbauen oder erhalten könnte, ist mir ungeheuer zweifelhaft. Mag sie den Versuch wagen, sie wird gewiß Schiffbruch leiden. Aber das ist nun die erschütternde Tatsache, vor der wir stehen: In unserer Kirche will man die Tatsachen der Bibel, die Sätze der Glaubensbekenntnisse, die Anschauungen der Reformation, kurz, die Wahrheiten des Christentums angreifen, unterminieren, für irrig erklären, öffentlich preisgeben und doch in der Kirche mitregieren, sogar ein Amt verwalten. . . . . Wir haben schon ohne diese Streitigkeiten den heißesten Kampf, den jemals unsere Kirche zu führen hatte. Auf der einen Seite steht die wachsende Macht Roms, auf der anderen ein furchtbarer, aus den Höhen der Gelehrtenwelt entsprungener und in die Tiefen des Volkslebens hindurchgesickerter Unglaube. Hier ist die Sozialdemokratie, welche alles leugnet, dort das Judentum, welches alles vergiftet. Die einen bekämpfen die Reformation mit ihren bösen Reden, die anderen mit ihren giftigen Federn. Und zwischen diesen Mächten stehen wir, sollen den vierfachen Gegner abwehren und haben den Zwist im eigenen Lager, müssen kämpfen um die Grundlagen unserer eigenen Existenz. Ist das eine Lage, in welcher man siegen kann? Ich sage: Nein!"

Stoecker geißelt dann die Unhaltbarkeit der ganzen Angriffsmethode. Man versuche die Tatsachen der Offenbarung naturgeschichtlich zu begreifen und weltgeschichtlich zu kritisieren. Das sei unmöglich. „In der Naturgeschichte kommt es auf irdische Dinge an, deren Zusammenhang wir nie ergründen werden, in der Geschichte auf menschliche Tatsachen, die in ihren Ursachen und Wirkungen klarzustellen sind. Schon hier geraten die Forscher, welche den lebendigen Wundergott außer acht lassen, in undurchdringliche Rätsel. Im Christentum aber kommt alles auf den überirdischen und übermenschlichen Ursprung und Verlauf der Offenbarungen und Tatsachen Gottes an, auf den Zusammenhang einer ganzen, großen erlösenden und belebenden Weltanschauung. Es ist ganz unmöglich, mit der kritischen Methode auch an die Theologie heranzutreten und so eine Wissenschaft zu schaffen, die dem Bedürfnis des Glaubens dient. Das aber soll doch die Theologie; sie soll Glauben erzeugen, Menschenseelen erretten und Volksgeister erneuern helfen. Theologie ist nicht Kritik. Theologie ist Wissenschaft des Lebens. . . . . Die Theologen sollen in dem Wirrwarr der Zeiten mit der ewigen Magnetnadel der Jugend die rechte Richtung geben und ihre Füße auf den Felsen der Gewißheit stellen."

Zum Schluß erklärte Stoecker, daß nicht in neuen Bekenntnissen und in größerer Willkür das Heil liege. „Was uns helfen kann, ist, daß unsere Forscher angesichts der großen Gefahren das Negative und Kritische nicht einseitig pflegen, sondern auf das berechtigte und erlaubte Maß zurückführen und Ehrfurcht hegen vor der Geschichte der Kirche Gottes. Ein Beten um den Heiligen Geist, ein Glauben in der Kraft Gottes, ein Bekennen in Freudigkeit,

Hochhalten der christlichen Fahne, und dann im alten protestantischen Geiste ein Hineingehen und Feststehen im Kampf um die höchsten Güter des Christentums: das kann zum Siege führen."

Es ist dieser Vortrag Stoeckers hier eingehender mitgeteilt, weil er einen trefflichen Einblick gewährt in Stoeckers Grundanschauung. Er stand fest auf Schrift und Bekenntnis, und treu zur Kirche der Reformation, aber durchaus nicht im Sinne der Unterwerfung unter eine tote Orthodoxie, sondern auf Grund einer innerlichen Ueberzeugung, die in persönlichsten Erfahrungen und im ernstesten wissenschaftlichen Studium gewonnen war. Die Dogmatik war ihm nicht ein Joch, daß man dem Christen auflegt, sondern ein Versuch, die großen göttlichen Gedanken der Schöpfung und der Erlösung — mit Goethe geredet — „noch einmal zu denken".

Nichts war verkehrter, als der oft gegen Stoecker erhobene Vorwurf des toten Buchstabenglaubens. Im Gegenteil — das Leben galt ihm alles. Wenn eine tote landeskirchliche Gemeinde durch lebendige Sekten heimgesucht wurde, so sagte er: „Dem Tode gegenüber hat jedes Leben recht." Und auch der Heiligen Schrift gegenüber wollte er von mechanischem Buchstabenglauben gar nichts wissen, gab auch der Kritik den weitesten Spielraum. Was er aber unbedingt auch von den Kritikern verlangte, war die Ehrfurcht vor dem Heiligtum. Von unheiliger Kritik versprach er sich gar nichts.

Mit einem Professor in Basel korrespondierte er gelegentlich der Verhandlung der Generalsynode über Besetzung des theologischen Lehramts. Der Schweizer wollte von jedem akademischen Lehrer fordern, daß er sich zuvor nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch über die Führung eines Pfarramts auszuweisen habe, sowohl hinsichtlich des Unterrichts, wie auch der Predigt, weil Unterricht und Predigt am besten in den religiösen Gehalt der Heiligen Schrift einführen, also in denjenigen Inhalt, der die Kirche in erster Linie interessiert. Jener Schweizer Gelehrte schrieb:

„Es wurde mir in Leipzig gesagt, es komme an den deutschen Fakultäten kaum noch vor, daß der alttestamentliche Theologe predige. Das rührt aber doch daher, daß viele dieser Herren in diesem wichtigen Stück eine mangelhafte theologische Bildung haben und daß ihnen gerade das vitale Interesse am Alten Testament fehlt. Sie behandeln es oft von Anfang an nur als Faszikel von Literatur, aber nach seinem unmittelbaren religiösen Wert zu

fragen und zu graben, kommen sie nicht in den Fall, daher er auch ihrem Auge verborgen bleibt. Dann gehören sie aber nicht in die Fakultät, die nach Schleiermacher der Kirche zu dienen hat. Ich sehe einen Hauptschaden in dem Schwarm von jungen deutschen Theologen, die dem Kirchendienst aus innerer Entfremdung fern bleiben, aber sich berufen fühlen, sich akademisch mit der Bibel zu befassen."

Je größeren Wert aber Stoecker dem religiösen Studium der Schriftwahrheit beilegte, um so entschiedener widersprach er der Lehre von der Verbalinspiration; wider den Unverstand einzelner Vertreter dieser Anschauung konnte er recht sarkastisch werden, wenigstens im vertraulichen Kreise. Aber auch öffentlich kämpfte er dagegen, weil er den großen Abfall der Bildungswelt vom Christentum doch in etwas auf die Zumutungen jener Doktrin zurückführte. Diese Stellung reicht zurück bis in seine theologischen Anfänge. In seinem Nachlaß findet sich ein kleiner Essay: „Die Heilige Schrift und die heutige Theologie." Das vergilbte Manuskript trägt kein Datum, scheint aber aus der frühesten Amtszeit zu stammen. Der Eingang lautet: „Das Dogma von der Inspiration hat für die Theologie unserer Tage seine souveräne Macht verloren. Es glaubt niemand mehr, daß der Heilige Geist die heiligen Schriftsteller als bloße calami gebraucht habe... Ebensowenig ist auch jene ungleich wahrere und tiefere Ansicht zu halten, der Geist habe als innerliches Motiv und Prinzip, als der wiedergeborene menschliche Geist, aber in größter Fülle und Kraft, die heiligen Schriftsteller vor jedem Irrtum bewahrt." Stoecker führt dann die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte, das mißverstandene Warten der Jünger auf die Wiederkunft u. a. m. an. Das positive Ergebnis ist ihm aber doch das: „Die Wahrheit liegt in der Schrift und es ist die ewige Aufgabe des Menschengeistes, immer tiefer und breiter in diese Wahrheit hineinzudringen. Aber ein unfehlbares System gibt es ebensowenig wie eine unfehlbare Kirche." Es folgen feine, tiefsinnige Ausführungen über die Prophetie — zu eingehend, um hier wiedergegeben zu werden.

Auch wenn man von naturwissenschaftlichen und profangeschichtlichen Gesichtspunkten ausgeht, stand Stoecker ganz frei zur Bibel. Als der Verfasser dieses Buches gelegentlich über den urkundlichen Wert der Bücher des Alten Testamentes sprach

und sich zu der Auffassung bekannte, daß es sich zum Teil um widersprechende Fragmente, wie in den verschiedenen Versionen der Schöpfungsgeschichte, handle, teils um sagenhafte Züge, wie bei Jonas und Simson, doch aber zögerte, das Wort „Sage" zu gebrauchen, nahm Stoecker es ihm von der Lippe weg, und fügte hinzu: „Gewiß! in jenen ältesten Zeiten war die Form der geschichtlichen Ueberlieferung die Sage." Und er war der Ansicht, daß bei solcher Ueberlieferung ebensowohl der geschichtliche Tatbestand durch menschlichen Irrtum verschoben sein, wie auch irrige Naturanschauungen vergangener Epochen im Bibeltext ihren Ausdruck gefunden haben könnten. Aber aus den Unsicherheiten im einzelnen zog er nicht den Fehlschluß auf die Unglaubwürdigkeit des Großen und Ganzen. Am allerwenigsten gestattete er, den religiösen Gehalt außer acht zu lassen.

1902 hat Stoecker diese seine Ansichten auch in einer Rezension vertreten, die er in der „Reformation" erscheinen ließ. Er besprach die Uebersetzung und Erklärung der Genesis von Gunkel und schrieb dabei:

„Das Grammatische und Kritische tritt, wenn auch genügend berücksichtigt, hinter der Frage nach dem Inhalt zurück. Dieser Inhalt aber ist dem Verfasser Sage; und was sie für Religion und Sitte zu bedeuten hat, ist der Hauptgegenstand der Erörterung. Ein besonderes Interesse bietet die Einleitung, in welcher das Wesen der biblischen Sage ganz im modernen Geist untersucht und erörtert wird. Sage und Geschichte, jene als Poesie, diese als Darstellung der von Augenzeugen dem Berichterstatter überkommenen Ereignisse, werden in ihrem Unterschied aufgewiesen, und als selbstverständlich behauptet, daß die Sage viel Unglaubwürdiges enthält. Wir möchten schon hier einmal anhalten und unsere abweichende Meinung aussprechen. Ohne Zweifel hat die biblische Urgeschichte Sagen und sagenhafte Elemente; es ist vergeblich, sich dagegen zu sperren, und es ist Zeit, das der gläubigen Christenheit offen zu sagen. Daraus folgt aber gar nicht, daß Sagen bloße Märchen seien. Lamprecht sagt in einem seiner Aufsätze: „Sie sind entstanden als beste, nach Lage des früheren Geisteslebens eben noch mögliche Form wahrhafter historischer Ueberlieferung; ihr Inhalt ist die niedergeschlagene Geschichte früherer Zeit." Was hier ein Historiker moderner Weltanschauung von den geschichtlichen Sagen urteilt, gilt u. E. auch von der biblischen Urgeschichte. D. Gunkel ist in Verlegenheit, was er mit den Sagen von Abraham, Isaak, Jakob machen soll. Denn daß Abraham an die Stelle des Mondgottes getreten und die Zahl 318 der Knechte, mit denen er die Schlacht schlägt, ein Mondjahr von 318 Tagen bedeute, gibt er selbst in wissenschaftlicher Bescheidung nur als unsichere Vermutung. Warum kann er denn nicht diese Gestalten als wirkliche Menschen und die Erzählungen über sie als sagenumwobene Biographien ansehen? — Ebensowenig wird

man ihm glauben, daß Jonas und Simson mythologische Figuren, d. h. Göttererinnerungen seien. . . . . D. Gunkel legt mit Recht auf die Religion als die Substanz der Sagen den größten Wert und bemüht sich, gegenüber dem Bibel-Babel-Unfug das Religiöse und Monotheistische in Israels Sagen zur Geltung zu bringen. Aber es fehlt ihm doch jeder Sinn für wirkliche göttliche Offenbarung, so daß er den tiefsten Kern der uralten Geschichten nicht einmal auf seinem Standpunkte auszuschälen vermag. In dem Traum von der Himmelsleiter findet er Reminiszenzen an viele Götter, in der Schöpfungsgeschichte ebenso; für die tiefsinnigen Wahrheiten, die gläubige Naturforscher in den ersten Kapiteln der Genesis erblicken, hat er wenig Anerkennung, er behandelt sie sogar auffallend kurz. Alles in allem können wir doch nur sagen, daß D. Gunkel viel Interessantes bietet, daß er aber in der Darlegung des Verhältnisses von Sage und Geschichte viel zu radikal vorgeht, so daß wir schließlich vor lauter Rätseln stehen bleiben."

Diese Anführung bestätigt, was auch aus zahllosen anderen Publikationen Stoeckers hervorgeht — er war schon als Landpfarrer und später in Berlin bis zur letzten Krankheit fortdauernd erst Mitredakteur, dann Leiter einer Kirchenzeitung — daß er ein Theologe war, der das wissenschaftliche Leben seiner Zeit voll mitlebte. Alles, was er schrieb, war selbständig durchdacht, und weder eine starre Orthodoxie, noch ein unheiliger Radikalismus kann sich auf ihn berufen. Es war nicht Darstellung, sondern Entstellung Stoeckerscher Ansichten, wenn ein liberaler Theologe, aus der eben zitierten Rezension das Wort von der Sage als Vorsatz zitierte, aber den Nachsatz, daß Sagen keine Märchen, sondern niedergeschlagene Geschichte seien, einfach fortließ.

Die Behandlung der Judenfrage gab mehr als einmal Anlaß, den Wert und das Wesen der Taufe auch dogmatisch zu erörtern. Auch hier hatte Stoecker so sehr seine festen Ansichten, daß er gelegentlich sogar mit einem der besten Freunde, Prof. Cremer, auseinanderging, so schmerzlich ihm der Dissensus sein mochte.

Das politische Wirken in der Judenfrage rief sogar gelegentlich eine Reichstagsdebatte über die Taufe hervor. Stoecker hatte sich gegen einen vormals jüdischen Richter, der getauft war, aber über ihn ein sehr anfechtbares Urteil abgegeben hatte, öffentlich zur Wehr gesetzt. Abg. Munckel stach das sofort auf und warf Stoecker Mißachtung der Taufe vor. Dieser entgegnete, daß die Taufe nur Wert für den Menschen habe, wenn der Glaube hinzukomme; einen magischen Wert für Un-

gläubige nehme er nicht an. Z. B. sei leider Herrn Munckels Taufe augenscheinlich fruchtlos vollzogen worden. Wenn er also die Taufe nicht überschätzte, so stand sie ihm doch zu hoch, um sie als rein äußerliches Kriterium politisch zu verwerten. Aller Neigung der Antisemiten, die vollzogene Taufe zur Bedingung des aktiven und passiven politischen Wahlrechts zu machen, hat er stets widersprochen.

Im persönlichen Verkehr mit Andersdenkenden war Stoecker da, wo er ernster Ueberzeugung begegnete, weitherzig, freundlich, tolerant. Beweis genug seine Gründung des Evangelisch-sozialen Kongresses, aber auch sonst manche Berührung mit liberalen Theologen. Mit Professor Nippold hat Stoecker wiederholt Briefe und Besuche gewechselt, und dieser ist unbefangen genug, in seinem Buch „Die Thümmelschen Religionsprozesse" (Heft 2, S. 107), trotz „scharfer, zum guten Teil unüberbrückbarer prinzipieller Gegensätze", wie folgt über ihn zu urteilen:

„Man muß in der Tat zu den bedeutendsten der katholischen Ordensstifter zurückgehen, um für ihn . . . . die passenden Parallelen zu finden. Stoecker nimmt in der Geschichte der evangelischen Kirche des 19. Jahrhunderts eine zu bedeutsame Stellung ein, als daß man es nicht den Gegnern dieser Kirche überlassen müßte, nur für die Schwächen seines Naturells ein Auge zu haben."

Ein anderes Mal drückt Prof. Nippold brieflich sein Bedauern aus, daß er Stoecker in Berlin verfehlt habe. Bei Erwähnung des Kaisers Friedrich heißt es: „Der mir ein böses Wort über Sie sagte." Weiter:

„Ihre Arbeit für die Stadtmission, auf einem Charisma beruhend, das mit der Zeit auch politische Gegner anerkennen werden, hat in Jena volles Verständnis. Schon das, was ich seinerzeit bei den Thümmel-Prozessen sagte, war mit Lipsius besprochen. . . . . Bei meiner Rückkehr zu längerer Arbeit im Bunsenschen Nachlaß hoffe ich nachholen zu können, was diesmal nicht möglich war, wünsche Ihnen inzwischen Gottes Segen zu dem stillen Teil Ihrer Arbeit, in dem Sie im Aufblick zum Kreuz unseres Herrn gewiß nicht minder den bleibendsten Gewinn finden werden, als ich darin das erkenne, was Ihnen die hohe kirchengeschichtliche Bedeutung gibt. Ich hätte Ihnen sonst gern gerade in dieser Zeit die Hand gedrückt."

Diese Scheidung seiner Arbeit in stille und laute ließ dann Stoecker freilich nicht gelten. Er antwortete:

„Berlin, 9. Januar 1891.

Haben Sie Dank für Ihre freundliche Absicht, mich hier zu besuchen. Ich werde mich herzlich freuen, Sie einmal hier oder in Jena zu sehen und mich mit Ihnen auszusprechen. In Ihrem Briefe scheiden Sie meine stille

von meiner öffentlichen Tätigkeit; ich nach meiner Anschauung von unserem Volksleben vermag das nicht. Was mich zum Agitator gemacht hat, ist lediglich die Wahrnehmung, daß bestimmte Mächte des öffentlichen Lebens, z. B. Sozialdemokratie, Fortschritt, die liberale und besonders die jüdische Presse, vielen Menschen die Annahme einer christlichen Ueberzeugung erschweren, vielfach unmöglich machen. Dem gegenüber gewinnt Rom durch seine starke Stellung im öffentlichen Leben die Hegemonie im deutschen Geistesleben, und wir erleben, daß die liberalen Protestanten den Katholizismus immer noch lieber haben, als die Bekenntnistreuen unserer Kirche, ja daß die meist protestantischen Sozialdemokraten und Fortschrittler mit Rom durch dick und dünn gehen, während sie alles Evangelische bekämpfen. . . . . Wie soll dieser Zustand geändert werden? Das ist für mich die Frage. Ihn ändern ist Seelsorge an der Volksseele. Aber durch stilles Wirken wird man darin, wenigstens in Berlin, kaum etwas ausrichten. . . . . Also, bitte schelten Sie mich nicht, wenn ich in meiner Art fortfahre." . . . .

Vielleicht urteilt Professor Kähler, Stoeckers Schwager, deshalb richtiger über ihn, als Nippold, weil er ihn genauer kannte, wenn er in einem Nachruf sagt:

„Nicht als ein Dilettant, sondern als gelehrter Kenner der internationalen Bewegung; nicht als Agitator, sondern mit einem für die Entfremdeten brennenden und überfließenden Herzen; nicht um die Macht der in ihm sich regenden Gaben geltend zu machen, sondern von den Nöten seines Volkes aufgerufen zum Dienen, hat er Aufgabe nach Aufgabe unter schmerzenden Verzichten auf sich genommen. Denn er blieb seinem ersten Beruf treu. Nie wollte er aufhören, ein Pfarrer, ein Diener am Worte zu sein, und nie hat er über seinem vielgestalteten, öffentlichen Wirken sich dem verborgenen und mühevollen Dienst an einzelnen Seelen entzogen. Und in der Treue an dieser bescheidenen Arbeit war er nicht kleiner als in jenen umfassenden Werken, die ihn weltbekannt machten. . . . . In der Liebe zum Heilande gleichgesinnt mit den begnadetsten Werkzeugen Gottes an seiner Kirche im vorigen Jahrhundert war ihm sonderlich eigen die unentwegte Zuversicht zu dem Erhofften, weil er überführt war von den unsichtbaren Tatsachen."

Auch zu Professor Pfleiderer bestanden freundliche Beziehungen. „Besten Dank" — schreibt dieser — „für Ihren freundlichen Geburtstagsgruß, der mir zeigt, daß Sie meine Glückwünsche zu Ihrem Ehrentage so aufgenommen haben, wie sie gemeint waren, und daß zwischen uns trotz der Gegensätze des theologischen Denkens die „Einheit im Geist durch das Band des Friedens" bestehen kann und wird."

Professor Herrmann-Marburg dankt in zwei Bogen langem Schreiben für die Rezension eines Buches. Rade, Leiter der „Christlichen Welt", spricht in einem Brief an Weber die Ueberzeugung aus, daß Stoecker „im Grunde eine irenische Natur" sei.

Heinrich von Treitschke war und blieb trotz einiger Berührungspunkte ein Liberaler. Aber Stoecker anerkannte gern

und dankbar die Vorzüge seiner Werke. 1895 schrieb er aus dem Raintal: „Gearbeitet habe ich schon ziemlich viel. Die Kirchenzeitung macht immer viel Mühe. Daneben ist Treitschke, Band 5, studiert; ein ganz wundervolles Buch, freilich über einen schmerzlichen Gegenstand, die schwache schwankende Regierung des vielgeliebten Friedrich Wilhelm IV. Zuweilen merkt man Anspielungen auf das gegenwärtige Regiment; es sind auch wirklich Parallelen da, nur daß damals bei allem Elend doch überall Geist und Genie war."

War Stoecker aber bereit, im profanen Leben und in der peripherischen Vorhofsarbeit mit allen freundliche Beziehungen zu pflegen, die eines guten Willens waren, so lehnte er ebenso bestimmt zu denen, die ihre Stellung außerhalb des apostolischen und reformatorischen Christentums nahmen, die geistige communio in sacris ab. Als man ihn gar aufforderte, in Chikago an einer Konferenz der Vertreter verschiedener Religionen teilzunehmen, wollte er davon gar nichts wissen. Von gegnerischer Seite wurde später die Teilnahme behauptet; sie hat aber niemals stattgefunden. Der Veranstalter des Kongresses schreibt an Stoecker: I am sorry for the reason, which prevents your co-operation with our plans.

Erwähnt seien hier auch die mannigfaltigen Beziehungen, die Stoecker zum Bayreuther Kunstkreise unterhielt. Der Nachlaß enthält Briefe des geistvollen Professors Henry Thode, des liebenswürdigen Dichters Hans von Wolzogen, auch der Frau Cosima Wagner. Diese schreibt am 10. August 1894:

„Hochwürdiger und verehrter Herr!

Ich danke Ihnen für Ihre Zeilen und für die Zuwendung Ihres Aufsatzes. Sie können wohl nicht daran zweifeln, wie sehr mich die Kundgebung Ihres Eindruckes von dem Bühnenweihfestspiel erfreut hat, und aus der klaren Kürze, mit welcher Sie den Inhalt vom Parsifal wiedergeben, erkannte ich die Kraft und Schärfe Ihres Wesens. Unendlich aber hat es mich gerührt, daß Sie mit Wohlwollen meiner und meines Mannes gedenken. Der Abend, den Sie so freundlich waren bei uns zuzubringen, ist uns allen unvergeßlich, und ich habe das Gefühl der Stärkung davon genommen. Wie gerne möchte ich eingehender mit Ihnen über alles, was mir so am Herzen liegt und was ich in dem Begriffe „Deutsch" kurz fasse, verkehren! Ja, es ist noch viel vorhanden bei uns. Ich sehe es an den ernsten tiefen Eindrücken, die von hier mitgenommen werden. Sie, hochwürdiger, teurer Herr, tragen wesentlich dazu bei, das Vorhandene zu kräftigen! Gott segne Sie dafür! . . . .

Den lieben Wolzogens habe ich Aufsatz und Gruß übermittelt; sie freuten sich sehr darüber.

Da ich keine Zeitungen lese, hatte ich auch nicht erfahren, daß man über Ihren Besuch bei uns die Glossen nicht unterließ. An derlei habe ich mich aber gewöhnen müssen, und es berührt mich nur, wie das Häßliche uns immer wieder zur Abwendung von ihm gemahnt." . . . .

Stoeckers große Sachlichkeit und sein freundliches Gemüt bewahrten ihn stets davor, sich irgendeiner Verärgerung hinzugeben. Er konnte politischen und kirchlichen Gegnern furchtbare Dinge sagen, aber doch ohne Haß. Beweis dafür ist seine Stellung zu manchen Konservativen. So schlecht ihn Einzelne behandelt hatten — er ließ sich nicht erbittern. Auch abgefallenen Freunden, die sich in Gegner verwandelten, konnte er freundliche Gesinnungen bewahren. Als ihm ein solcher, von seinem Gewissen getrieben, einen Brief schrieb, der für ein in der Hitze des Gefechts begangenes Unrecht Verzeihung erbat, antwortete Stoecker mit Verständnis und Liebenswürdigkeit, und unterzeichnete: „In alter Treue und Freundschaft ihr teilnehmender und immer noch hoffnungsvoller Stoecker." Ein anderer Anhänger geriet mit dem Strafgesetz in Konflikt und wurde zu schwerer Strafe verurteilt. Die Strafe hatte nicht die Wirkung, ihn zu ehrlicher Buße zu führen. Aber die Briefe, die er nach seiner Entlassung an Stoecker schrieb, zeigen ein volles und fest gebliebenes Vertrauen. Pfarrer Braun zitiert in seiner kleinen Schrift über Stoecker ein charakteristisches Wort im Hinblick auf seine versöhnliche Gesinnung: „Man darf niemals aus irgendeiner Verstimmung, einer Empfindlichkeit, einem Mißverständnis eine „Sparbüchse" machen, sonst schadet man seiner Seele."

In einem Berliner Journal wurde Stoecker eine Zeitlang so schlecht wie möglich gemacht. Später kam der Redakteur des schmutzigen Blattes in Not und in Verbindung mit der Stadtmission. Da sprach Stoecker in einem kleinen, in seinem Hause versammelten Kreise schmerzlich über das, was jener Redakteur ihm angetan, aber er fuhr fort: „Helfen wollen wir ihm doch." Auch über Witte äußerte Stoecker sich stets ohne Erbitterung, nur mitleidig.

Wie wenig Stoecker seine Gegner persönlich haßte, geht auch aus der folgenden kleinen Tatsache hervor. Stoecker predigte am 26. Januar 1902 in Prettin, der Heimat Eugen Richters. Als er mit dem Ortspfarrer den Kirchhof durch-

schritt, machte dieser ihn darauf aufmerksam, daß sich hier die Gräber der nächsten Angehörigen Richters befinden. Dabei bemerkte er fragend, daß Richter doch wohl zu Stoeckers heftigsten Feinden gehöre. Als dieser zugab, das sei wohl möglich, pflückte der Pfarrer einen Epheuzweig von den Gräbern und ersuchte Stoecker, die Ranke mit einem Gruß an Richter zu übergeben. Stoecker entledigte sich dieses Auftrags am nächsten Tage mit solcher Freundlichkeit, daß Richter, was ihm sonst kaum passierte, geradezu gerührt war, so sehr, daß er den kleinen Vorgang in seinen biographischen Aufzeichnungen erwähnt und mit freundlich anerkennender Glosse begleitet.

Auch der Landtagsabgeordnete Pastor Schall in Kladow erzählt in der „Positiven Union" ein kleines Erlebnis, das in dieser Richtung charakteristisch ist. „Es war" — schreibt er „bei einer Feier des Wahlsieges für Professor Adolf Wagner, Stoeckers treuen Freund und Waffengefährten, in Spandau, dessen Kandidatur uns Stoecker nicht nur vorgeschlagen, sondern zu dessen Wahl er uns auch treulich mitgeholfen hatte, als ich, im Festsaal in Spandau neben ihm sitzend, ihn aufforderte, nachdem Wagner das Hoch auf den Kaiser ausgebracht, seinerseits doch des Fürsten Bismarck zu gedenken. Er erklärte sich dazu gern bereit, aber mit dem lächelnden Hinzufügen: „Eigentlich hätte ich gerade in diesem Augenblick keine besondere Veranlassung dazu." Als ich ihn näher befragte, erzählte er mir im Vertrauen, wie wenige Tage zuvor der Reichskanzler, dem seine sozial-agitatorische Wirksamkeit schon seit länger unliebsam geworden, seinetwegen zum Kaiser gefahren und ihn ersucht habe, seinem Hofprediger die Fortsetzung dieser Tätigkeit zu untersagen, bezw. ihn aus seinem Amt als Hofprediger zu entlassen." Bismarcks Versuche waren damals noch gescheitert. Aber unternommen waren sie. Auf Stoeckers Urteil über Bismarcks geschichtliche Persönlichkeit hat die persönliche Gegnerschaft des Kanzlers natürlich keinen Einfluß üben können.

Dieselbe Weitherzigkeit, die Stoecker, soweit der eigene feste Standpunkt es zuließ, nach links hin bekundete, bewies er auch nach rechts gegen die sog. Gemeinschaftsleute. Er selbst war und blieb gut „kirchlich", aber er hatte Verständnis dafür, daß der desolate Zustand der Landeskirche, die den Mut verloren

hatte, Lehrzucht zu üben, daß die Gleichberechtigung des Bekenners mit dem Verleugner auf den landeskirchlichen Kanzeln, unter den Gläubigen eine Abneigung gegen die Kirche erzeugte. Natürlich war er weit entfernt, die Gemeinschaftssache zur Parteisache zu machen. Er pflegte die Beziehungen, soweit es ihm möglich war, anerkennend, aber wo er Irrwege oder gar die nicht seltene Ueberhebung zu sehen glaubte, warnend und strafend. Einem Gemeinschaftsmann des Westens, der ihm in naivem Selbstgefühl auseinandersetzte, daß für die gröbere religiöse Arbeit die Kirchenleute da seien, für das Feinere aber die Gemeinschaftsleute, blieb er die Antwort nicht schuldig.

Dabei war es ihm herzliches Anliegen, auch die öffentlichkeitsscheuen Gemeinschaften für die öffentliche Mission des Christentums zu gewinnen. Und in der Tat ist es ihm durch sein offenes und herzliches Wesen gelungen, viel Mißtrauen zu überwinden.

Prof. Joh. Zimmermann in Kornthal, ein Führer der schwäbischen Gemeinschaften, schreibt: „Als ich erkannt, daß Stoecker und seine Freunde unsere Bundesgenossen sind in der Arbeit an den Seelen für Jesus, da sah ich, daß ich noch viele in der Nähe und Ferne auch als solche betrachten konnte. Mein Blick wurde weiter, mein Herz fand neue Brüder in vielen, denen ich vorher mißtrauisch gegenübergestanden.

Das verdanke ich dem Gottesmann Stoecker. Aehnliche Anschauungen haben direkt oder indirekt durch ihn noch viele Gemeinschaftsleute gewonnen."

In diesem Sinne beteiligte Stoecker sich auch mit Freuden an der Eisenacher Konferenz, ohne sich freilich über den Erfolg Illusionen hinzugeben. Denn es blieb in den Gemeinschaftskreisen eine starke, der Kirche feindliche Richtung bestehen, die gar nicht auf Frieden, sondern auf Streit, oder doch wenigstens auf Absonderung ausging. Mit dieser Richtung, in ihrem äußersten Flügel bezeichnet durch die Namen Paul und Krawielitzki, hatte Stoecker in den Nummern 9, 14 und 21 der „Reformation" (1904) eine Auseinandersetzung, die jeden verständigen Christen auf Stoeckers Seite rufen mußte. Die Entgegnungen dieser verblendeten Männer ließen eine so be-

trübende Mischung von Bildungsmangel und Hochmut erkennen, daß es wesentlich nur darauf ankommen konnte, ihren Standpunkt vor allen Unbefangenen objektiv darzustellen. Pastor Paul erklärte, mit der Sünde fertig zu sein, und Krawielitzki behauptete, daß in den kirchlichen Anstalten der Inneren Mission das Antichristentum gepflegt werde.

Dergleichen Gegner abzuführen, war schließlich nicht schwer. Stoecker tat es, mild in der Form, fest in der Sache. Wichtiger war ihm natürlich die Klarstellung solcher grundsätzlichen Fragen, die auch bei ernst zu nehmenden Freunden der Gemeinschaft strittig werden konnten. So übernahm er 1904 ein Referat in Eisenach: „Die Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen". In den zugrunde gelegten Thesen heißt es:

„Sowohl für die reichere Erkenntnis, wie für die völligere Heiligung sind die Gemeinschaften auf den Zusammenhang mit der Kirche angewiesen. Beide bedürfen einander; und es ist eine der Lebensfragen der Reformationskirche, daß sie in Frieden und gegenseitiger Förderung leben. — In der Kirche wie in der Gemeinschaft der Heiligen findet sich Irrlehre wie Irrwandel, Mangel an Zucht wie an Leitung. Darum sehe jeder auf das Seine, und wer sich lässet dünken, er stehe, sehe wohl zu, daß er nicht falle."

Ueber den Vortrag, der die Thesen verteidigte, schrieb Pastor Bunke:

„Wer die Aeußerungen Stoeckers in der „Reformation" zu den jüngsten Exzentrizitäten auf dem Gebiete der Gemeinschaftsbewegung gelesen hatte, war auf den Vortrag gespannt. Auch ohne dies erwartete jener Landmann etwas Besonderes, der am Morgen fragte, ob jetzt „der Stoecker" rede. Die Erwartung wurde nicht betrogen. Der alte Kämpfer für Christi Kirche und Gottes Sache hatte einen großen Tag und die Eisenacher Konferenz eine große Stunde. Mit dem Eifer eines Propheten, mit der Glut eines brennenden Herzens, mit der Innigkeit eines Jüngers Jesu, mit der Kraft eines sturmerprobten Streiters warb Stoecker um Verständnis, Liebe, Mitarbeit für die Kirche der Reformation und das deutsche evangelische Christenvolk. Freilich weder die Leitsätze noch auch der ganze gedruckte Vortrag vermögen auch nur schwach eine Vorstellung von dem Eindruck zu vermitteln, den die Teilnehmer gehabt. Die innere Erhebung fand ihren Ausdruck, die ungeheure Spannung der Gemüter ihre Lösung in dem Kraftgesang: Ein feste Burg ist unser Gott. Bezeichnend aber war das öffentliche Geständnis eines der Redner in der anschließenden Besprechung, daß er nicht imstande gewesen sei mitzusingen, weil er innerlich völlig überwältigt gewesen sei."

Auch die Frage der Sündlosigkeit und vollen Heiligung, der Perfektionismus, hat Stoecker viel beschäftigt. Er gehörte nicht zu den Predigern, die ihren Hörern das Leben leicht machen — im Gegenteil: er forderte viel. Aber er blieb doch immer nüchtern und wußte den Wert des Ideals zu schätzen, auch wenn die

menschliche Schwachheit es nicht erreichen kann. Am 19. März 1898 schrieb er in der „D. Ev. K.-Ztg." klar und durchsichtig über „Sündlosigkeit und Heiligung".

Fest glaubte Stoecker an die Macht der Fürbitte. Er war nicht freigebig, wie es manche Christen sind, die Bitte um Fürbitte überallhin auszusprechen. Aber wirkliche Freunde ging er darum an: Aus Chikago schrieb er an Pastor Braun: „„Gestern habe ich die erste Ansprache unter großer Zustimmung gehalten. Heute abend beginnen die regelmäßigen Predigten im deutschen Viertel. Gedenken Sie meiner, daß die Arbeit gesegnet werde. Bisher habe ich Gottes Freundlichkeit auf Land und Meer in wunderbarer Weise erfahren. Er wird weiterhelfen."

Wenig Entgegenkommen zeigte Stoecker allen religiösen Singularitäten, allem Sensationschristentum. „Wenn ich gewissenlos genug wäre" — äußerte er gelegentlich — „chiliastische Vorträge mit Zukunftsberechnungen zu halten, so wollte ich morgen 10 000 Zuhörer haben." Tüchtigen, von Gott berufenen Evangelisten öffnete er Herz und Haus. Es war ihm eine große Freude, wenn Schlümbach der Stadtmission, Stockmayer, Dammann, Samuel Keller und andere mit ihrer Gabe auch den Tagungen der Kirchlich-sozialen Konferenz dienten. Dagegen wußte er gelegentlich mit Humor von „Evangelisten" zu erzählen, die nicht von Gott berufen waren, sondern sich augenscheinlich nur selbst berufen hatten. Ein solcher ließ sich gelegentlich bei Stoecker melden mit einer Visitenkarte: N. N., Evangelist. Auf Stoeckers Frage, wie er zu diesem Titel komme, meinte der Gefragte, daß es der Polizei gegenüber doch gut sei, über einen Titel zu verfügen. Dabei redete er Stoecker immer nur mit „Herr Stoecker" an — den Titel „Pastor" schien er unzulässig zu finden. Da er sich auch sonst als ein ganz unreifer Mensch entpuppte, machte Stoecker ihm den Standpunkt gründlich klar, und der „Evangelist" schied nun mit der Drohung, daß er sich einer Sekte anschließen werde, da man in der Landeskirche seine Kraft so wenig zu schätzen wisse.

Auch den rationalistischen Chotzky und den viel beredeten Johannes Müller lehnte Stoecker ab. Ein Christentum ohne Bekenntnis galt ihm nichts, ganz abgesehen von der philo-

sophischen Verbrämung dieses Christentums. Als Verfasser einmal einen Vortrag Müllers gehört hatte und mit Stoecker darüber sprach, skizzierte dieser, nachdem er das Thema gehört, den Inhalt des Vortrags. Die verwunderte Frage, ob er denn auch die Rede gehört, wurde verneint. „Aber" — meinte Stoecker — „ich kenne Müllers Ansichten. Und wenn ich weiß, worüber er gesprochen, so weiß ich auch, was er gesagt hat." Als Verfasser weiter das oft zugunsten Müllers angeführte Argument erwähnte, daß er doch wieder die Religion auf die Tagesordnung der Gebildeten bringe, daß also, so zu sagen, religiöser Hunger geweckt werde, meinte Stoecker, die Erweckung solchen Hungers sei ja denkbar. „Aber es ist doch schade um allen den schönen Hunger, wenn er nicht mit Christentum, sondern mit Müllertum gestillt wird."

Stoeckers Stellung zur römischen Kirche ist schon mehrfach erwähnt worden. Wie sich versteht, lag der ganze gewaltige, prinzipielle Gegensatz zwischen Rom und Wittenberg klar und aufgedeckt vor ihm. Und die Stimmung seiner früheren Jahre war nicht unbeeinflußt durch harte pfarramtliche Kämpfe, die er in seiner zweiten Landpfarre Hamersleben mit der katholischen Propaganda zu führen gehabt hatte. Dabei war er aber völlig überzeugt, daß im Kampf der Kirchen der polemischen Abwehr nur ein sehr geringer Teil der Aufgabe zufallen dürfe, daß es vielmehr die Hauptsache sei, die Glieder der eigenen Kirche treu, fest, stark, innerlich widerstandsfähig zu machen. Dazu aber schien ihm vor allem die Verkündung des unverkürzten Evangeliums nötig, während er das rationalistisch verflüchtigte für eine stumpfe Waffe hielt. „Was soll es werden?" — fragte er wohl — „wenn Rom den ganzen Christus festhält, wir aber den halben preisgeben? Dann wird in Rom mehr Wahrheit sein, als in Wittenberg." Die liberale „Kulturkämpferei", das hohle Donnern gegen Rom, der Kampf gegen die Papstkirche ohne die Bibel in der Hand, erschien ihm ein aussichtsloses Beginnen.

Die großen Schlachten des Kulturkampfes hat Stoecker nicht mehr mitgeschlagen. Als er eintrat in das öffentliche Leben, war man schon auf dem Rückzuge und des aussichtslosen Ringens überdrüssig. Aber an einigen Rückzugsgefechten war er doch

noch beteiligt. Dabei war es nie sein Streben, der römischen Kirche mit den Mitteln der Staatsgewalt Abbruch zu tun; weit mehr lag ihm am Herzen, auch die evangelische Kirche vor staatlichen Ein- und Uebergriffen zu bewahren.

So sah er auch das Zivilstandsgesetz, nachdem es doch einmal unvermeidlich geworden, nicht so sehr unter dem Gesichtspunkt einer zerstörten kirchlichen Sitte an, als vielmehr in der Erwägung, daß es einen Schritt vorwärts bedeutete auf dem Wege der Befreiung der Reformationskirche von staatlichen Fesseln. Im Sinne der Trennung hieß er auch die neue Verfassung der evangelischen Landeskirche Preußens willkommen, wenn er auch an diesem Werk einer liberalen Bureaukratie vieles auszusetzen hatte, speziell die Geringfügigkeit der Kautelen, an die man das aktive und passive Wahlrecht geknüpft hatte, ganz abgesehen davon, daß die Kirche als Ganzes eine Gefangene des Staates geblieben war. In einem Aufsatz vom 1. Juli 1876 schrieb er: „Es ist das alte Staatskirchentum, nur nicht mehr in dem Purpurmantel der Monarchie, sondern in der Toga des Konstitutionalismus." Und das letztere erschien ihm besonders bedenklich. Aber Stoecker war nie ein Mann des „Alles oder gar nichts", sondern er nahm im politischen und kirchlichen Leben, was zu haben war, auf Abschlag, und behielt sich vor, die Ziele, die in der Gegenwart noch nicht erreichbar waren, in der Zukunft zu erkämpfen. Am ehrlichen Bemühen, die Verfassung im kirchlichen Sinne fortzubilden, hat er es niemals fehlen lassen. Er war überzeugt, daß die Stunde der Befreiung schlagen, und entweder die Freikirche oder die freigestaltete Volkskirche bringen werde.

In seinem letzten Lebensabschnitt wurde Stoecker in seinen Beziehungen, nicht zum Katholizismus, aber zu den Katholiken, noch milder. Er erkannte die taktische Notwendigkeit, in den interkonfessionellen christlichen Gewerkschaften mit den Katholiken zusammenzugehen, und unter gewissen Umständen auch Wahlhilfe zu geben und zu nehmen. Er selbst ist übrigens in seinem Wahlkreis von den Katholiken niemals unterstützt, sondern immer bekämpft worden. Aber das änderte seine grundsätzliche Stellung nicht. Im Reichstag war das Zentrum ihm im ganzen freundlich gesonnen, und bis zur Gründung

der „Wirtschaftlichen Vereinigung" hat er die Möglichkeit, als „Wilder" das Wort zu nehmen, nicht selten den Katholiken zu verdanken gehabt.

Die sozialpolitischen Beziehungen zu den Katholiken ergaben sich aber aus der einfachen Erwägung, daß diese als Christen „sozial" gesinnt und zu jeder verständigen Reform bereit waren, während der Liberalismus hier so häufig versagte, und die konfessionelle Hetze nur als Waffe benutzte, um die evangelischen Arbeiter den kapitalistischen Interessen, mit denen er sich identifizierte, dienstbar zu machen.

Auch in der Kirchenpolitik berührten sich die Ideen Stoeckers mit denen des Zentrums in einem wichtigen Punkt: in der Forderung der Unabhängigkeit der Kirche vom Staat. Die römische Kirche ist eine große Freikirche, die sich auch eine Oberaufsicht des Staates nur widerwillig gefallen läßt, weil sie prinzipiell auf Herrschaft ausgeht. Eine solche Freiheit strebte Stoecker nicht an. Die evangelische Kirche sollte nicht herrschen, sondern dienen. Aber sie sollte berechtigt sein, ihre eigentlich geistliche Arbeit autonom zu gestalten, ihr Bischofsamt aus sich selbst herauszusetzen; sie sollte einen Mund bekommen, der imstande wäre, jedem Christen ohne Unterschied des Standes, und im Bedarfsfall auch der Regierung ein „Es ist nicht recht" zuzurufen. Unerträglich schien es ihm, daß die Kirchenregierung in Berlin immer wieder gar nicht nach kirchlichen, sondern nach rein politischen Gesichtspunkten gehandhabt wurde, daß Bismarck ein rite beschlossenes Kirchengesetz in den Aktenschrank schloß, weil es ihm persönlich nicht gefiel, daß die häufig wechselnden Stimmungen des summus episcopus in widerspruchsvollen oberkirchenrätlichen Erlassen sich spiegelten. Stoecker überschätzte den Wert der Verfassung für die Kirche keineswegs, aber er kämpfte auch unermüdlich gegen die in evangelischen Kreisen so weit verbreitete Gleichgültigkeit und Unterschätzung.

Stoecker ist fast durch die ganze Zeit seiner Wirksamkeit auch kirchlicher Publizist gewesen. Schon als Landpfarrer wurde er Mitarbeiter der Meßnerschen „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung", und gab diesem Blatt je länger, je mehr die entscheidende Farbe. Ueber alle wichtigen Fragen erbat Professor Meßner von ihm den grundlegenden Leitartikel. Nach Meßners

Tode ging das Blatt in Stoeckers Besitz über. Als Leitwort trug es am Kopf den Ausspruch Friedrich Wilhelms IV.: „Was tut unsere Kirche? Sie ist gebunden an Händen und Füßen. Der Schlüssel der Freiheit fehlt ihr." Das andere Leitwort war aus der Augsburgischen Konfession genommen: „Es ist aber die Kirche die Versammlung der Gläubigen, bei denen das Evangelium recht gepredigt und die Sakramente laut des Evangelii gereicht werden." In diesen beiden Sätzen war die Stellung Stoeckers zur Kirche beschlossen.

Daß bei dieser grundsätzlichen Stellung kein Raum für den landesherrlichen Summepiskopat bleibt, versteht sich leicht. Schrift und Erfahrung schienen dieser Institution zu widersprechen. Stoecker hielt es für ausgeschlossen, daß ein Suchen in der Schrift nach Verfassungs- und Organisationsgedanken den Forscher jemals auf die Idee bringen könnte, zum Haupt der Kirche den weltlichen Landesherrn, ganz unbekümmert um seine kirchliche Qualifikation zu machen. Vollends abenteuerlich wurde die Sache, wenn man sich einen katholischen, von Jesuiten beratenen Monarchen als Oberbischof der Evangelischen vorzustellen hatte. Aufsicht mochte der Landesherr üben, aber kein Bischofsamt bis in die sacra hinein. Stoecker konnte gelegentlich recht sarkastisch werden, wenn man als falsche „Verquickung" von Christentum und Politik sein Streben bezeichnete, die evangelische Ethik nicht nur für die Personen, sondern auch für die Institutionen maßgebend zu machen, während dieselben Kritiker an der biblisch absolut unzulässigen Verquickung von Landesherrschaft und Oberbischofsamt mit Scheuklappen vorübergingen. Besonders schmerzlich war es ihm, wenn der Wunsch, die rechte Autorität an Stelle der falschen aufzurichten, als demokratischer Kampf gegen die Autorität überhaupt betrachtet wurde, oder auch wenn der kurzsichtige Pietismus den Wunsch nach einer biblischen Verfassung als einen rein äußerlichen und unheiligen, als ein fleischliches Begehren ansah.

Daß Stoecker über den äußeren Dingen das Innerliche nicht vergaß, bewies die Kraft seiner Predigt. Bis in sein hohes Alter fand sich allsonntäglich eine große Gemeinde unter seiner Kanzel zusammen. Als ihm einmal ein Freund erzählte, daß es ihm stets unbehaglich sei, öffentlich zu reden, ent-

gegnete Stoecker: „Mir ist es immer eine Freude." Und wie seine ganze Persönlichkeit eine optimistische war, die auch an die schwierigsten Aufgaben unverzagt herantrat, weil sie über alle Hindernisse hinweg das Ziel mit unbegrenztem kindlichem Gottvertrauen ins Auge faßte, so war auch sein Zeugnis von der Kanzel ein überaus freudiges. Niemals lösten die Schäden der Zeit eine Klage oder eine düstere Stimmung aus, sondern immer nur die Ueberlegung, wie und wo man den Schaden am besten anpacken könne, um ihn zu heilen.

Es war charakteristisch, daß in seiner Kirche die männlichen Zuhörer überwogen. Soweit es ihm irgend möglich war, bereitete Stoecker sich auch auf seine Predigt tüchtig vor. Von den Amtsbrüdern, die aus enthusiastischem Prinzip oder Trägheit extemporierten, hielt er nichts. „Es gibt Brüder" — meinte er einmal — „die nach einer gewissen Zahl von Amtsjahren die Vorbereitung unterlassen. Sie reden dann auch, aber sie sagen nichts mehr, sie „tönen" nur noch." Natürlich konnte es auch ihm in den Zeiten, wo er eine fast übermenschliche Arbeitslast auf sich geladen, gelegentlich passieren, daß er mit flüchtiger Vorbereitung die Kanzel betreten mußte, was seine Freunde auch merkten. Aber der Absicht entsprach es nicht.

Ueber die Form der Predigt urteilt D. Martin Hennig, der Vorsteher des Rauhen Hauses:

„Mir war die Anschaulichkeit und Plastik seiner gedrungenen Rede stets bewundernswert. Alles war abgerundet und abgeklärt. Stein fügte sich lückenlos zum Stein. So folgte man mit Spannung dem klaren, einheitlichen Aufbau der ganzen Predigt. Sie ging tief in den biblischen Gedankeninhalt ein und berührte doch die Fragen der Zeit. Dabei blieb das eigentlich Politische stets ausgeschlossen. Den Sozialpolitiker Stoecker vergaß man ganz hinter dem Prediger, der im Namen Jesu und darum in Kraft das Wort verkündete. . . . . D. Stoecker fühlte im tiefsten Herzen, was er sagte, darum ging es auch zu Herzen. Man spürte, es war ihm ein heiliges Anliegen, die Gemeinde zu wecken, zu trösten, zu leiten."

Die große Wirkung der Predigten bestätigt eine Wolke von Zeugen. Als Stoecker einmal im Anhaltischen gepredigt hatte, wird ihm vom Pfarrer die Erweckung einiger Männer mit großer Freude gemeldet. „Einer war so ergriffen, daß er Montag früh zu mir kam, er müsse sich erst mal aussprechen. Auch an einigen anderen Familien, die ich für rein materiell und oberflächlich hielt, waren wir ganz erfreut, den tiefen Eindruck zu

beobachten, den Sie gehabt hatten. Ich weiß wohl, Herr Hofprediger, daß Sie überall solche Erfahrungen machen und den Segen sehen, der auf Ihren Worten liegt, aber jeder freut sich, wenn er es in seinem Ort erleben darf."

Als Stoecker in einer großen Stadt des Auslandes Predigt und Vortrag gehalten, dankt ihm der Pfarrer „für den großen Dienst", den er geleistet. „Ich kann Ihnen mit tausend Freuden die Versicherung geben, daß Sie uns einen großen Segen zurückgelassen haben." Und persönlich heißt es am Schluß: „Haben Sie, hochverehrter Herr Hofprediger, vielen innigen Dank für all die Güte und Freundlichkeit, mit welcher Sie mir persönlich von Anfang an bis zuletzt entgegengekommen sind. Könnte ich Ihnen nur ganz so, wie ich es fühle, sagen, wie sehr Sie mir meinen Glauben und meine Freudigkeit gestärkt haben!"

Einen enthusiastischen Dank schickt der Pfarrer einer Gemeinde im rheinischen Bergland, wo Stoecker vor vielen Gemeinschaftsleuten gesprochen und deren Herz im Sturm gewonnen hatte. „Der Herr hat uns reich erquickt und gesegnet durch Sie. Daß Sie am Abend über Offenbarung 7 noch redeten, brachte den Tag zu einem wundervollen Abschluß. Der Herr segne Sie reichlich und stärke Sie, daß Sie auch für die kirchlich reformatorische Orientierung der Gemeinschaftsbewegung noch etwas auszurichten vermögen."

Was das Gebiet der Seelsorge betrifft, so war ja sein Charisma nicht so sehr die persönliche Seelsorge im einzelnen, als die Seelsorge im großen an der Volksseele, die dann auf einzelne zurückwirkte. Aber auch die persönliche Seelsorge trieb er mit großer Liebe. Auch hier waren es besonders die Männer, die ihm Vertrauen entgegenbrachten. In einem bestimmten Falle gelang es Stoecker, das Vertrauen eines groben Kirchenfeindes aus dem Volk, der ihn bei seinem Eintritt hatte aus der Tür werfen wollen, so vollständig in einer halbstündigen Unterredung zu gewinnen, daß beim Scheiden der Gewonnene an Stoecker die vertrauliche Mitteilung machte, er sei Witwer und wünsche sich wieder zu verheiraten; ob Stoecker nicht eine passende Partie für ihn wisse. Mit gleicher Sicherheit wußte er vornehme Leute zu behandeln. Alte Generale, die vielleicht ihr Leben lang nicht gebeichtet hatten, ließen Stoecker an ihr

letztes Lager rufen. Selbst im Kaiserhause hat Stoecker auch nach seiner Verabschiedung noch mehrmals Seelsorge geübt. In dem einen Falle sprach er mit dem Verfasser vertraulich von der Sache und war recht besorgt um den Ausgang. Aber er sagte: „Wenn ich in dieser Sache nicht rede, redet niemand." Und Gott fügte es, daß auch der Ausgang gut war.

War aber Stoecker nichts weniger als das, was man einen Damenpastor nennt, so hatte er doch auch unter den Frauen zahllose, treue, aufrichtige Freundinnen, die seine Arbeit unterstützten und seinen Rat begehrten. Allen stand er in immer gleichmäßiger Freundlichkeit mit Rat und Tat zu Gebote. In seinem Nachlaß finden sich viele Spuren seelsorgerlicher Korrespondenz, die zur Veröffentlichung meistens nicht geeignet, doch Zeugnis geben, mit welcher Liebe er den einzelnen nachging. Eine vornehme Dame schreibt ihm: „Was ich Ihnen verdanke, das kann ich nicht in Worte fassen. Es hat mir ja niemand auf Erden ein Trost sein können, aber Sie haben es verstanden, und dafür bin ich Ihnen ewigen Dank schuldig. Von ganzem Herzen erhoffe ich ein Wiedersehen..."

Einer älteren Freundin, die unter schweren Leiden ihre letzte Krankheit zu bestehen hatte, schrieb Stoecker:

Raintal, den 28. August 1890.

„Wir denken Ihrer und Ihrer großen Schmerzen täglich und in innigster Liebe, in unserem Morgengebet und in unseren Gesprächen, früh und spät. Unsere Fürbitte geht auf Erlösung und eine selige Vollendung, daß Sie, von Engeln in Abrahams Schoß getragen, droben ausruhen von allem Seufzen und ewige Erquickung genießen vor dem Angesicht des Herrn, der Sie als ein sonderliches Werkzeug erwählt hat, ihn durch Leiden und Geduld zu preisen. Aber auch hier gilt Römer 8, 30: „Welche er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; welche er aber hat gerecht gemacht, die hat er auch herrlich gemacht." Und das ist nicht erst zukünftig, sondern durch die Nähe des Herrn schon gegenwärtig. „Der Geist, welcher ein Geist der Herrlichkeit ist" — sagt Petrus, — „ruht auf denen, die in Christo leiden." Eine andere Tröstung weiß ich nicht, als daß ich Sie immer von neuem dem größten Kreuzträger an das

Herz lege und an seine Liebe und Barmherzigkeit glaube, die solche Feueröfen der Trübsal brennen läßt, damit doch zuletzt sein hoher Rat triumphiere. Es ist ein apokryphisches Gebet, das die drei Männer im feurigen Ofen anstimmen; aber es ist doch ergreifend, wenn jeder einzelne Vers von den 35 des Gesanges das Wort „Loben" enthält. Und der eine Vers lautet: „„Gelobet seist du, der du sitzest auf dem Cherubin und siehest in die Tiefe und müssest gepriesen und hoch gerühmt werden ewiglich." Diesem Gott der Höhen und Tiefen, der hohen Anfechtungen und der tiefen Erbarmung befehle ich Sie früh und spät!

In Mitleiden und Trauer

Ihr

A. Stoecker."

Daß Stoecker im Notfall nicht nur zu Worten, sondern zur Tat bereit war, beweist unendlich viel von ihm geleistete Hilfe, z. B. auch der Fall, daß er einen von Selbstmordgedanken angefochtenen älteren Knaben aus geringem Stande ganz ins Haus nahm, um ihn dem ungeeigneten elterlichen Milieu zu entziehen. Der Arzt sah die Sache sehr pessimistisch an und erklärte, der Junge werde doch über kurz oder lang Hand an sich legen. Dergleichen Fälle seien unheilbar. Aber Stoeckers Optimismus ließ sich nicht beirren, und sein Glaube bekam recht in günstigem Erfolg.

Dieser Vorgang führt schon hinein in das wahre Arbeitsgebiet des unermüdlichen Arbeiters, in die Innere Mission, in das Christentum der Tat. Stoecker war ein klarer, scharfer Dogmatiker, sehr wohl imstande, jede, auch die feinste Distinktion, nach- und durchzudenken. Und er schätzte den Wert der reinen Lehre sehr hoch ein, weil er wußte, daß aus der Irrlehre die Verkehrtheiten der Praxis, die Erschwerungen des Heilsweges sich ergeben. Aber er war kein Mann der akademischen Haarspaltereien, des interessanten Spiels mit Worten und Begriffen. Die Dogmatik war ihm nicht Selbstzweck, sondern lediglich Mittel für die Zwecke der Praxis. Und ebenso beherzigte und befolgte er auf dem religiösen Gebiet das „Eins ist not!" und wußte, was es bedeutet, sich vertiefen und erbauen in und an Gottes Wort. Aber er wußte auch, daß ein Christentum der

Worte, dem die Taten fehlen, nicht zum Segen, sondern zum Gericht ausschlägt. Eben darum begrüßte er mit freudiger Zustimmung alle Werke und Anstalten der Inneren Mission. Wie sehr speziell die Berliner Stadtmission in ihren mannigfaltigen Verzweigungen den Inhalt seiner Lebensarbeit ausmachte, findet sich an den verschiedensten Stellen dieser Biographie verzeichnet. Und er blieb nicht bei den hergebrachten Begriffen der Inneren Mission stehen, sondern die Erfahrungen der Seelsorge führten ihn dahin, die peripherische Arbeit, die Vorhofsarbeit der Kirche noch zu erweitern, die Linien, welche von der Inneren Mission zur weltlichen Gesetzgebung führen, in die Politik hinein zu verlängern. Er bekämpfte die Indolenz der sorglosen Christen, die sich einfach darauf verließen, daß der Staat die Grenzgebiete zwischen Staat und Kirche schon richtig behandeln und ausgestalten werde. Unermüdlich wies er darauf hin, daß gewiß kein Gesetz den Menschen innerlich umwandeln, wohl aber, daß in guten und in schlechten Gesetzen sehr wesentliche Hindernisse des Glaubenslebens, sehr starke Momente der Verführung und der Bewahrung liegen könnten. Er wies hin auf die Gesetzgebung zur Sonntagsfrage, zur Trunksucht, zur Unzucht und Prostitution, zum Wohnungswesen, zu gewissen Lohnfragen usw. und forderte, daß auch die evangelische Kirche — nicht jeder Pastor, aber die Kirche — in jeder Frage einen Stab von Sachverständigen und eine feste Meinung nicht nur haben, sondern auch im öffentlichen Leben vertreten müsse. Rom sei auf dem Platz mit Experten für alle Gebiete, der moderne Unglaube sei auf dem Platz, nur die evangelische Kirche schlafe. Tüchtige Kräfte seien überall vorhanden, aber es fehle an Leitung und Organisation. Eine soziale Gesetzgebung sei nötig, ein modernes Arbeitsrecht, das vom Geist christlicher Nächstenliebe getragen sein müsse. Aber gerade in den politischen Parteien sei ein gewaltiges Maß von Egoismus und Geiz verborgen; daher hier ein Kampf im großen nicht minder notwendig, wie im kleinen und persönlichen.

Eine gedrängte, aber doch äußerst klare und durchsichtige Darlegung seiner sozialethischen Anschauungen hat Stoecker in einem Essay gegeben, den er in der „Neuen Christoterpe"

von 1903 erscheinen ließ: „Die christliche Sittlichkeit in ihrer Bedeutung für Volks- und Völkerleben."

Er widerspricht zunächst der Auffassung, als ob Christus gekommen sei, um einzelne Erwählte herauszuretten aus einer sonst bösen Welt; das Ziel seines Kommens sei die Begründung des Reiches Gottes. Daher sei nichts unrichtiger, als das öffentliche Leben von der Einwirkung des Christentums zu isolieren. Die widerchristlichen Strömungen der Gegenwart werden geschildert und gefordert, daß das Christentum sich mit ihnen klar auseinandersetze.

Ein großer Notstand liege darin, daß schon jetzt viele Christen sich von den öffentlichen Dingen zurückhalten. „Haben sie recht, dann ist unser Zustand hoffnungslos. Denn es sind Mächte und Geister genug auf dem Plan, bereit, sich des öffentlichen Lebens kraftvoll zu bemächtigen.

Hier ist es der Katholizismus, der in den politischen Dingen einen großen Einfluß gewonnen und in den Regierungskreisen eine vielfache Anerkennung gefunden hat, der in der sozialen Frage klug vorgeht und fleißig arbeitet, in der Presse eine viel siegreichere Stellung einnimmt, als wir. Da ist das Judentum, das bei seinem Haß gegen das Christentum die beiden wichtigsten Adern des Volkslebens, das Geld und den Geist, den letzteren wenigstens als Hausierer im Kleinverkehr der Zeitungen, der Wochenschriften und des Theaterwesens in Beschlag genommen hat. Da sind Sozialdemokratie und Liberalismus. Und dieser Liberalismus, so energielos und schlaff er sonst sein mag, ist dem Christentum gegenüber radikal. Wenn nun der Katholizismus die hohe Politik, die Sozialdemokratie die breiten Massen, der Liberalismus den Volksgeist auf den höheren Stufen, das Judentum die niederen Gebiete des geistigen Lebens beherrscht und bearbeitet, so leuchtet ein, daß der gläubige Protestantismus, wenn er in seinem sinnlosen Subjektivismus verharrt, die geistige Macht im öffentlichen Leben verlieren muß. Ein Zustand, der in seinem Rückschlag selbstverständlich auch seine Macht auf das persönliche Leben beeinträchtigt.

Es ist schwer zu verstehen, daß der gläubige Protestantismus und die Kirche der Reformation sich mit ihrer eigenen Zustimmung aus dem öffentlichen Leben haben verdrängen lassen. Denn ohne Zweifel liegt in der Reformation, diesem wirkungsvollsten Ereignis seit der Apostelzeit, für uns Evangelische die Verpflichtung, den deutschen Geist zu beeinflussen. Nur Mangel an Nachdenken kann es erklären, daß der Protestantismus mit seiner Lage im deutschen Volksleben zufrieden ist und daß die evangelische Kirche im öffentlichen Leben keine Stellung sucht; das ist nicht durch ihr Wesen bedingt, sondern durch die Willkür der Fürsten, die der Kirche keine selbständige Macht gönnen, und durch die Eifersucht der Juristen, die nur Administratoren, nicht Leiter der Kirche sein können und wollen. Bis zu welchem Grade diese falschen Auffassungen gediehen sind, hat jenes verhängnisvolle Wort: „Christlich-sozial ist Unsinn" klar gezeigt. Und das vielleicht noch verhängnisvollere Wort, daß die Politik

die Geistlichen nichts angeht, hat dem schlimmen Zustand das Siegel aufgedrückt. Es ist besonders dadurch so gefährlich entscheidend geworden, daß die letzte Generalsynode (von 1897), anstatt in Ehrerbietung dagegen zu protestieren, in einem Taumel von Byzantinismus und Bureaukratismus geradezu ihren Ruhm darin suchte, diese armselige Stellung der Geistlichen zu bestätigen. Der einzige, freilich schwache Trost bei diesen trübseligen Irrungen und Wirrungen ist der, daß darin gar keine Konsequenz ist. Wenigstens würde man nicht begreifen, warum der Oberhofprediger des Königs in das Herrenhaus berufen worden wäre, wenn den Geistlichen die Politik nichts anginge. Jedenfalls aber trifft die Christen, welche das Christentum rein individualistisch auffassen, ein Teil der Schuld an dieser unheilvollen Entwicklung. Forderte der Protestantismus, erstrebte die evangelische Kirche eine angemessene Stellung in den öffentlichen Angelegenheiten, niemand wäre stark genug, ihr diese zu versagen. Aber die meisten lieben Christen sind im Grund mit dem bestehenden Zustand ganz zufrieden; es ist so bequem, für den Gang des Volkslebens keine Verantwortung tragen zu müssen."

Stoecker schildert dann die Gedankengänge der Quietisten. Sie wollen Zeugen sein. Aber zeugen könne man nur — so räsonieren sie —, wo man göttlichen Grund unter den Füßen habe, also in Fragen des Glaubens und Lebens. Christus habe sich weder um Politik noch um Sozialpolitik gekümmert. Diese Dinge seien „technischer" Natur. Für die Frommen sei dabei nichts zu tun. Christi Reich sei nicht von dieser Welt, und zum Erbschichter sei er nicht gesetzt.

Stoecker sucht nun zu erweisen, daß alle diese Argumente hinfällig sind. Zunächst sei die heutige politische Welt eine ganz andere, als die antike. Damals gab es weder Konstitution, noch politische Gleichberechtigung, noch Wahlrecht. Schon dies alles „fordert die Beteiligung der guten Bürger am öffentlichen Leben, sonst siegen die bösen." — „Im übrigen hat Christus für die damaligen Verhältnisse sehr stark am öffentlichen Leben teilgenommen." — „Man denkt nicht ungeschichtlich, wenn man die Pharisäer und Sadduzäer, die Schriftgelehrten und Hohenpriester, mit den Parteien von heute vergleicht." Christus habe diese Parteien mit größter Schärfe bekämpft. „Reden voller Wehrufe hat er gegen sie gehalten, mit den heftigsten Ausdrücken heiligen Zornes hat er sie bezeichnet." — „Er hat es getan, weil der Pharisäismus das Reich Gottes hinderte. Aber sind der Liberalismus und der Radikalismus von heute, sind das Judentum und die Sozialdemokratie nicht auch Gegner des biblischen Christentums?"

Stoecker führt dann eine Reihe der in den Tagen, wo er schrieb, aktuellsten Fragen an, die Beendigung des Kulturkampfs, die Branntweineinfuhr in den Kolonien, den China-Krieg, der einerseits ein Krieg zum Besten der Mission sein, andererseits nach dem Vorbild des Hunnenkönigs Etzel mit schonungsloser Grausamkeit geführt werden sollte. Ob wirklich das alles die gläubigen Christen nichts angehe? Die Leitung unserer Kirche liege ganz in den Händen der Fürsten und Minister, die Berufung der Lehrer unserer theologischen Jugend ganz in den Händen des Staates — schon dies müsse uns mit Gewalt in die Politik ziehen, auch wenn wir gar nicht wollten. „Und so gibt es hundert politische Fragen, die der lebhaftesten Mitarbeit der gläubigen Christen an der Politik das Wort reden. Aber man ist so verblendet, daß man gegen die Einmischung des Staates in die Kirche, der Politik in das Christentum, gar nichts einzuwenden hat — und das ist doch gewiß gegen Christi Willen —, daß man aber gegen das Mengen des evangelischen Sauerteigs in das Mehl des öffent-

lichen Lebens voreingenommen ist — und das ist gewiß Christi Willen gemäß. Das Staats- und Fürsten-Christentum hat eben die Protestanten in diesen Stücken um die gesunde Erkenntnis gebracht. Es ist nicht wahr, daß die Politik nur ein technisches Handwerk ist. Politik ist die Leitung des Volksgeistes. Wenn der Protestantismus erklärt, daß er damit nichts zu tun habe, so verzichtet er auf seine Zukunft."

„Diejenigen, welche dem Evangelium seinen Einfluß auf Volks- und Völkerleben wehren, unterschätzen das Christentum und überschätzen die Welt. Dieser Irrtum aber ist tödlich für die Kirche."

Stoecker geht nun auf die Begriffe Weltreich und Gottesreich, Gesetz und Evangelium, gründlich ein und erörtert ihr Verhältnis zueinander und die Möglichkeit, bez. Grenze, wie weit sich Göttliches in den irdischen Verhältnissen durchsetzen läßt und durchsetzen soll. „Man kann einen Lungenkranken nur in staubfreier Luft heilen; so kann auch der Weltgeist nur in einer Gemeinschaft überwunden werden, die von dem Weltgeist frei und mit ihm im Kampfe ist. Schon deshalb sollten die gläubigen Christen am öffentlichen Leben teilnehmen, um die Bekehrung der einzelnen zu erleichtern. Die Innere Mission erlebt es oft, daß Christen von ihrer ersten Lebenszeit an durch die Kirche gepflegt sind, in Krippe und Kleinkinderanstalt, in Sonntagsschule und Jünglings- oder Jungfrauenvereinen behütet sind; und sobald sie in das öffentliche Leben der Männer- und Frauenwelt hineingeraten, verlieren sie alles, was sie in der Kindheit und Jugend gewonnen haben, weil die Umgebungen, in die sie kommen, nicht schützen, sondern verderben."

Stoecker erinnert zum Schluß an die Art und Weise, wie die Katholiken ihre Stellung im öffentlichen Leben behaupten. „Man jammert und zetert, daß ohne das Zentrum im Reichstag nichts geschehen kann. Was soll das Schelten und Klagen helfen? Alle Bestrebungen des Evangelischen Bundes werden dagegen nichts ausrichten. Aber wenn die treuen Evangelischen zusammenstünden, die Unabhängigkeit der Kirche forderten, die protestantische Politik des Reiches sicherten, dann wäre Aussicht auf einen Umschwung. Das macht freilich Arbeit und Kampf. Das bringt mit maßgebenden Kreisen in Konflikt. Also feiert man lieber antikatholische Feste. Das bringt dann keinen Verdruß." Dieselbe Verkehrung der Begriffe finde sich im Sozialen. Trotz der Bibel bleiben die Stillen im Lande dabei, daß christlich-sozial nicht christlich sei. Die Massen gehen an die Gottlosigkeit und den Umsturz verloren. „Aber darüber tröstet man sich mit der Nähe des jüngsten Tages und dem tausendjährigen Reich. Das ist fromm und kostet gar keinen Kampf."

„Du hast den Namen, daß du lebst, und bist tot: so müßte man mit dem himmlischen König dem sardesgleichen Protestantismus zurufen und die Mahnung hinzufügen: Werde wach und stärke das andere, das sterben will!"

Professor Dr. Erich Schaeder-Kiel hebt diese Gedankengänge als das hervor, wodurch Stoecker die Erkenntnisarbeit der Theologie befruchtet habe.

„Er sah, nicht als Erster, aber als begeisternder Wortführer, die Einseitigkeit des christlichen Individualismus. Er sah, daß der Christenglaube, so gewiß er Sache des einzelnen ist, der durch ihn zur heilsgewissen, gefestigten Persönlichkeit aufgerichtet wird, doch immer zugleich Gemeinschaftssache ist, und mit ihm die Christenliebe auch. Er sah, daß dieser Glaube und diese Liebe in denen, welche durch sie lebendig geworden und zur tatsächlichen Einheit

verbunden sind, gemeinsame große Aufgaben an unserem Volke vor sich hat, und daß sie diese Aufgaben, eben als gemeinsame, beherzt anfassen muß. Die christliche Lösung der Arbeiterfrage durch die Aktion eines aus Gottes Geist erwachsenen christlichen Gesamtwillens ist wohl das Hauptstück, das ihm hier vor der Seele stand. Wenn die gottwidrigen Prinzipien des Lebens überall organisierend wirken — in der Religion, im Staatsleben, in Wissenschaft und Kunst —, wenn hier überall die Kraft eines gottentfremdeten Gesamtwillens offenbar wird, so wollte Stoecker die Gemeinde, die als lebendige Glaubens- und Liebeseinheit gedachte Kirche, arbeitend, dienend, aufopfernd auf den Plan führen. Er sah in die Tiefen des neutestamentlichen Gemeindeideals. Deshalb — wenn es der Theologie gelingen wird, das kirchliche Leben durch eine Lehre von der Kirche zu befruchten und zu leiten, welche den individuellen und den sozialen Faktor des Christenstandes in das rechte Verhältnis zueinander setzt, dann wird Stoecker bei dieser Arbeit wesentlich mitsprechen. Oder wenn die Ethik nicht nur der Einzelliebe der Christen den Weg weisen, sondern auch als Sozialethik die christliche Gemeinde zu einer vielseitigen dienenden Aktion aufrufen wird, dann gehört Stoecker zu den Bahnbrechern dieser neuen Interessen."

Stoeckers Dogmatik war im ganzen die lutherische, während sein kirchenpolitisches auf Verselbständigung abzielendes Streben allerdings von dem mit der lutherischen Richtung so oft verbundenen Doktrinarismus, bezw. der Gleichgültigkeit gegen die Verfassungsformen, recht weit entfernt war. Scheinbar im Widerspruch damit steht es, daß er sich einer Partei anschloß, die den Namen „Positive Union" führt. Ohne Zweifel hat er aber die Union als solche niemals als Ideal angesehen, am allerwenigsten ihre Einführung mit staatlichen Gewaltmitteln. Wenn er sich zur Union bekannte, so sollte das sicherlich keine Zustimmung zum Staatskirchentum, und zu einer aus politischen Gründen herbeigeführten Unierung der Konfessionen, sondern nur die Anerkennung einer geschichtlichen Tatsache bedeuten, die man — quieta non movere — stehen ließ, weil sie einmal da war, und weil es wichtigere Aufgaben in der Gegenwart zu lösen gab, als die Erneuerung der alten Kämpfe um Union und Konfession. Der Ton lag für ihn auf dem Worte „positiv". Der wichtige Gegensatz, der ausgedrückt werden sollte, war der gegen den Liberalismus.

Innerliche Sympathie hatte Stoecker für den Gedanken der Evangelischen Allianz, natürlich aber nur im Sinne einer vollen Gegenseitigkeit und der Einstellung aller Bekehrungsversuche der Alliierten untereinander. Mit dem schlaffen und alles kirchlichen Ehrgefühls entbehrenden Gebaren einzelner Pietisten, die den Sekten das Fischen in der Landeskirche ge-

ſtatten, der Landeskirche aber die Abwehr aus Gründen der Allianz verbieten wollten, konnte natürlich ein Mann wie Stoecker nichts zu ſchaffen haben.

Den Grundſätzen aber, die Stoecker im kirchlichen und politiſchen Leben vertrat, entſprach ſein Wandel durchaus; ſein perſönliches Leben war das eines lebendigen und überzeugten Chriſten.

Wie jeder Sterbliche vor ihm und nach ihm, hatte er auch ſeine Schwächen und Fehler, ſpeziell diejenigen Fehler, mit denen auch der Chriſt am ſchwerſten fertig wird, die Temperamentsfehler, — freilich lagen ſie kaum jemals da, wo ſeine Feinde ſie ſuchten. Er hatte eine ſtarke leidenſchaftliche Natur, und einen gewiſſen Hang zur Heftigkeit, verbunden mit einer ſcharfen, ſchlagfertigen Zunge, mit einem ausgeprägten Sinn für Humor, Witz, Ironie und Sarkasmus. Dieſe Anlage iſt ihm, beſonders in jüngeren Jahren, mehr als einmal zur Verſuchung geworden, der er nicht widerſtand. Und ebenſo trat ſeine für den Glauben ſo wertvolle optimiſtiſche Charakteranlage gelegentlich als eine ſo bedenkliche Sorgloſigkeit in wichtigen Dingen zu Tage, daß man ihn kaum noch verſtand — er war vertrauend gegen Vertrauensunwürdige, wenn ſie ihm freundlich entgegenkamen. Und der größte Feind des inneren Menſchen, der Erfolg, ging zeitweiſe auch an ihm nicht ſpurlos vorüber. Es gab eine Zeit, wo ſeine natürliche Liebenswürdigkeit zurücktrat gegen eine gewiſſe immerhin naive Tendenz, überall den Mittelpunkt abzugeben, in Geſellſchaften nur ſelbſt zu reden und ſonſt niemandem das Wort zu laſſen. Aber die göttliche Pädagogik nahm ihn in ſchwere Schule. Wenn er es gelegentlich nicht allzu genau mit den Anforderungen eines prieſterlichen Weſens genommen hatte, ſo nahm Gott es mit ihm ſehr genau, und im Laufe der Jahre und der Prüfungen wurde er vorſichtiger, ernſter, genauer, reifte er heran zu einer geheiligten Perſönlichkeit.

Die Vorwürfe der Gegner waren faſt durchweg vom Haß erzeugte Torheiten. Den Vorwurf der Unaufrichtigkeit hat niemals ein Freund erhoben, oder auch nur ein Menſch, der Stoecker wirklich kannte. Alle bezüglichen Behauptungen und Beweisverſuche zerſtieben bei ernſtlicher Prüfung des Tatbeſtandes wie

Spreu im Winde. Nicht besser steht es mit dem oft erhobenen Vorwurf der Eitelkeit. Stoecker hatte ein starkes Gefühl seines Wertes und seiner Persönlichkeit, aber von niederer Eitelkeit war er frei. Er sah die Menschen an und nicht ihre äußere Stellung. Wenn ein altes Mütterchen ihn um eine Ansprache in ihrem Nähverein bat, so sagte er mit gleicher Freundlichkeit zu, wie zu der Volksrede vor Tausenden. Im Grunde seines Herzens wohnte die Königin aller christlichen Tugenden, die Demut.

Mustergültig war seine Stellung zu Geld und Gut und Besitz. In seinen eigenen Ansprüchen war er von größter Einfachheit und Sparsamkeit. An Reisetagen half er sich mit Brot und Wurst durch den Tag. Seinen Handkoffer trug er selbst. In seinem Hause wurde, trotzdem er vermögend war, der einfache Charakter des Pfarrhauses konsequent festgehalten. Schmausereien in Pfarrhäusern verurteilte er. War er aber sparsam für sich selbst, so war er freigebig und uneigennützig im höchsten Maße, wo es die Interessen des Reiches Gottes galt, mochte sich's um sachliche Notstände bedrohter Werke handeln, oder um die persönliche Bedürftigkeit einzelner. Große Summen hat Stoecker fortgegeben, auch Kapitalien als Darlehen, wo von Sicherheit keine Rede mehr sein konnte. Jeder Parteigenosse, der in Not geriet, wandte sich an ihn, und oft genug nicht vergebens.

Stoeckers Uneigennützigkeit wurde denn auch von Gott reichlich gesegnet, insofern sich ihm ungezählte Herzen und Hände zum Geben öffneten. Es ist geradezu staunenswert, welche Summen ihm in den Schoß fielen. Allein der Etat der Stadtmission, der aus kleinen Anfängen erst in die Zehntausende, dann in die Hunderttausende ging, ist ein Wunder. Das Baukapital für eine Stoecker-Kirche (250 000 Mark) kam schnell zusammen. Für die politische Zeitung „Das Volk" flossen ihm von freigebiger Freundeshand ebenfalls Hunderttausende zu. Für die Gründung des „Reich" legte ihm ein konservativer Großgrundbesitzer 150 000 Mark auf den Tisch. Bei den verschiedenen Jubiläen wurden ihm große Kapitalien überreicht. Durch Stoeckers Hand sind für den Bau des Reiches Gottes Millionen hindurchgegangen.

Bemerkenswert war auch die Art und Weise, wie Stoecker die Angriffe seiner Gegner ertrug. Er wußte, daß es zum Dienste Jesu Christi gehört, von der Welt gehaßt zu werden. So hat er sich niemals geweigert, „die Schmach Christi" zu tragen. Am 30. Dezember 1895 schrieb er an Pfarrer Hoffmann in Genf:

.... „Innigen Dank für Ihren Geburtstagsbrief, Ihre reiche Gabe, die durch ein Mißverständnis erst jetzt quittiert ist, und Ihre Fürsorge für meinen Ruf in der Presse. Die letztere Bemühung wird freilich fruchtlos sein. Die einen wollen lügen, die anderen wollen belogen sein. Geben Sie sich also nur zufrieden. Wir müssen diese Form des Welthasses tragen lernen, wie jede andere auch. Erfahre ich aber den Namen des sauberen Korrespondenten, dann schreibe ich. Vermutlich ist es ein Orientale...."

Daß Stoecker dem ethischen Ideal des Christen, dem Feinde die Wahrheit zu sagen, aber sie stets in Liebe zu sagen, jederzeit entsprochen habe, wird man nicht behaupten dürfen. Er konnte auch hart und scharf werden. Aber in der Regel geschah es doch nur da, wo es sich um hoffnungslose Gegner handelte, die nichts anderes verdient hatten. „Gehaßt" hat Stoecker nie einen Menschen, und selbst gegen solche, die ihm gebranntes Herzeleid angetan hatten, blieb er gerecht und milde, wenn die erste Aufwallung vorüber war.

Unnötig zu verletzen, war im Prinzip niemals Stoeckers Sache. Davon legen viele Briefe und Karten Zeugnis ab, die er in Korrekturangelegenheiten vom Raintal nach Berlin schrieb. Da läßt er eine Bemerkung über „höfische Einflüsse" streichen: „es macht vielleicht unnötiges Gelärm". Ein andermal wird ein scharfes Wort über die „Professoren" gestrichen. Bei der Auseinandersetzung mit dem Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein gibt er Pastor Braun folgende Instruktion: „Was die Antwort betrifft, so meiden Sie jedes unfreundliche Wort. Nur an unserem Recht und an der Wahrheit wollen wir festhalten: sonst nicht verletzen."

„Pikant", wenn man will, ist die kleine Tatsache, daß einmal in der Zeit um die Jahrhundertwende, als Stoecker so ziemlich von allen Seiten boykottiert war, ein nationalliberaler Abgeordneter seinen Rat in einer Vertrauenssache einholte — es

sollte eine kirchliche Stiftung gemacht werden, und man wußte die Sache nicht anzugreifen. Stoecker ordnete die Sache schnell zur Zufriedenheit, und war sehr erheitert. „Da sitzen nun" — meinte er — „die liberalen Redaktionen und wissen jahraus, jahrein nichts anderes von mir zu schreiben, als Schande und Laster. Man beleidigt und beschimpft mich. Ich soll ein Lügner und Betrüger, ein Pfaff und Zelot und wer weiß was sonst sein. Und wenn die Leser dieser Schandblätter einen kirchlichen Vertrauensmann brauchen, wissen sie niemand, an den sie sich wenden können, als mich. Man sieht, wie wenig sie selbst an ihre Lügen glauben."

Pastor Bunke von der Stadtmission hat in einem gleich nach Stoeckers Tode erschienenen Heft eine Reihe von Nachrufen veröffentlicht, die von sehr verschiedenen Seiten, von Männern und Frauen ihm zur Verfügung gestellt sind. Keiner gleicht dem anderen, sie weichen stark voneinander ab. Aber alle sind auf den Ton der herzlichen Dankbarkeit gestimmt. Irgend etwas hatten alle Stoecker zu verdanken.

Eine treue Stadtmissionsarbeiterin, Gräfin Clara Bernstorff, schreibt: „Ich kam aus tiefer, geistiger Dürre hierher, zuerst in die englisch gefärbten Gemeinschaftskreise, die mir fremd blieben. Da trat mir diese kraft- und machtvolle, frische und fröhliche Persönlichkeit entgegen, und ich jubelte ihr zu. Mein ganzes Innere wurde gefesselt von der hinreißenden, mir völlig neuen Gewalt seiner Rede, die am stärksten war, wenn er auf der Kanzel stand und die Herzen seiner Zuhörer entflammte zu heißer Liebe für den menschgewordenen Gottessohn, oder ihnen die Fußspuren des lebendigen Gottes in den Jahrtausenden der Welt- und Völkergeschichte zeigte... Es war eine Freude, unter ihm zu arbeiten; allezeit ging Kraft und Leben von ihm aus. .... Wer ihn kannte, mit seinem großen, treuen, warmen Herzen, mußte ihn lieben und verehren, und wird ihn lieben, bis wir ihn einst wiedersehen am Thron der Gnade."

Ganz ähnlich spricht Pfarrer Max Braun, dem Stoecker in brüderlicher Liebe sehr zugetan war, von dem „hohen, allem Kleinlichen und Unlauteren abholden Sinn" seines väterlichen Freundes.

„Er lehrte" — sagt Prof. Reinhold Seeberg — „nicht nur zur eigenen Seligkeit glauben, sondern auch glauben an die Macht des Glaubens und dadurch an den Sieg, der die Welt überwindet.... Er hat uns das Bild eines Führers dargeboten, der aus der Sache und für die Sache lebte, dessen Ehre es war, seines Herrn Ehre zu suchen, der sein Licht leuchten ließ, weil es Licht vom ewigen Lichte war. Er hat gewirkt in einer Klugheit, die nicht List, in einer Kraft, die nicht Rache, und in einer Liebe, die nicht Selbstsucht war."

„Sein Wirken," sagt Prof. Friedrich Mahling, „war der lebendige Kommentar zu Wicherns Gedanken.... Diakonie und Evangelisation, soziale Arbeit und Missionspredigt, Seelsorge im kleinen und Seelsorge am Volk — für ihn waren es keine Gegensätze, nicht einmal Ergänzungen, sondern in ihm lebten diese Dinge verbunden zu einer harmonischen Einheit."

Und endlich sehr zutreffend D. Wilhelm Lütgert in Halle: „Wenn man mit einem Wort sagen will, was ihn zu dem gemacht hat, was er war, so war es sein Mut. Er fürchtete sich nicht vor dem Haß, nicht vor dem Spott, nicht vor der öffentlichen Meinung, nicht vor den Massen, nicht vor den Gebildeten, nicht vor den Großen der Welt, aber sein Mut war kein Selbstvertrauen, sondern Glaube.

Wenn die evangelische Kirche eine Kirche des Wortes ist, so bedeutet das für viele, daß sie eine Kirche der Worte ist. An glänzenden Geistern, an scharfen Denkern und beredten Rednern hat es uns nie gefehlt, wohl aber oft genug an Männern der Tat. Das Bild dieses tapferen Mannes, der glaubensmutig nach allen Seiten hin frei und aufrecht dastand, muß der Kirche daher erhalten bleiben, und niemand, der es gesehen hat, kann es vergessen."

XI.

Die letzten Arbeitsjahre 1898 bis 1906. Der Ertrag des Lebens.

Im Januar 1898 feierte die christlich-soziale Partei das Fest ihres zwanzigjährigen Bestehens in demselben Berliner Eiskeller-Saal, in dem Stoecker zum ersten Male den Sozialdemokraten unter Most entgegengetreten war. Stoecker hielt auch diesmal die Festrede und wußte die Herzen für die von ihm vertretene Sache warm zu machen.

Der „Reichsbote" brachte am 5. Januar 1898 einen Leitartikel, dem folgende Sätze entnommen sind:

„Die christlich-soziale Partei hat gestern ihr 20jähriges Bestehen gefeiert. Sie datiert dasselbe von der bekannten sozialdemokratischen Eiskeller-Versammlung, in welcher der Hofprediger Stoecker den Sozialdemokraten entgegentrat. Es war die Zeit, wo die Sozialdemokratie in zahlreichen Volksversammlungen wie in einer wüsten Presse wahre Orgien der demagogischen Volksaufwiegelung beging. Niemand wagte es, den sozialistischen Demagogen in ihren Versammlungen entgegenzutreten, und diese wüste revolutionäre Agitation lag wie ein Bann auf der öffentlichen Meinung. Da empfand man es wie eine Erleichterung, daß Hofprediger Stoecker den Mut faßte und in kühner, herzhafter Rede diesen wilden Agitatoren Joh. Most und Genossen entgegentrat und so gewissermaßen den wütenden Stier bei den Hörnern faßte."

Der „Reichsbote" wirft nun einen Rückblick auf die im Gefolge der ersten Eiskeller-Versammlung entstandene Berliner Bewegung, auf ihre Erfolge und Mißerfolge, und auf ihre Ruinierung durch die Kartellwirtschaft. Dann sagt er:

„Daß aber diese Kartellbewegung von der Regierung unterstützt wurde, das wurde in den Kreisen der Berliner Bewegung um so schmerzlicher empfunden, als man in diesen durch und durch regierungs- und königstreuen Kreisen nichts anderes wollte, als die Regierung in dem Kampfe gegen die Sozialdemokratie und Demokratie und für die Reform der als verderblich erkannten liberalen Gesetzgebung zu unterstützen. Die patriotischen königstreuen Herzen fühlten sich zurückgestoßen, und wie sich verschmähte, verletzte Liebe verbittert zurückzieht, so zogen sich seit dieser Wahlbewegung von 1887 große

Kreise der Berliner Bewegung verdrossen, verbittert und hoffnungslos von derselben zurück, um den Mittelparteien des Kartells den Kampf gegen die Umsturzbestrebungen allein zu überlassen, beschränkten sich auf Zurückdrängung der zersetzenden Elemente von dem kirchlichen Gebiete und errangen hier den früher für ganz unmöglich gehaltenen Erfolg, daß nicht bloß die meisten Kirchenvorstände, sondern auch die Synoden positiv gerichtete Majoritäten erhielten.

. . . . Was Stoecker mit seiner glänzenden, hinreißenden und unermüdlichen nie versagenden Beredsamkeit in den zehn Jahren von 1878 bis 1887 geleistet hat, ist über jedes Lob erhaben und kann ihm von allen, denen die Bedeutung von Kirche und Christentum für unser deutsches Volksleben feststeht, nicht genug gedankt werden.

Nur mit tiefstem Schmerz kann man daran denken, daß die Kraft dieser Bewegung gebrochen wurde. . . . . Die Ursachen sind verschiedene, persönliche und sachliche. Auf der einen Seite entwickelten sich die Antisemiten zu immer größerer Selbständigkeit und auf der anderen die nach links drängenden sozialen Elemente, die durch v. Gerlach, Oberwinder, Naumann immer mehr nicht bloß von der konservativen Partei abdrängten, sondern dieselbe auch immer heftiger bekämpften, wodurch für Stoecker eine Lage geschaffen wurde, welche zum Bruch mit der konservativen Partei führte. Dazu kamen dann ferner in weiten Kreisen diese Enttäuschungen über die Sozialreform. Man hatte gehofft, die Arbeiterschutzgesetze, welche dem Bürgertum sehr schwere Lasten auflegen, würden die Arbeiter zu einer staatsfreundlicheren Haltung zurückführen, aber statt dessen vermehrten sie die Zahl der Sozialdemokraten immer mehr und bewiesen, daß das alles auf sie keinen Eindruck machte. Daher kam es, daß das Interesse für die Sozialreform, soweit sie sich auf die Verbesserung der Lage der Arbeiter bezieht, sich abkühlte, und zwar desto mehr, je mehr aus den Kreisen der Handwerker und Bauern die Klage erscholl, daß ihre Arbeiter es besser hätten wie sie und es nun Zeit sei, daß man auch an die Verbesserung ihrer Lage denke. Dazu kam ferner, daß die christlich-soziale Partei eigentlich schon lange den Kampf gegen die Sozialdemokratie ganz eingestellt (??) und ihn auch nach Abschaffung des Sozialistengesetzes nicht wieder aufgenommen hatte. In der aufklärenden, die Herzen anfassenden und hinreißenden rednerischen Tätigkeit liegt Stoeckers Stärke — nicht aber auf dem Boden der politischen Parteiorganisation. Auf diesem Boden der geistigen, religiösen, sittlichen und sozialen Bewegung, welche die Schäden aufdeckte, die feindlichen und verderblichen Elemente kennzeichnete und auf die guten Geistesmächte und Heilmittel hinwies — hat Stoecker seine großartige, segensreiche Arbeit getan; da blitzten seine Gedanken und zündeten in den Herzen — und was er da Großes geleistet hat, wirkt nicht nur noch immer fort, sondern wird unvergessen bleiben, und wenn er sich entschließen könnte, wieder auf diesen alten Boden zu treten an der Seite der konservativen Partei und in einem durch gegenseitige Selbstverleugnung und Selbstbesinnung wiederhergestellten Frieden mit ihr, so würde auch seine Bewegung wieder einen neuen Aufschwung erleben zum Segen nicht bloß der konservativen Partei, sondern unseres ganzen Volkes. Die Freunde, welche ihn mit der konservativen Partei brouillierten, haben sich stets als üble Ratgeber erwiesen, möchte er sie auch jetzt zurückweisen und sich nicht in einen Konkurrenzkampf mit der konservativen Partei in konservativen Wahlkreisen einlassen. Wenn Stoecker behauptet, er sei der alte, er könne nicht anders als konservativ sein, so können wir ihm versichern: auch wir Konservative sind die alten und können nicht anders als christlich-sozial sein,

weil wir christlich-konservativ sind. Was hindert ihn also, zu der ersten Liebe zurückzukehren? Die Herzen stehen ihm offen und würden sich freuen, wieder Schulter an Schulter mit ihm kämpfen zu können."

Es kann kein Zweifel sein, daß diese Einladung des „Reichsboten" ehrlich und herzlich gemeint war. Fraglich muß bleiben, inwieweit der Autor des Artikels im Sinn und Geist seiner ganzen Partei geschrieben hat und schreiben durfte. Aber selbst wenn die ganze Partei hinter dem Artikel gestanden hätte — für ein Wiederzusammenkommen war es zu spät. Das lag außerhalb aller politischen Möglichkeiten. Zunächst unterschätzt doch der Artikel die Tiefe der Kränkung, die Stoecker durch den Elfer-Ausschuß erfahren hatte. Dergleichen kann man ja wohl persönlich vergeben und vergessen, politisch aber muß ein Führer Rücksicht nehmen auf die Freunde und Anhänger. Welche Vorwürfe des Wankelmuts würde Stoecker erfahren haben, wenn er den Schritt, den er 1896 vorwärts tat, schon 1898 wieder zurück getan hätte! Er würde nicht einen einzigen Anhänger behalten haben. Dann aber sind doch im Hinblick auf die Trennung von den Konservativen der tiefere Grund und die äußere Ursache wohl zu unterscheiden. Zu den Ursachen gehörte gewiß die Agitation der v. Gerlach und Oberwinder und anderes. Der letzte Grund der Trennung war aber doch eine tiefe Meinungsverschiedenheit über die Fortbildung bezw. Herausbildung eines modernen Arbeitsrechts. In diesem Kampf ums Recht vertrat Stoecker das Fortschreiten, die Konservativen aber zum mindesten die Pause, zum Teil die Stillstellung, bisweilen die Feindschaft. Das wird jetzt in aller Objektivität gesagt werden dürfen. Am 2. April 1898 schreibt Stoecker an die abwesende Gattin: „Du hast wohl gelesen, daß unser alter Freund Wuthenau heimgegangen ist. So geht einer nach dem andern. Wann gehen wir? — Ich habe im Abgeordnetenhause eine große Rede verbrochen, die Du im „Volk" findest und der die „Kreuzzeitung" wenigstens nachsagt, sie sei von blendender Beredsamkeit gewesen. So schreibt man, wenn man überzeugt ist, daß der andere recht hat, es aber nicht zugestehen will."

Die reservierte Stellung der Konservativen hält ja bis auf den heutigen Tag an, wenn auch mit dem Jahre 1903 insofern ein gewisser Umschwung eintrat, als die Regierung im Reichs-

Der Raintaler Hof bei Partenkirchen.

kanzleramt und Reichsamt des Inneren nun von Männern geführt wurde, die soziales Verständnis hatten und sich der großen christlichen Arbeiterbewegung freundlich gegenüberstellten. Fürst Bülow sowohl wie sein Nachfolger legten die Regierung auf der Linie einer Fortbildung des Arbeitsrechtes fest. Und ganz besonders auch in der Kirche war die Aera Stumm innerlich überwunden; man bekannte sich in Kirchenregiment und Generalsynode zum Vorhandensein kirchlich-sozialer Aufgaben, und zu der Pflicht, ihnen gerecht zu werden.

Bis zu diesem Umschwung aber hatte Stoecker schwer zu kämpfen. Wohl nahm der Kampf im ganzen andere und ruhigere Formen an. Aber Stillstand gab es nicht. Stoecker hatte zwei Zentren geschaffen für seine politische und kirchliche Arbeit: die christlich-soziale Partei und die Kirchlich-soziale Konferenz. An die Entwicklung derselben setzte er alle Kraft. Beide kamen alljährlich einmal zu größerer Tagung zusammen. Die christlich-soziale Partei wurde nun das im Westen, was sie zunächst in Berlin hatte werden sollen: eine rechte und echte Arbeiterpartei. Für die Kirchlich-soziale Konferenz gelang es Stoecker je länger, je mehr die positiven Elemente sowohl aus den pietistischen, wie aus den gelehrten Kreisen heranzuziehen, und so das große Problem des Verhältnisses der Kirche zu den sozialen Dingen immer besser und einwandfreier herauszustellen. Da es Stoecker außerdem gelang, von 1898 bis an sein Ende immer wieder in den Reichstag gewählt zu werden, und auch seinen Platz in der Generalsynode zu behaupten, so behielt er die Möglichkeit, auch immer wieder für seine Gedanken in der größten Oeffentlichkeit einzutreten.

Zunächst brachte das Jahr 1898 eine schmerzliche Enttäuschung bei den Wahlen zum Reichstag, die am 16. Juni stattfanden. Die Christlich-Sozialen, von der ganz richtigen Erkenntnis ausgehend, daß ein Erfolg ihrer Bestrebungen nur zu hoffen sei, wenn sie wenigstens über einige Mandate verfügten, stellten Kandidaturen in solchen westlichen Wahlkreisen auf, in denen starke christliche Arbeitergruppen am ehesten einen Erfolg möglich scheinen ließen. Zeit, Kraft und Geld wurden reichlich daran gesetzt. Aber erzielt wurde zunächst nichts. Stoecker gewann mit Mühe seinen alten konservativen Wahlkreis wieder.

Aber alle anderen Kandidaturen fielen nicht nur durch, sondern erzielten nur sehr mäßige Minderheiten.

In dieser Lage entfuhr dem Redakteur des „Volk" die Bemerkung, daß die Sozialreformer eine „hoffnungslose" Niederlage erlitten hätten. Dieses Wort war aber wenig nach Stoeckers Sinn. Seine Größe zeigte sich auch hier darin, daß er nicht nur selbst den Kopf oben behielt, sondern auch noch andere aufrichtete. Am 25. Juni brachte er in der „D. Ev. K.-Ztg." einen Artikel über die Wahlen, der den Mißerfolg fast als Erfolg erscheinen ließ. Die Darlegung schloß:

„Das alles ist nicht ungünstig, jedenfalls gar nicht dazu angetan, die christlich-soziale Sache aufzugeben. Freilich schmerzliche Erinnerungen drängen sich von selber auf. Die mächtige Bewegung in Berlin mit ihren gewaltigen Strömungen, das Jahrzehnt christlich-sozialer Reform unter Führung der Konservativen, der Evangelisch-soziale Kongreß in seiner Einmütigkeit: das alles ist nicht mehr. Der Protestantismus ist keiner einheitlichen Aktion fähig. Die Wirren des Kongresses haben die kirchlich-soziale Konferenz, die Treibereien der Ritschlschen Schule die Sezession der „Jungen und Nationalsozialen", die höfischen Elemente der konservativen Partei die Loslösung der Christlich-Sozialen geschaffen. Alles das ist wehmütig genug. Aber es ist so, wie es eben im heutigen preußischen Protestantismus sein muß. Wir hoffen dennoch, daß einmal die Zeit kommen wird, wo die christlich-soziale Bewegung alle positiven Kräfte im politischen und kirchlichen Leben wieder zu ihren Freunden hat. Und deshalb kämpfen wir in Gottes Namen weiter."

Und mit diesem Optimismus, der auf den ersten Blick verstiegen schien, hat Stoecker dennoch recht behalten. Schon nach drei Jahren wurde der Dillkreis, später andere Kreise erobert; und große hoffnungsvolle Minoritäten zeigen deutlich genug, daß die Bewegung noch nicht am Ende ist.

Sehr unerquicklich gestalteten sich freilich die Zustände in Minden-Ravensberg. Hier hatten bis dahin die trefflichen Geistlichen mit unerschütterlicher Treue einmütig zu Stoecker und zu den Konservativen gestanden. Nun hieß es optieren: entweder konservativ oder christlich-sozial. Natürlich brachte das eine tiefe Spaltung. Von vielen Seiten wurde Stoecker bestürmt, doch in Westfalen die Einheit nicht zu stören, zum wenigsten hier keine Gruppe der christlich-sozialen Partei zu sammeln. Zu diesem Verzicht scheint Stoecker, wie die nachgelassene Korrespondenz vermuten läßt, bereit gewesen zu sein, immerhin unter der Bedingung, daß man ihm Gelegenheit gäbe, seinen Wählern einen Rechenschaftsbericht zu er-

ſtatten und darzulegen, warum er auf die Bedingungen der Konſervativen, d. h. des Elfer-Ausſchuſſes, nicht habe eingehen können. Wohl die Mehrheit der Geiſtlichen hätte dieſen Bericht gern entgegengenommen. Aber es ſcheint, daß ein Landrat, der jedes Auftreten Stoeckers „wie die Peſt" — ſo heißt es in einem Brief — fürchtete, den führenden Paſtor Schmalenbach zu beſtimmen wußte, jede friedliche Transaktion mit Stoecker zu verhindern. So mußte es zur Gegnerſchaft kommen. Inzwiſchen war es vielleicht ganz gut, daß Verträge damals nicht geſchloſſen wurden. Denn es hätte leicht der Fall eintreten können, daß Stoeckers Anhänger ihm nicht gefolgt wären, und ihm damit den Vorwurf der Zweideutigkeit zugezogen hätten. Nun war fair play. Ohne irgendwelche Agitation wurden in Minden-Ravensberg über 4000 chriſtlich-ſoziale Stimmen abgegeben, ebenſoviele im Wuppertal. Da war es unmöglich, dieſe Anhängerſcharen abzuweiſen. Man mußte ſie nun ſammeln auf jede Gefahr hin. Eine junge Partei, die ſich durchſetzen will, kann gar nicht anders handeln. Beachtung kann man ſich in rauhen Wahlkämpfen nur durch rückſichtsloſe Geltendmachung der eigenen Parteiperſönlichkeit erzwingen. Wer das nicht will, verzichtet eben darauf, jemals zur Geltung zu gelangen und es, wenn nicht zum Sieg, doch wenigſtens dahin zu bringen, daß man bei der Aufſtellung von Kompromißkandidaturen mitwirkt.

Uebrigens blieb Stoecker einem Kompromiß dauernd geneigt. Und ſchon bei der Wahl von 1903 ſchien in der Perſon von Dietrich von Oertzen ein Kandidat gefunden, dem nichts mehr am Herzen lag, als einen friedlichen modus vivendi zwiſchen Chriſtlich-Sozialen und Konſervativen zu finden. Seine Aufſtellung war ſowohl von Stoecker, wie vom Führer der Konſervativen, Paſtor Möller, gebilligt, der Tag der erſten Wahlrede feſtgeſetzt. Da gelang es kurzſichtigen Quertreibern in beiden Lagern doch noch, den Ausgleich zu verhindern. Die Chriſtlich-Sozialen wollten nun Dietrich von Oertzen gegen einen Konſervativen aufſtellen, was dieſer aber ablehnte. So konnte das Ende kein anderes ſein, als daß Liberale und Sozialdemokraten im Trüben fiſchten. Konſervative und Chriſtlich-Soziale hatten durch das Scheitern des Kompromiſſes den größten Schaden.

Außer in Westfalen sind übrigens nirgends von christlich-sozialer Seite konservative Mandate bestritten worden. Die Entfaltung der Partei vollzog sich wesentlich in Wahlkreisen, wo nur Liberalismus oder Sozialdemokratie die Gegner waren.

Hier freilich suchte Stoecker mit vollem Eifer und mit gleicher Treue, wie die Arbeiten der Kirchlich-sozialen Konferenz, auch die Entwicklung der politischen christlich-sozialen Partei zu fördern. Alljährlich hielt die Partei einen Parteitag ab, den Stoecker stets bis zu seiner Erkrankung besuchte und leitete. Die Partei nahm zu allen Tagesfragen fortlaufend Stellung, war auch eifrig bemüht, ihre Einflußkreise zu erweitern. Mit den politischen Debatten und Entschlüssen wurden stets auch Volksversammlungen verbunden, in denen für die Partei populäre Propaganda gemacht wurde. Wenn sich da Stoecker mit seinem freundlichen Humor und Weber mit seiner feurigen Beredsamkeit in die Kosten der Unterhaltung teilten, so gab es Abende, die allen Teilnehmern dauernd im Gedächtnis blieben. Einen denkwürdigen Erfolg dieser Art gab es am 9. Oktober 1900 in Wetzlar. Von allen Seiten, besonders aus Gießen, waren sozialdemokratische Führer herbeigeeilt, um die Christlich-Sozialen leicht zu besiegen; eine Anzahl Genossen hatten sich mit Pfeifen bewaffnet, um Störungen hervorzurufen. Die Pfeifer brachte Stoecker unter dem Jubel der Versammlung mit der Bemerkung zum Schweigen, daß sie sich wohl mit ihrem Pfeifen sehr „pfiffig" vorkämen. Und die sozialdemokratischen Redner erlitten auf dem sozialpolitischen Gebiet so blutige Abfuhr, daß sie das Lokal schon vorzeitig verließen, in dem für sie keine Lorbeeren zu holen waren, und mit früheren Eisenbahnzügen, als eigentlich geplant war, nach Gießen zurückkehrten.

Wie sich versteht, waren aber die Kongresse und Parteitage mit ihren Reden und Gegenreden nicht Zweck und Ziel der Arbeit, sondern nur Mittel zu dem Zweck, einesteils in den gebildeten und besitzenden Ständen soziale Sympathie auszulösen, soziales Verständnis zu befördern, andernteils aus den arbeitenden Klassen eine christlich orientierte Partei zu sammeln, die entschlossen wäre, sich wohl mit Wärme der Interessen des vierten Standes anzunehmen, aber in bewußtem Gegensatz zur Sozialdemokratie keinen Klassenkampf zu treiben.

Sind diese Ziele erreicht worden? Was haben Kirchlich-soziale Konferenz und christlich-soziale Partei an Erfolgen aufzuweisen?

Zunächst wird man sagen dürfen, daß eine große allgemeine Einwirkung stattgefunden hat auf das ganze Volk, auf die Denkweise des Zeitalters. Pastor D. Philipps weist mit Recht in einem Nachruf darauf hin, daß mehr als einmal die Gegner Stoeckers sich seine Ideen angeeignet und auf Grund dieser Aneignung die Ueberflüssigkeit des christlich-sozialen Spezialwirkens nachzuweisen gesucht haben. „Bis zu einem gewissen Grade" — sagt er — „sind sie alle christlich-sozial geworden: Staat und Kirche und alle politischen und kirchlichen Parteien in Parlamenten und Synoden, in allen Lagern und Schattierungen. Das ist Stoeckers Verdienst. — Mag man ihn bei seinen Lebzeiten mehr als einmal dafür gekreuzigt haben, seine gekreuzigten Gedanken und Ideale sind schon vor seinem Tode wieder auferstanden, und sein Bild in der Geschichte wird's den kommenden Geschlechtern predigen, daß er der Mann gewesen ist, der mit prophetischer Kraft das neue christlich-soziale Zeitalter heraufgeführt hat. — Darum darf man nun bei seinem Tode auch nicht fragen, wer wohl sein Nachfolger werden könnte. Propheten haben keine Nachfolger, sie machen keine Schule, sie schaffen auch keine Organisationen. Sie sind Prediger in der Wüste. Aber das ist der Segen, der von ihnen ausgeht, daß sie nicht einzelne als Schüler gewinnen, sondern ein ganzes Volk, ein ganzes Zeitalter, wenn nicht anders, dann auch wider Willen, in ihre Bahn zwingen und die neue Zeit heraufführen."

Neben dieser Einwirkung im großen, die inkommensurabel ist und sich mit Ziffern und Worten nicht begrenzen läßt, gehen aber auch Erfolge von Stoeckers Wirken nebenher, die auf ganz konkreten Ausdruck zu bringen sind.

Auf dem Gebiet des christlichen Gewerkschaftswesens ist durch die beiden überaus rührigen Vereinssekretäre Ernst Böhme und Reinhard Mumm die Arbeit so gefördert worden, daß in dem Augenblick, wo Stoecker vom öffentlichen Leben abtrat, die Zahl der christlich organisierten Arbeiter 352 467 betrug, und das von ihnen gesammelte Vermögen 2 225 905 Mark. Natürlich soll nicht behauptet werden, daß Stoecker das alles allein ge-

macht habe, um so weniger, als die gute Hälfte dieser Arbeiter aus Katholiken besteht. Aber das darf gesagt werden, daß auf evangelischer Seite ohne ihn dieser große, unter gewaltigen Schwierigkeiten erzielte Erfolg schwerlich erzielt worden wäre.

Dem Wachstum der Gewerkschaften entsprach aber die Anstellung einer großen Zahl von Gewerkschaftssekretären und Arbeitersekretären, die zum Teil direkt von der Konferenz angestellt und besoldet, durchweg aber (soweit sie evangelisch) in den von den evangelischen Arbeitervereinen und der Konferenz gemeinsam veranstalteten Kursen ausgebildet waren. Diese Kurse hat Stoecker warm gefördert, auch noch als Dozent persönlich an ihnen teilgenommen. Ein jährlich erscheinender Arbeiterkalender diente den evangelischen Mitgliedern. Neben der Sammlung der Männer zeugt auch ein großer, über ganz Deutschland verbreiteter Gewerkverein der Heimarbeiterinnen von der Arbeit der kirchlich-sozialen Frauen, die auch durch einen „Käuferbund", durch Pflege sozialer Dienstbotenvereine, und durch manches andere Wirken dem Stoeckerschen Ideenkreis zum Leben verholfen haben. Auch die Wohnungsfrage ist von Mitgliedern der Konferenz in die Hand genommen. Ein ad hoc begründeter „Vaterländischer Bauverein" hat bereits in Berlin zwei große Häuserkomplexe — die Versöhnungsstraße und das Posadowsky-Haus — ins Leben gerufen und verwaltet sie in christlich-sozialem Sinn, steht auch im Begriff, ein drittes großes Haus — das „Stoecker-Haus" — zu bauen. Diese Gebäude, Musterbeispiele gemeinnütziger Wohnungen, zeigen, wieviel in der Wohnungsfrage der Großstädte auch auf dem Wege genossenschaftlicher Selbsthilfe zu erreichen ist.

Ein weiteres indirektes Ergebnis der Arbeit Stoeckers waren die großen interkonfessionellen christlichen Arbeiterkongresse, deren zweiter im Jahre 1907 besonders glänzend verlief. Die Tagung gewann dadurch eine außerordentliche Bedeutung, daß der Staatssekretär vom Reichsamt des Innern, Herr v. Bethmann Hollweg, persönlich erschien und in ausgezeichneter Rede seine sozialpolitische Stellung darlegte. Wenn bis dahin noch eine Sorge bestanden hatte, Herr v. Bethmann könne nach dem Abgang des Grafen Posadowsky wiederum der Träger einer reaktionären Bewegung werden, so wurde jeder Gedanke dieser Art durch die

verständnisvoll moderne Auffassung der sozialen Lage, die der Minister bekundete, schnell zerstreut. Er gab den Arbeitern durchaus recht, wenn sie ihre Interessen nachdrücklich vertreten wollten, und gab ihnen nur anheim, die eigenen Wünsche stets dem großen Ganzen anzupassen. Die Staatsregierung werde ehrlich bestrebt sein, in gerechter Weise ausgleichend zu wirken. Der Minister schloß mit der Bitte, die Arbeiter möchten in gleicher Weise, wie das Wohl des einzelnen, so stets das Wohl des Vaterlandes im Auge behalten.

Auf diesem Kongreß bekannte sich eine Million deutscher Arbeiter zu christlicher und vaterländischer Gesinnung.

Die besseren Gegner Stoeckers haben in den Nachrufen, die sie ihm widmeten, seine Arbeit als eine vielleicht subjektiv wohlgemeinte gelten lassen, dann aber doch stets mit geringschätzigem Achselzucken hinzugefügt, daß sie ohne sichtbares Resultat geblieben. Die mächtige Organisation der christlichen Arbeiter erweist deutlich genug, wie töricht und verkehrt solches Urteil ist. Gewiß hat Stoecker nicht alles erreicht, was er erreichen wollte, auch nicht alles allein gemacht, was gemacht wurde. Aber er und Weber waren doch die Seele, die treibende Kraft der großen Bewegung. Ohne sie würden die christlich-sozialen Ideen auch wohl geboren sein, aber sie wären nach großer Wahrscheinlichkeit ein philanthropischer Ideenschatz im Aether der akademischen Gedankenwelt geblieben.

Auch die im eigentlichsten Sinne politische Arbeit kann nicht als erfolglos bezeichnet werden. Als Stoecker schied, war doch eine kleine Gruppe von christlich-sozialen Abgeordneten im Reichstag vorhanden, und Stoecker selbst war führendes Mitglied der Wirtschaftlichen Vereinigung, einer an Zahl nicht starken, aber im zersplitterten Reichstag doch gelegentlich bedeutsamen Parteigemeinschaft. Die Hauptsache blieb aber doch die, daß die christliche Sozialbewegung im Reichstage nun nicht mehr mundtot war, sondern in der großen parlamentarischen Oeffentlichkeit ihre Ziele vertreten konnte und kann.

Ebenso war es ein persönlicher Erfolg Stoeckers, daß die christlich-nationale Arbeiterbewegung, soweit sie evangelisch war, über eine große tägliche Zeitung in Berlin wiederum verfügen konnte. Als die Reichstagswahlen von 1903 überaus traurig

ausfielen — im Königreich Sachsen eroberten die Sozialdemokraten 22 von 23 Mandaten — stellte sich ein konservativer Großgrundbesitzer des Ostens bei Stoecker ein, und legte ihm die Summe von 150 000 Mark auf den Tisch, um damit einen Anti-„Vorwärts", ein christliches Arbeiterblatt ins Leben zu rufen. Leider fiel Stoecker bei der Konstituierung des Blattes wieder einmal in den alten Fehler seines Temperaments, die überaus wichtige Sache, die der allerumfassendsten, sachverständigen Ueberlegung bedurft hätte, hastig und sorglos übers Knie zu brechen, und damit die Bedingungen für zeitweilig große Schwierigkeiten zu schaffen. Aber schließlich gelang es doch, die Krisis zu überwinden. Das „Reich" steht noch heute tapfer im Kampf und hat der nationalen Arbeiterbewegung sehr wesentliche Dienste leisten dürfen.

Eine wesentliche Erleichterung der Lage für die Christlich-Sozialen war es, als 1903 der soziale Phantast Naumann bei der unsozialsten Partei des Deutschen Reiches endigte: bei den Freisinnigen. Nun waren wenigstens keine Verwechslungen mehr möglich. Aber schmerzlich blieb es Stoecker doch, daß ein vormaliger Anhänger, der Großes hätte leisten können, wenn er imstande gewesen wäre, sich der Autorität des älteren und weiseren Mannes zu beugen, immer mehr in einen Weg einbog, der in der unfruchtbaren Wüste endigte.

Ebenfalls schmerzlich war es Stoecker, daß der Evangelische Bund, oder doch die mit ihm in Beziehung stehende „Deutsch-evangelische Korrespondenz" auf Grund seiner interkonfessionellen Beziehungen häßliche Unwahrheiten im Sinn der konfessionellen Verhetzung verbreitete. In Nr. 86 vom 25. Mai 1903 erschien ein Artikel mit der groben Verleumdung, daß Stoecker den Katholiken Versprechungen gemacht habe, wenn man ihn wähle. Kein Wort davon war wahr. Stoecker wurde nun sehr deutlich. Im „Volk" erklärte er am 6. Juni:

„Wieder infame Lügen!

Schon früher habe ich der Lüge entgegentreten müssen, daß ich mich dem Zentrum seinerzeit verpflichtet hätte, für Aufhebung von § 2 des Jesuitengesetzes zu stimmen, um die katholischen Stimmen des Wahlkreises zu erkaufen. Jetzt wird — leider durch eine Korrespondenz, die dem Vernehmen nach mit dem Evangelischen Bunde in Verbindung steht — die grobe Unwahrheit veröffentlicht, daß die christlich-soziale Partei und ich von dem Zentrum ver-

anlaßt seien, Kandidaturen zugunsten der katholischen Kandidaten aufzustellen, und daß wir dies wirklich getan hätten, um die Stimmen der Katholiken zu erhalten. Ich will nicht annehmen, daß der Herausgeber der Korrespondenz diese Unwahrheit selbst erfunden hat, ich kann ihn nur dafür verantwortlich machen, daß er dieselbe von irgendeinem Erfinder ohne Prüfung aufgenommen hat. Ich erkläre aber die ganzen Ausführungen des Artikels für verleumderische und schamlose Lügen.

Ich habe nie, weder bei meiner Abstimmung über § 2 des Jesuitengesetzes, noch bei der Aufstellung unserer Kandidaturen, die allermeist ohne meine Mitwirkung auf den Wunsch der Freunde in den einzelnen Wahlkreisen erfolgte, irgendeine auch nur die geringste Verpflichtung gegenüber dem Zentrum übernommen.

Dies ganze Lügengewebe wird gesponnen, um mich bei den evangelischen Wählern zu verdächtigen.

Adolf Stoecker."

Der Evangelische Bund, bezw. sein Blatt, machte sich hier, bewußt oder unbewußt, zum Handlanger nationalliberaler und kapitalistischer Interessen, und führte einen Kampf, der überhaupt nicht zu seinem Ressort gehörte, auch noch mit vergifteten Waffen.

Im Jahre 1901 wurde Stoecker noch einmal von einem sehr schmerzlichen persönlichen Verlust betroffen: einer der treuesten und geistvollsten unter seinen Anhängern, der junge Pastor Ernst Böhme, geboren 1871, wurde unerwartet heimgerufen.

Ernst Böhme, ein Sohn des Pastors Böhme-Berlin, und ein Enkel des Dichters August Schwartzkopff in Wernigerode, war ein kleiner körperlich schwächlicher und daneben verwachsener Mensch; aber in dem hinfälligen Leibe wohnte eine Feuerseele, eine starke Phantasie, ein lebhafter Geist, ein edles, reines Herz. Nach einer durch körperliche Leiden viel getrübten Jugend wandte er sich dem Studium der Theologie zu, und wurde als Mitglied des Vereins Deutscher Studenten ein glühender Verehrer Stoeckers. Dieser brachte seinerseits dem jungen Freunde sein ganzes Herz entgegen und trotz des großen Unterschiedes der Jahre gehörte Ernst Böhme zu denen, die nicht nur Stoeckers volles Vertrauen besaßen, sondern auf deren Urteil er großen Wert legte.

Durch Uebermaß der Arbeit als Kandidat der Stadtmission, als Sekretär der Kirchlich-sozialen Konferenz, als Agent des Stadtausschusses für Innere Mission hatte Böhme seine ohne-

hin schwache Gesundheit so sehr geschädigt, daß er 1901 einer Lungenentzündung schnell erlag. Stoecker eilte von Raintal, wo er sich aufhielt, nach Berlin, um dem jungen Freunde die Leichenrede zu halten über das Schriftwort: „Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen."

„Als ein Tieftrauriger stehe auch ich hier. „Erschüttert" ist ein geringes Wort für das, was ich empfand, als die Nachricht auf ferner Bergeshöhe mich traf: Ernst entschlafen! Zuerst wußte ich nicht, was die beiden Worte sagen wollten, bis ich es fühlte: Das ist mein teurer, christlich-sozialer Freund Ernst Böhme. . . . . Heute ist Geburtstag und Todestag zugleich. Dreißig Jahr ein Mann. So ist unser lieber, junger Freund in den Tagen, wo er in das Mannesalter trat, in die Ewigkeit abgerufen und nun zur völligen Reife in Christo aufgewachsen; er, der trotz seiner Jugend im Denken und Wirken schon längst ein Mann war und doch im besten Sinne des Wortes immer ein Kind blieb. Mehr kann ein Christ auf der armen, sündigen Erde nicht werden, als ein Kind Gottes im Glauben, ein Mann Gottes im Wirken. Darum können wir um ihn nicht nur trauern. Wir preisen selig, die überwunden haben.

. . . . Wir in der Stadtmission haben die ersten Regungen seiner Liebestätigkeit in der Inneren Mission kennen gelernt. Es war uns immer ergreifend, wenn er in unseren Konferenzen davon sprach, wie gern er die Armen und Elenden aufsuchte, wie ihm die am meisten Entchristlichten und Entkirchlichten so besonders am Herzen lagen, weil er seine hoffnungsvolle Seelsorge an ihnen treiben konnte. Nichts hatte er lieber, als wenn er die Fahne Christi mit der roten Fahne des Umsturzes kämpfen und in manchen Herzen siegen sah. Nie hat er einen Verlorenen aufgegeben, weil er voll von Glauben und Hoffnung war. Solche Arbeiter brauchen wir in unserer Kirche, niemals mehr als jetzt.

Und das ist nicht die einzige dunkle Frage, die uns bewegt. Daß Gott diesen Feuergeist, der am liebsten mit Adlerflügeln die christliche und soziale Welt durchflogen hätte, mit solcher Schwachheit des Leibes ausgerüstet hatte, ist das nicht heimlicher Ratschluß? Er stand einmal vor mir, der teure Vollendete. Wir sprachen über seine leibliche Gebundenheit. Ich sagte ihm, er leide darunter, daß er nicht könne, wie er wolle, daß sein kranker Körper ihn am Aufschwung seines Geistes hindere. Da brachen ihm die Tränen aus den Augen. Ich fuhr dann fort: Gottes Kraft sei in den Schwachen mächtig; das verherrliche ihn am meisten, wenn schwache Werkzeuge sich zu seiner Ehre brauchen lassen.

Vom Sterbebette hat er mir dann sagen lassen: Christlich-sozial ist doch das Wahre; es ist das Wahre. Das meinte er nicht im Sinne der Partei, sondern im Lichte des Reiches Gottes, aus dem Herzen seines deutschen, christlichen Volkes heraus, das er unbeschreiblich geliebt hat. Er meinte es in dem großen Sinne, daß das Christentum sich der gesamten Not der Christenheit annehmen solle, gewiß zunächst der Seelennot, aber nicht nur dieser, sondern auch der leiblichen Not: der Armut, der Ueberarbeitung, des mangelnden Familienlebens, der fehlenden Sonntagsheiligung. Im Sinne Christi und um Christi willen nahm er die soziale Welt als ein Prediger des Evangeliums auf Herz und Gewissen. Viel hat er in seiner kurzen Lebenszeit tun können. Als der Gedanke der Freien kirchlich-sozialen Konferenz zur Tat wurde, dieser Vereinigung, in welcher unsere evangelische Kirche ringen soll, um wieder in das Volksleben einzudringen, da war er es, der durch unermüdliche Arbeit dem Gedanken kräftige Gestaltung gab. Auch nachdem er in den Dienst

der Inneren Mission getreten war und eine reiche Arbeit zu bewältigen hatte, behielt er ein warmes Herz für die Sache der Arbeiter und Arbeiterinnen. Diese können es nie vergessen, was ihr junger Bruder ihnen gewesen ist: ein Freund und Mitkämpfer, in seiner Art ein Sieger, der noch im Sterben ihrer gedachte. Seine Hoffnung trug ihn über alle gegenwärtigen und zukünftigen Schwierigkeiten glaubensgewiß hinweg. . . . . Er war gewiß einer der allerbesten Christlich-Sozialen. Heiß glühte das Feuer der Liebe zum arbeitenden Volke in seinem Herzen; und sein Denken umspannte die ganze soziale Welt. Als Schüler und Student, als Kandidat und Pfarrer, immer trug er die große Sache auf seinem Gewissen. Nun ist er so früh aus allem Denken und Lieben, Arbeiten und Kämpfen zum seligen Feierabend hinübergegangen. Gott wohnt im Dunkeln; aber darüber leuchtet seine Herrlichkeit."

Und im Parteibrief vom 1. September schrieb Stoecker:

„Ernst Böhme war nicht bloß ein hochbegabter, treuer Mitarbeiter, sondern ein christlich-sozialer Denker und Planer, Vorwärtsdränger und Bahnbrecher. Solcher Brüder, die uns zustimmen und mit uns wirken, gibt es, Gott sei Dank, viele; aber Männer, deren ganzes geistiges Leben in den christlich-sozialen Gedanken aufgeht, sind wenig. Und so war Ernst Böhme, durch und durch christlich-sozial, auch wenn er seit zwei Jahren im Dienst der Inneren Mission stand. Das sagt noch sein letztes Wort aus der Todesstunde. Er ließ alle die Seinen grüßen, dann die Freunde. „Sag' Stoecker" — sprach er zu seiner Mutter — „Christlich-sozial ist doch das Wahre; ja es ist das Wahre; er soll es auch sagen." Das war sein Bekenntnis im Sterben. Nicht wahr, es soll uns allen eine unvergängliche Erinnerung und ernste Ermunterung sein? — Dabei muß ich an ein Gespräch denken, das ich vor Jahr und Tag mit ihm hatte. Wir redeten von den großen Schwierigkeiten, denen die christlich-soziale Sache überall begegne, in den regierenden Kreisen wie in der öffentlichen Meinung, unter den Feinden des Christentums wie bei gewissen weltflüchtigen Richtungen der Gläubigen. Da meinte er, man könnte beinahe daran denken, den ganzen Kampf aufzugeben. „Aber" — rief er dann aus — „Christlich-sozial ist doch das einzig Vernünftige." Das war eben an Ernst Böhme das Ungewöhnliche, daß er schon als Schüler mit seiner jugendlichen Begeisterung die christlich-soziale Fahne ergriffen, sie als Student treu festgehalten und durch manchen Kampf hindurchgetragen, als Kandidat und Mann der Inneren Mission tapfer hochgehalten und zu seinem Panier erklärt hatte. Man durfte von seiner eigentümlichen Begabung für das soziale Gebiet, besonders für die Arbeiter- und Arbeiterinnenfrage noch Großes erwarten. Ich, der ich mit ihm seit anderthalb Jahrzehnten auf das innigste verbunden war, stellte ihn in die vorderste Reihe derer, die der christlich-sozialen Arbeit neue Wege weisen, und auch, wenn ich nicht mehr auf Erden sei, als Vorkämpfer dienen würden."

Es war eigentümlich und ergreifend, daß zur Leichenfeier dieses jungen, kaum ordinierten Mannes eine große Gemeinde das Gotteshaus bis auf den letzten Platz füllte und ein Gefolge von Tausenden ihn hinausgeleitete auf den Friedhof.

Im Juni 1903 hatte Stoecker seinen letzten Prozeß gegen böswillige Gegner zu führen. Ein sozialdemokratischer Redakteur, Noske, hatte im „Ostpreußischen Landboten" vom 15. Dezember

1901 einen Artikel gegen ihn gebracht, weil er im Reichstag den roten Rednern, die sich gegen das Duell ereiferten, u. a. geantwortet hatte, daß der Begründer der ganzen Sozialdemokratie, Lassalle, im Duell gefallen sei. Noske ließ daraufhin eine ganze Flutwelle von Beschimpfungen gegen Stoecker los. „Wißt Ihr, lieben Leser," — schrieb das Blatt — „wie dieser Stoecker im Reichstage schon hundertmal genannt ist, ohne daß er sich dagegen wehren kann: „Meineidpfaffe". Diesem Menschen ist nämlich nachgewiesen, daß er als Zeuge vor Gericht unter seinem Eide Dinge behauptet hat, die nicht wahr waren. Ins Zuchthaus hat man den Mann, der damals Hofprediger war, nicht geschickt. Wir möchten nicht unter denselben Umständen, wie Stoecker, von der Wahrheit abweichen. Das Zuchthaus, das Stoecker mit dem Aermel streifte, wäre uns gewiß, wie schon andere Leute wegen weniger schlimmer Dinge hineingeschickt wurden."

Stoecker stellte Strafantrag, dem nachgegeben wurde, und trat als Nebenkläger auf. Ein treuer Freund des Stoeckerschen Hauses, Justizrat Meyer in Tilsit, übernahm die Verteidigung. Noske versuchte den Beweis der Wahrheit mit der bekannten Geschichte vom Vergolder Ewald. Aber das Gericht entschied: „Die Zeugenaussage Stoeckers war eine objektiv unrichtige. Aber sie war keine wissentlich falsche. Das Gericht hat dem Zeugen Stoecker geglaubt, er sei bei seiner Vernehmung als Zeuge in der Privatklagesache gegen Berndt davon überzeugt gewesen, Ewald nicht zu kennen und Ewald noch nicht gesehen zu haben.... Stoecker entfaltete ferner 1883, 1884, 1885 eine rege politische Tätigkeit. Diese Tätigkeit brachte ihn täglich mit einer sehr großen Zahl von Persönlichkeiten in und außerhalb von Versammlungen in Berührung. Danach ist es erklärlich, daß Stoecker Ewald nicht mehr wiedererkennen konnte, als er ihm in der Privatklagesache Ewald gegen Berndt gegenübertrat, und daß er auch durch den Anblick Ewalds und die Nennung seines Namens nicht an die Begegnungen bei jenen beiden Versammlungen erinnert wurde. Das ist erklärlich.... Stoecker fehlte schließlich auch jeder Beweggrund, seine Bekanntschaft mit Ewald zu verleugnen. Es ist Stoecker nicht zuzutrauen, er werde, falls er sich der Begegnungen mit Ewald erinnert und

er ihn wiedererkannt hätte, so töricht gewesen sein, in Abrede zu stellen, was Tausende in den Versammlungen in der „Alten Linde" mit besonderem Interesse gesehen hatten.

War hiernach Stoeckers Aussage keine wissentlich unrichtige — und nur wissentlicher Meineid wird ihm von dem Angeklagten vorgeworfen — so liegt auch ein fahrlässiger Falscheid nach Ansicht des Gerichts nicht vor. Stoecker war, als er Ewald gegenübertrat, überzeugt, er kenne ihn nicht, er sehe ihn zum ersten Male."

Hiernach wurde der Angeklagte Noske wegen verleumderischer Beleidigung zu drei Monate Gefängnis verurteilt, obwohl Stoecker in einer kurzen Verteidigungsrede erklärt hatte, es komme ihm nur darauf an, daß der Mann überhaupt bestraft werde, übrigens bitte er um ein möglichst mildes Urteil.

Am nächsten Tage, dem 24. Juni 1903, schrieb Stoecker an die abwesende Gattin:

„Der gestrige Tag in Königsberg war wirklich ein Tag Gottes. Daß der Prozeß gegen Noske, der mich „Meineidspfaffe" geschimpft und so viel Böses dazu gesagt hatte, gut verlaufen würde, vermutete ich im voraus. Aber auf einen so durchschlagenden Erfolg hatte ich nicht gerechnet, nicht rechnen können. Gott hat die Herzen der Richter gelenkt, daß sie nicht bloß der Beschuldigung des Meineids sondern auch dem Vorwurf des fahrlässigen Falscheides, sogar der Annahme eines unvorsichtigen Eides entgegentraten und damit dem ganzen Treiben, das mich seit 18 Jahren verfolgt, die Spitze abbrachen. Es war auch ein großer Triumph für Meyer-Tilsit, der sehr bewegt war. In Königsberg wurden am Abend zwei Extrablätter ausgegeben; solchen Eindruck hatten die strenge Bestrafung und das ausgezeichnete Erkenntnis gemacht. Il y a des juges a Berlin, hieß es einst bei der Sache des Windmüllers von Sanssouci. Es gibt auch Richter in Königsberg, und zwar, da es lauter freisinnige waren, ungewöhnlich gerechte Richter. Das macht den Sieg noch bedeutender. Ich hielt am Abend noch eine Volksversammlung im Stadtmissionssaal und nahm am Kommers des „Vereins Deutscher Studenten" teil. An beiden Orten erhielt ich die

freudigsten Zustimmungen und Hurras. Der Tag war bis nach Mitternacht schön, wo ich hierher zurückreiste.

Daß ich bei dem allen noch mehr an Dich, als an mich gedacht habe, wirst Du begreifen. Gerade für Dein Gemüt wird es eine Feierstunde sein, wenn dieses Meineids-Irrlicht aus den Sümpfen des öffentlichen Lebens verschwindet. Die Richter waren sich der Bedeutung der ganzen Sache bewußt und formulierten sofort das Erkenntnis buchstäblich, damit es nicht verfälscht werden kann. Gott sei Lob und Preis."...

Mit diesem letzten Prozeß hat dann tatsächlich das törichte Meineidsgerede so gut wie aufgehört, wie denn überhaupt seit 1903 mit dem Aufhören der Aera Stumm eine freundlichere Auffassung von Stoeckers Wirksamkeit insoweit wieder zur Geltung kam, als nicht bewußte Feindschaft oder hoffnungslose Verblendung einer gerechten und unparteiischen Beurteilung entgegenstand.

XII.

Der 70. Geburtstag. — Alter, Erkrankung und Ende.

Am 11. Dezember 1905 feierte Stoecker seinen 70. Geburtstag in großer Rüstigkeit und Frische.

Dieser Tag bewies mit unwiderleglicher Deutlichkeit, ein wie hohes Ansehen er sich nicht nur im ganzen Deutschen Reiche und in allen Volksschichten, sondern weit über die Grenzen desselben hinaus erworben hatte, und wie trotz aller Kämpfe, die er geführt hatte, doch die Schar der Freunde und Verehrer, der Freundinnen und Verehrerinnen eine gewaltige war. Soweit germanischer Sinn in der öffentlichen Meinung zum Ausdruck kam, hatte sich selbst bei Unchristen und Unsozialen ein gewisser Respekt durchgesetzt vor der Tapferkeit und Unermüdlichkeit des selbstlosen Mannes, der nur für seine Ideale kämpfte. Unversöhnlich und dauernd unfähig, auch nur ein einziges wahres Wort über Stoecker zu sagen blieb nur das Judentum, das unselige Volk, das die Freiheitsphrase auf den Lippen und den finstersten Fanatismus im Herzen trägt. Sobald auf Stoecker die Rede kam, trat die tiefgewurzelte Rachsucht der Semiten in ihre Rechte, die sich oft auch äußerlich darin zeigte, daß Juden, die ihm auf der Straße begegneten, im Vorbeigehen einen hebräischen Fluch murmelten, meist in etwas veränderter Aussprache das Wort, das Luther im Neuen Testament als „Racha" bekannt gemacht hat.

Soweit es sich jetzt noch aus den Akten feststellen läßt, bekam Stoecker zu seinem 70. Geburtstag 45 Adressen von Vereinen, denen er gedient hatte, 682 Briefe und 570 Telegramme. Zu den schriftlichen Gratulationen kamen die mündlichen hinzu. Einer der ersten Gratulanten war Prinz Friedrich Heinrich von Preußen, der die Grüße seines Vaters, des Prinzen Albrecht von Preußen, überbrachte. Die Glückwünsche des Evan-

gelischen Oberkirchenrats übermittelten dessen beide Präsidenten, Wirkl. Geh. Rat Voigts und Wirkl. Oberkonsistorialrat Propst D. v. d. Goltz. Es versteht sich, daß Stoecker durch das persönliche Erscheinen seines alten Gegners sehr bewegt war und mit dem Dank für diesen Erweis freundlicher Gesinnung nicht zurückhielt.

Der Reichskanzler sandte folgendes Telegramm:

„Zu dem heutigen Tage, an dem Sie an Ihrem 70. Geburtstage auf Jahrzehnte rastloser Arbeit zurückblicken, spreche ich Ihnen auch in Erinnerung alter Beziehungen zu meinen heimgegangenen Eltern meinen herzlichsten Glückwunsch aus. Möge Gott Ihnen noch lange die Frische des Geistes und Körpers erhalten, welche durch ein kampfreiches Leben hindurch zu bewahren Ihnen beschieden gewesen ist. Bülow."

Auch die theologische Fakultät der Greifswalder Universität, sowie der Zentrumsabgeordnete Roeren sandten Grüße. Die christlich-soziale Partei hatten ihren Führer bereits einige Tage vorher in einem Kommers gefeiert, der in der Tonhalle zu Berlin veranstaltet und zu dem etwa dreißig Bürgervereine mit ihren Bannern erschienen waren. Eine Ansprache hielt u. a. Professor Adolf Wagner. Abends fand im Stadtmissionshause die Hauptfeier für den Jubilar statt. In der Versammlung befanden sich hohe Würdenträger aller Art, Offiziere, Beamte, Geistliche. Dietrich von Oertzen überreichte im Namen der beiden, immerhin etwas getrennten Freundeskreise, des kirchlichen und des politischen, eine Gesamtgabe von 40 000 Mark zu beliebiger Verwendung.

Einen überraschend freundlichen Artikel brachte die „Kreuzzeitung":

„Stoecker ist ohne Zweifel eine volkstümliche Persönlichkeit. Seine Anhängerschaft beschränkt sich nicht auf die höheren Kreise, sondern zählt auch in den Reihen der kleinen Handwerker und Beamten sowie der industriellen Arbeiter nach Tausenden. Hier hat man nicht vergessen, daß er für den Gedanken, der Lösung der sozialen Frage auf der Grundlage des gläubigen Christentums näher zu kommen, bahnbrechend gewirkt hat. . . . .

Stoecker gehört nicht mehr der konservativen Partei an. Aber diese wird ihm für das, was er geleistet, stets dankbar sein und ihn nach wie vor als Mitstreiter in dem Kampfe betrachten, den sie gegen die blaue und rote Demokratie, für das Christentum, das Vaterland und die Monarchie führt.

Das gewiß verständliche Gefühl des Bedauerns über sein Ausscheiden aus ihren Reihen wird gelindert durch das Bewußtsein, daß sie in den großen grundlegenden Fragen unseres öffentlichen Lebens sich mit ihm einig weiß.

Die Haupterfolge Stoeckers liegen auf kirchlichem Gebiete. Ihm in erster Linie ist es zu verdanken, daß in Berlin die Herrschaft des kirchlichen Liberalismus vernichtet und daß in der Reichshauptstadt, in der vor 30 Jahren die gläubigen Christen nur ein winziges Häuflein bildeten, sich in wenigen Jahren eine Reihe positiver Vereinigungen bildete, die unter seiner unermüdlichen und werktätigen Unterstützung mit Erfolg sich den inneren Wiederaufbau unserer Gemeinden zum Ziele setzten. Aber seine Tätigkeit auf kirchlichem Gebiete reicht weit über die Grenzen Berlins hinaus. In der Brandenburgischen Provinzialsynode und in der Generalsynode ist er der Hauptführer seiner kirchenpolitischen Gruppe gewesen, und was er hier geleistet hat, ist nicht nur dieser, sondern beiden positiven Richtungen zugute gekommen. Stoecker ist kein Mann des starren Fanatismus, als der er in den Kreisen seiner Gegner mit Vorliebe geschildert wird. Er ist vielmehr duldsam im Sinne echt evangelischer Weitherzigkeit. Aber für ihn hat diese Weitherzigkeit eine Grenze, und zwar die natürliche Grenze, die ihr durch die Grundlagen unseres Glaubens gegeben ist. Stoecker hat deshalb jede Weichlichkeit bekämpft, mit der eine einflußreiche Richtung auch den Zerstörern unseres Glaubens einen Platz in der Leitung unserer Kirche und eine hervorragende Stellung unter den Lehrern unserer theologischen Jugend geben will. Wenn diese Richtung, die sich eine vermittelnde nennt, in den Synoden nicht zur Herrschaft gelangt ist, so ist das in der Hauptsache dem Manne zu verdanken, der heute auf ein siebzigjähriges, arbeitsreiches Leben zurückblicken kann."

Natürlich wurde der Artikel von Stoecker als Freundlichkeit empfunden, konnte aber doch kaum über das Bedauern hinweghelfen, daß die „Kreuzzeitung" in den Jahren der „Aera Stumm" sich wenig mit den Grundsätzen in Einklang gehalten hatte, die hier nun wieder als „bahnbrechend" belobt und anerkannt wurden. Verfehlt ist auch der Versuch, Stoeckers kirchliche Tätigkeit über die politische zu erheben; beide gehören unzertrennlich zusammen.

Der Redakteur eines großen katholischen Blattes fügte seinem Glückwunsch für Stoecker hinzu: „Ihre famose Rede im Reichstage ist wahrhaft geeignet, den liberalen und sozialdemokratischen Pöbel in Harnisch zu bringen. Mit vollem Recht heben Sie hervor, daß gerade die jüdisch-liberale und sozialdemokratische Presse geeignet ist, das deutsche Volk in moralischer Hinsicht gründlich zu verderben ....."

Der Reichs- und Landtagsabgeordnete Roeren sandte „dem unerschrockenen und edlen Verteidiger der christlichen Grundsätze auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die innigsten Segenswünsche".

Ein Anhänger in Würzburg dankt für die letzte Rede und fügt hinzu: „Sie haben aus einem zweifelnden Sozialdemokraten einen Mann gemacht, der an deutsche Treue jetzt wieder glaubt."

Ein theologischer Gegner, Prof. Dr. Otto Pfleiderer, schrieb: „Sie werden zwar so viele Glückwünsche zu Ihrem 70. Geburtstage von näherstehenden Parteigenossen erhalten, daß Ihnen an einem weiteren Glückwunsch aus dem Lager der theologischen Gegner vielleicht nicht viel gelegen sein mag. Aber ich mag es mir doch nicht versagen, Sie zu versichern, daß auch ich mit aufrichtiger Teilnahme Ihres morgigen Ehrentages gedenke, da ich in Ihnen einen echten Freund unseres deutschen Volkes verehre, der mit fester Ueberzeugungstreue für die Wohlfahrt und das Recht der arbeitenden Klassen eintritt und die verhängnisvolle Kluft zwischen den Ständen durch die Betätigung eines praktischen Christentums im politischen und Wirtschaftsleben zu überwinden sucht. Hierin fühlte ich mich mit Ihnen wesentlich einig, wie sehr auch in sonstigen Fragen unsere Meinungen und Bestrebungen sich scheiden mögen."

Ein junger Nationalökonom schrieb: „Mit innigem Vergnügen las ich soeben wieder einmal im „Vorwärts", daß Sie politisch mausetot seien. Ich hoffe, daß dieser Nekrolog Ihnen ebenso gut bekommen wird, wie alle früheren! Aber wenn ich noch einen Wunsch für Ihr Alter habe, ist es der, daß nun die Schmutzwellen und Schlammströme, die man seit Jahrzehnten gegen Sie losließ, allmählich versiegen mögen. Fast scheint es, als ließen Sie heute schon nach, Gott gebe, für immer!

Die Zahl derer, die von Ihnen vieles und bleibendes gelernt haben, ist Legion, von den ärgsten Junkern bis herüber zu Naumann. Es ist mir eine stolze Freude, mich auch zu dieser Schar zu rechnen, und mit heißem Herzen sage ich Ihnen heute für alles, was ich von Ihnen gelernt habe, meinen Dank; und Gott vergelte es Ihnen tausendfach, was Sie für unser Volk so nimmermüde bis zum heutigen Tag getan! Es war nicht umsonst."

Der langjährige deutsche Botschafter in St. Petersburg, General von Werder:

„Meine Absicht, Ihnen zu Ihrem heutigen Geburtstage mündlich meinen herzlichsten Glückwunsch auszusprechen, ist mir zu meinem allergrößten Bedauern durch eine Operation am Fuß, die mich an das Zimmer fesselt, vereitelt worden. Ich muß es nun auf diesem Wege tun, mit dem Wunsche, den so viele teilen, daß Gottes Segen noch lange Jahre über Sie und Ihre so schöne, segensreiche, unermüdliche Tätigkeit walten möge.

In getreuester Verehrung

Ihr

v. Werder."

Aus München sandte Oberkonsistorialpräsident v. Schneider „dankbewegt" die innigsten Segenswünsche. Aus Potsdam sandte der Vorstand der „August-Konferenz" „dem unbezwungenen Kämpfer für Gottes Reich, dem allezeit freudigen Bekenner evangelischen Glaubens, dem heldenhaften Mann der Tat, dem treuen Eckart des deutschen Volkes, Herrn Hofprediger D. Adolf Stoecker, zum 70. Geburtstag in aufrichtiger Verehrung Dank und Segenswunsch".

Auch die Mission Berlin I stellte sich in längerem Schreiben ein: „Am heutigen Tage werden Sie bei allen unseren Missionarsfamilien in deren Fürbitte eingeschlossen, da Ihr werter Name in dem Gedenkbüchlein unserer Mission ja mitverzeichnet ist." Zum Schluß war der Zinzendorfsche Vers angefügt:

Die Zeiten der übergegangenen Proben,
Die geben die schönste Materie zum Loben.

Der Pfarrer des Mutterhauses Halberstadt, das Stoecker mitbegründet hatte, sendet Efeuranken von den Gräbern der Eltern, und fügt hinzu: „Wenn morgen unsere Schwestern mit den Hospitaliten zusammen in unserem Betsaal (Kruzifix und Altargerät haben wir aus der Werkstatt Ihrer Stadtmission bezogen) zum Gottesdienst sich versammeln, wollen wir beim chrysostomischen Kirchengebet Ihrer, hochwürdiger Herr Doktor, gedenken, mit Dank und Lobpreis Gottes, daß er Sie unserem Volk geschenkt hat, unserem Heiland den Weg zu bereiten."

Ein Diasporapfarrer in Oesterreich sendet „im Namen vieler Leser der sonntäglichen Predigten herzlichen Segenswunsch aus den Bergen Tirols". Der Oberösterreichische evangelische Verein für Innere Mission schreibt:

„Unvergeßlich und unauslöschlich sind die Eindrücke, welche in unseren Gemeinden und in unserem oberösterreichischen evangelischen Verein für Innere Mission von Ihrer Persönlichkeit, Ihren Worten und Ihrem Wirken, durch Ihre bei unserem Jahresfest gehaltene Festpredigt, Ihre gedruckten Predigten und sonstigen Schriften zurückgeblieben sind und noch immer erneuert werden.

Wir können Ihren 70. Geburtstag unmöglich an uns vorübergehen lassen, ohne unsere Freude und Anerkennung, unsern Dank und unsere Wünsche auszusprechen.

Was die einzelnen Seelen durch Ihre gesegnete und gesalbte Schriftauslegung, durch Ihre kräftigen Zeugnisse von der Gnade und Wahrheit in Christo Jesu empfangen haben, wird die Ewigkeit offenbaren, aber die mächtigen Wirkungen lassen sich schon jetzt erkennen und werden noch immer mehr erkannt und gewürdigt werden.

Wir danken Gott, daß er Sie, hochgeehrter Herr Hofprediger, 70 Jahre erhalten hat zum Heil und zum Trost vieler Herzen, zur Begründung und Erhaltung unzählbarer Gemeinden, Vereine und Anstalten. Der Herr hat an Ihnen und durch Sie an seiner teuren evangelischen Kirche, an dem deutschen Volke Großes getan.

. . . . Wir werden mit Freuden noch Ihre Predigten lesen und verbreiten helfen und fahren fort zu beten, daß der Herr Ihrem Worte immer mehr Türen auftun und sich zu Ihrer treuen Arbeit, Ihrem Glauben und Ihrer Geduld bekennen möge."

Stoecker hatte wiederholt von seinem Raintal aus in Gallneukirchen gepredigt und missioniert.

Aus Bayreuth telegraphierte „das ganze Haus Wahnfried" die wärmste Teilnahme „für das mutige, standhafte Wirken".

Aus Halle Professor Blaß: Unus homo nobis audendo restituit rem. Salve.

Generalsuperintendent Teichmüller-Dessau sendet als Neunmalneuner dem „teuren, vielverkannten" Siebziger Segenswunsch.

Desgleichen „Domina und Konventualinnen des Klosters Dobbertin".

Desgleichen aus Münster Professor Hitze „dem hochverdienten Vorkämpfer".

Ein theologischer Verein in Hamburg dichtete:

Kühn und frei in Sturm und Drang,
Immer fröhlich, nimmer bang;
Vielgeschmäht, noch mehr geliebt,
Herz und Auge ungetrübt,
Stand'st und stehst du, Hirt und Streiter,
Nie zurück, Gott helfe weiter!

Der Ostpreußische Pfarrerverein wünscht dem Bauern am Fuß der Zugspitze, daß er noch lange die geistliche Zugspitze des evangelischen Deutschlands bleiben möchte.

Langjährige Freunde aus Kärnthen, denen Stoecker mehrfach mit dem Evangelium gedient hatte, gezeichnet Gräfin Latour, senden dem „Vorkämpfer für Gott und Recht" den Ausdruck der Verehrung.

Herzlichste Segenswünsche sendet die ebenfalls von Stoecker gelegentlich bediente Christusgemeinde Paris. „Gott lohne Ihnen alle Arbeit zur Ehre seines Reiches mit Gnade, Kraft und Frieden zu aller Zeit".

Aus England, aus Wien, aus Capri kamen Depeschen. Sogar 17 deutsche Pastoren in Texas hatten sich zu einem Kollektivtelegramm vereinigt.

Beiläufig angefügt mag hier sein, daß unter den mancherlei Beziehungen zum Ausland, die Stoecker unterhielt, auch der englische Schriftsteller Sidney Whitman gehört. Anfang 1906 besuchte er Stoecker in Berlin, und dieser übergab ihm ein Buch, allem Anschein nach die gesammelten Aufsätze „Christlich-sozial". Am 21. Mai schrieb Sidney Whitman folgendes an Stoecker aus London:

„Ich habe die Schrift mit großem Interesse gelesen, welche Sie so gütig waren, mir bei meinem neulichen Besuch zu verehren. Die Art und Weise, wie Sie seinerzeit der Sozialdemokraten-Versammlung entgegengetreten sind, hat geradezu erhebend auf mich gewirkt. Sie stammen aber auch aus einer Zeit, in welcher selbst in Hofchargen Persönlichkeiten nicht allein zu finden waren, sondern auch hochgeschätzt wurden."

Sidney Whitman teilt dann Stoecker mit, daß er die Absicht habe, ein Buch mit Erinnerungen an Berlin zu veröffentlichen, und legt den Plan dar, den er mit allerlei pikanten Einzelheiten verbrämt. Zum Schluß schreibt er:

„Ich glaube, als alter Freund Deutschlands und des Fürsten Bismarck diese Aufgabe unternehmen zu dürfen. Es muß meinem Vaterlande England klar

gemacht werden, daß die nervöse Unruhe, die momentan in Deutschland von oben ausgeht, von dem deutschen Volke nicht gebilligt wird. Wollen Sie mir da ein bißchen mithelfen? Verehrungsvoll Ihr ergebenster

Sidney Whitman."

Eine Mithilfe dieser Art wird schwerlich stattgefunden haben.

Stoecker feierte, wie gesagt, den 70. Geburtstag noch in großer Rüstigkeit. Gedächtnis und Kraft der Rede waren im wesentlichen noch ungebrochen. Immerhin hatten schon vorher sich hier und da erkennbare Spuren beginnenden Alters gezeigt, Spuren, die langsam stärker und deutlicher wurden. Hatte Stoecker in den Jahren der Kraft von seiner Gesundheit überhaupt nicht gesprochen, sondern sich jede wie immer geartete Strapaze zumuten können — etwa 1903 beginnen in den Briefen einzelne Andeutungen darüber, daß er diese oder jene Rücksicht auf sein Befinden zu nehmen gezwungen sei.

Ueber die in den Mannesjahren erstaunliche Leistungsfähigkeit seines stahlharten Körpers kursieren manche Anekdoten. Zuverlässig ist, daß er ungezählte Male hin und her im deutschen Lande abendliche Vorträge, bisweilen mit erregenden Diskussionen, in entfernten Städten hielt, dann mit einem Nachtzug nach Berlin zurückfuhr und hier von früh an sein Tagewerk erledigte, als ob er bequem im Bett geschlafen hätte. Möglich war das nur dadurch, daß er die Fähigkeit hatte, im Eisenbahnabteil so fest und so tief zu schlafen, wie auf der besten Sprungfedermatratze. Ja, durch das häufige Uebernachten im Zuge gewöhnte er sich so an diese Schlafgelegenheit, daß er einmal in der letzten Krankheit um Kissen bat, die in ihrer Beschaffenheit den Eisenbahnkissen ähnlich seien.

Ein Beispiel seiner großen Leistungsfähigkeit gibt ein Jugendfreund in folgendem Bericht: „Es war am 9. Mai 1894, als Stoecker, damals in der Vollkraft seines Wirkens, in Altona erwartet wurde. Sein erster Besuch galt der Frau Gräfin Waldersee, die ihn in einem dazu zusammengeladenen Damenkreise empfing und seine Anwesenheit benutzte, ihn um einen sofortigen Vortrag über die brennendsten Fragen der Inneren Mission zu bitten. Ohne darauf sich vorbereitet zu haben, mußte er sich dazu verstehen. Gegen 3 Uhr nachmittags erschien er alsdann zu Tisch bei einem alten Freunde, der ihm etwa ein Dutzend passende Gäste geladen hatte. Nach

Tisch vom schönsten Wetter begünstigte Dampferfahrt nach Blankenese, wo auf dem Sagebielschen Altan über der Elbe der Kaffee gereicht wurde. Spaziergang an dem herrlichen rechten Elbufer durch die reizvollen Parks nach Nienstedten. Alsdann gemeinsame Eisenbahnfahrt nach Hamburg, wo Stoecker einen öffentlichen Vortrag vor größtem Publikum zu halten hatte. Erst auf der etwa halbstündigen Rückfahrt erbat er sich, bis dahin fortwährend Mittelpunkt der Unterhaltung, Dispensation, um den Vortrag zu überdenken. In Hamburg anderthalbstündiger Vortrag — wie immer voll Beredsamkeit, Feuer und Zündkraft. Darauf geselliges Beisammensein in größerem Kreise bis zur Nachtfahrt nach Berlin."

So war es hier. So war es überall, bis die Tage begannen, die uns nicht gefallen.

Aus den Jahren 1903 und 1904 liegen Geburtstagsbriefe vor an die abwesende Gattin. 1903 schrieb Stoecker:

„36 Jahre im Verein — das ist es, was wir übermorgen, Du dort, ich hier feiern. Und wir wollen recht dankbar, freudig und im Aufblick nach oben feiern. Nicht bloß nach den Bergen, die Dich am Sonntag umgeben, sondern nach den Bergen Gottes, die Dein und mein Leben immer umringt haben. Es ist doch eine große, unverdiente Güte und Gnade, die uns in den sechsunddreißig Jahren geleitet, die uns einander finden ließ, und unter Sonnenschein und Regen, durch Kampfes- und Friedenszeiten hindurchführt und uns nun seit 13 Jahren im Raintal eine wundervolle Sommerheimat bescherte. Ich mußte heute morgen, als ich die Stadtmissionskonferenz eröffnete, recht daran denken, wieviel Gott an uns, auch an mir getan hat, und wie wenig Ganzes und Vollkommenes ich für ihn habe tun können. 1. Joh. 3, 1—6, war mein Abschnitt. Wie merkwürdig! Vers 1: Wir heißen Gotteskinder, aber sind es noch nicht; nur Gottes Gnade nennt uns so. Vers 2: Wir sind es, aber noch nicht völlig; es ist noch nicht erschienen. In jedem ist ein Bild des, das er werden soll; solange er dies nicht ist, ist nicht sein Friede voll. Vers 3: Dies vollendete Bild ist er, der Reine. Wir, wenn wir Hoffnung zu ihm haben, müssen uns reinigen nach seinem Bilde. Nicht wahr, Du verstehst, daß das schöne Geburtstagsgedanken sind, wie man

sie nicht besser für den 61. Geburtstag ersinnen könnte. 60 Jahr fängt's Alter an; das bist Du. 70 Jahre ein Greis: das bin nun ich sehr bald. Welcher Ernst liegt darin. Aber die Hoffnung zu ihm läßt nicht zuschanden werden. Darum Gott mit Dir, mein geliebtes Weib! Allein für mich bin ich immer bei Dir."

Und 1904:

„Deinen Geburtstagsbrief muß ich diesmal früh schreiben; vor dem Gottesdienst, weil ich gleich nach der Predigt in die Altmark gehe. Ich predige heute über Jesaia 40, die letzten drei Verse. Das Thema: Der Glaube die Quelle unserer Kraft; 1. der Weg zur Quelle, 2. das Geheimnis der Kraft. Ich will eine Parallele ziehen zwischen dem Kriegen neuer Kraft in der Sommerfrische im Hochgebirge oder am Meere oder in Bädern — und dem Kriegen neuer Kräfte durch Gott und aus Gott. Du kannst nicht denken, wie ich mich dabei unserer eigenen Sommerfrische erinnere und unser gemeinsames Leben, nicht bloß im Sommer, sondern zu allen Zeiten — nun schon 37 Jahre vom Tage der Verlobung an — in diesem Lichte prüfe. Es muß ja alles noch viel reifer und reiner werden, wenn wir beim Abscheiden von hier vor dem Thron droben unsträflich erscheinen sollen. Aber wir wissen ja, daß wir es nicht sind, die durch ihre Kraft unsträflich werden, sondern daß er es ist, der unsere Strafe auf sich legen läßt, damit wir Frieden haben. Und daß Du mir in diesem Glauben treulich zur Seite gestanden hast als eine recht evangelische Frau und Pfarrfrau, das ist mir ein unerschöpflicher Grund, Gott zu danken, daß er Dich mir gab. Nun wollen wir den Feierabend unseres Lebens — denn weiter haben wir nichts mehr zu erwarten —, noch williger in den Dienst des Heilandes stellen, daß es auch für uns um den Abend licht und immer lichter werde. Wir haben dem Vater im Himmel für so vieles zu danken an Leib und Seele; er hat uns wunderbar behütet und, wenn es nach dem Willen der Feinde zu Ende gehen sollte, immer wieder neue Kraft geschenkt, daß wir wie die Adler mit Flügeln auffahren konnten, sei es auch mit einigen ausgerissenen Schwungfedern. Und das Beste war und ist, daß er uns in dieser zweifelvollen Zeit im Glauben erhielt ohne Anfechtung.

So sei denn ihm, ihm allein alle Ehre für den 20. und den 22. September, diese Tage unvergänglichen Segens für mich. Und er geleite Dich frisch und fröhlich in Dein altes Heim zurück, das sich freut, Dich wiederzusehen.

Es ist heute eine gewaltige Gebetsepistel; der Herr soll sie uns ins Herz schreiben, auf Nievergessen und Immerhalten."

Die Notwendigkeit des Feierabends machte sich in der Tat immer stärker fühlbar. Und die Tage des Alters gefielen auch Stoecker nicht. Ein Arzt wurde konsultiert. Stoecker erklärte ihm, er sei bereit, alle wünschenswerten Verhaltungsmaßregeln zu befolgen. „Nur ein Spittelweib will ich nicht werden." Aber er hat auch das noch lernen und sich in den Gedanken finden müssen, der ihm anfangs unerträglich schien: da zu sein auf der Erde, und doch nicht mehr zu wirken und zu arbeiten für Gottes Reich.

Die Diagnose des Arztes lautete übrigens noch nicht ungünstig. Er habe noch starke Reserven in seinem von Natur so gesunden Körper. Eine hygienisch richtige Lebensführung sei aber durchaus vonnöten. Mit der Befolgung der ärztlichen Vorschriften hat es dann freilich manchesmal gehapert. Das behutsame Haushalten mit den Körperkräften wollte erst gelernt sein von dem, der 70 Jahre lang seinem Körper alles hatte zumuten können.

Im Sommer 1906 hatte Stoecker noch eine freundliche und glückliche Zeit auf dem Raintaler Hof. Pastor D. Fr. v. Bodelschwingh berichtet darüber: „Es war im Hochsommer des Jahres 1906. Der Abend nach heißem Tag war bereits kühl geworden und die Sonne schien nicht mehr über die Tiroler Berge in das tiefe Tal der Partnach hinein. Da begegneten sich zwei alte Freunde, die im Leben nicht eben sehr viel Muße gehabt, ihre innersten Geheimnisse voreinander auszutauschen. Jetzt an ihrem Spätabend wollten sie miteinander einige stille Feierabendwochen zubringen und das Versäumte nachholen.

Bruder Stoecker kam, damals schon seit einiger Zeit recht leidend, mit seiner Frau in das tiefe Tal hinuntergestiegen, um mich persönlich in sein Tuskulum abzuholen. Ich hatte das Bedürfnis, nachdem unsere Wege nicht immer ganz miteinander gestimmt hatten, einmal in voller Ruhe mich mit ihm auszusprechen,

damit für die Todesstunde, die uns damals schon beiden gleich nahe schien, nichts Trennendes mehr zwischen uns bleiben möchte. Mein Pilgerweg war sonniger gewesen als der seine, und ich hatte ihm seit Jahren gewünscht, aus der Hochflut des Kampfes mit allerlei Feinden ringsum, wie mir beschieden war, von politischen Feinden frei nur den Kampf mit dem Sündenelend der Menschheit aufnehmen zu dürfen; darüber waren auch unsere Ansichten wohl ein wenig auseinandergegangen.

Und nun war es Abend geworden in seinem und meinem Leben, und Gott schenkte uns wirklich, wonach wir uns sehnten: einige stille Wochen zu gegenseitiger Verständigung im Lichte des göttlichen Wortes. —

Es war eine auserwählte Gesellschaft und Gemeinschaft, die sich im Raintaler Hof, der freundlichen Feierabendstätte Bruder Stoeckers, zusammenfand. Da war vor allen Dingen der Baseler „Volksbote" Theodor Sarasin mit seinen Lieben, da war Pastor Weber, mein alter, geliebter Mitarbeiter auf dem Felde der Volkswohlfahrt mit den Seinen, da war Professor Seeberg aus Berlin, ferner Konsistorialrat Werner, mein treuer Gehilfe aus Dessau im Dienste meiner Brüder von der Landstraße; auch ein Kreis edler Frauen, die ihr Angesicht fest auf Jerusalem gerichtet hatten. — Da war endlich der Mann der modernen Lokomotiven, Freund Schmidt aus Cassel, der ja ganz besonders auch für geistliche Lokomotiven Herz und Verstand hatte.

Große Wege konnten wir beiden Alten nicht mehr zurücklegen, aber die besonderen Lieblingsbänke mit den schönsten Aussichten wurden doch noch aufgesucht und überall gab es Ruheplätzchen seltenster Art in Wald und Wiese für müde Leute. Da gab es vor allen Dingen zu den köstlichen Morgen- und Abendstunden die beste Gabe, die gemeinsame Betrachtung des Wortes Gottes, von Bruder Stoecker geleitet. Ich darf wohl sagen: es gehören diese Stunden zu den schönsten meines Lebens, besonders wenn ich mit den Meinen Bruder Stoecker in seinem bescheidenen Bauernhäuschen aufsuchen konnte und dort auf dem Balkon des Hauses ein paar Stunden bei ihm zubringen durfte. Ich konnte ihm alles sagen, was mir auf dem Herzen lag, und er mir auch. Hier habe ich ihm heimlich nach seinen bis in die

tiefsten Tiefen des göttlichen Wortes hinabsteigenden Andachten alles abgebeten, was ich im Leben an ihm auszusetzen fand, und habe ihm recht danken lernen für die Zurüstung, die er mir für meinen eigenen letzten Feierabend bereitet. Dann hat er mir noch die Liebe erwiesen, und auf seiner Heimreise von Tirol im vorigen Herbst mich hier in meinem Pfarrhause zu Bethel aufgesucht und sich wie ein Kind gefreut, daß er hier ein paar Tage in Gemeinschaft mit Ravensberger christlichen Freunden ausruhen durfte, damals schon in besonders großer Schwachheit; aber ebenso in großer friedevoller Stille und Freundlichkeit: Loben und Danken hatten nun das Uebergewicht gewonnen über alle Kämpfe des Lebens, und auch die Demütigungen, deren er ja so zahlreiche erfahren in seinen letzten Pilgerjahren, waren ihm zur Freude geworden, so daß man getrost auf seinen Grabstein schreiben könnte: „Ich danke dir, Herr, daß du mich gedemütigt hast, daß ich deine Rechte lerne." — Und wir wurden beide eins in dem Verse des alten Christian Gregor:

Du reichst uns deine durchgrabene Hand,
Die soviel Treue an uns gewandt,
Daß wir beim Drandenken beschämt dastehen
Und unser Auge muß übergehen
Vor Lob und Dank."

Soweit das Zeugnis Bodelschwinghs, das, wenn irgendeines, geeignet ist, viel mißgünstiges Urteil über Stoecker zu entkräften.

Nach Berlin heimgekehrt, nahm Stoecker die Arbeit in engeren Grenzen als früher, aber doch, soweit die Kräfte reichten, wieder auf. Aber sie reichten nun nicht mehr weit. Am 25. November 1906, am Totenfest, erfolgte ein voller Zusammenbruch.

Ueber die an diesem Tage gehaltene letzte Predigt berichtet Pastor Le Seur: „Es war am Sonnabend vor dem Totenfest 1906 zwischen 9 und 10 Uhr abends, da wurde mir ein kurzer Brief von Frau Stoecker gebracht mit der Anfrage, ob ich mich für alle Fälle bereit halten könnte, am nächsten Morgen zu predigen, da ihres Mannes Befinden zu größter Besorgnis Anlaß gebe. Natürlich erklärte ich mich bereit, tief

bewegt, da des Hofpredigers Aussehen in den letzten Wochen uns schon viel Kummer bereitet hatte. Am nächsten Morgen um 8 Uhr wurde mir der Bescheid gebracht, er wolle predigen, aber man hoffe, daß der Arzt ihn noch hindern würde. Ich erfuhr jetzt Näheres über sein Befinden. Er hatte am Sonnabend abend nicht nur erschreckend elend ausgesehen und sich sehr matt gefühlt, sondern es hatten ihm zeitweise die Worte gefehlt! Um 10 Uhr saß ich in der Sakristei, da trat D. Stoecker ein, totenblaß, tief eingefallen, wirklich einem Sterbenden gleichend. Aber lächelnd sagte er: „Ich höre, meine Frau hat Sie beunruhigt, lieber Bruder. Selbstverständlich predige ich." Ich bat ihn noch einmal, davon abzustehen, zumal ich jetzt erfuhr, daß der Arzt den Versuch zu predigen geradezu als einen Selbstmord bezeichnet hatte. Ich las die Eingangsliturgie, kehrte wieder zurück in die Sakristei, D. Stoecker saß auf einem Lehnstuhl mit dem Predigtmanuskript in der Hand, rieb sich die Stirne, trank einen Schluck Wein, ein Glas Wasser; schließlich ging er an den kleinen Altar in der Sakristei wie gewöhnlich und kniete dort im Gebet nieder. Dann stieg er auf die Kanzel und hielt seine letzte Predigt über Joh. 17, 24. Anfänglich matt, dann in großer Kraft, voller Sterbensfreudigkeit, ganz zum Ende und besonders bei den Abkündigungen unklar. Währenddessen saß Frau Stoecker in der Sakristei, einige andere, die mit mir eingeweiht waren, unter der Kanzel in heißer Fürbitte, aber auch in schwerster Sorge um sein Leben. Ich hielt die Schlußliturgie, fügte dem Kirchengebet eine Fürbitte für den Vater der Stadtmission ein. Als ich wieder in die Sakristei kam, saß er dort ganz erschöpft, sagte aber lächelnd zu mir: „Nun sehen Sie, lieber Bruder, es ging doch! Nicht wahr, Ostern — Ostern predigen Sie?" „Du meinst nächsten Sonntag, lieber Mann," sagte Frau Stoecker. „Gewiß, nächsten Sonntag"....

Seitdem war seine Kraft gebrochen. Versuche, im kleinen Kreise zu sprechen, bestätigten diese Gewißheit nur in erschreckender Weise. Aber er hoffte immer aufs neue, die alte Kraft wiederzubekommen. Gelegentlich sagte er mir: „Nun, lieber Bruder, ich hoffe, ich kann Ihnen bald wieder in der Predigt helfen. Ich muß mich nur noch erst wieder ein wenig rednerisch üben...."

Von dem Anfall 1906 hat Stoecker sich nicht wieder erholt. Es trat jener Zustand ein, wie man ihn an Kranken kennt, die vom Schlage getroffen wurden. Das Charakteristische war ein starker Wechsel des Befindens: bisweilen günstige Tage und Stunden, in denen man glauben konnte, es sei Genesung da, oder doch noch zu erhoffen; dann aber wieder Perioden der Depression und Mattigkeit, in denen er unklar war und die Worte nicht finden konnte. Nun begann er sein Haus zu bestellen.

Am 14. November 1906 schrieb er an den Hofprediger Ohly:

„Ich war heute bei Ihnen, um Sie zu fragen, ob Sie die Stadtmission übernehmen wollen. Mein Herzleiden ist so im Zunehmen, daß ich jede Arbeit, besonders jede verantwortungsvolle, aufgeben muß. Ich habe mich so sehr gefreut, daß Sie völlig erholt von Ihrer Reise zurückgekommen sind. So kann ich Sie denn brüderlich fragen, ob Sie an das große Werk gehen wollen. Ich würde Ihnen alles übergeben und nur die Predigten in der Stadtmissionskirche und — zunächst — die Abfassung der Predigten für die Verteilung beibehalten.

Finde ich Sie morgen Donnerstag nachmittag zu Hause? Ich habe einen Antrag im Reichstag betr. Behütung der Krammetsvögel vor der Schlinge, durchzubringen. Dann kann ich zu Ihnen kommen." . . . .

Merkwürdigerweise hatte Stoecker sich der sentimentalen Bewegung gegen den Dohnenstieg angeschlossen, die darauf hinauslief, die schmackhaften Vögel den Deutschen zu verbieten, um sie den Italienern und anderen Nationen ausschließlich zuzusprechen.

Die brieflich beredete Besprechung fand statt, und Hofprediger Ohly wurde erst teilweise, dann ganz der Nachfolger Stoeckers in der Leitung der Stadtmission.

Im Frühjahr 1907 ging es verhältnismäßig gut. So konnte er es wagen, von Baden-Baden, wo er sich aufhielt, zweimal zur Tagung der Kirchlich-sozialen Konferenz nach Karlsruhe herüberzukommen, die dort am 4. April gehalten wurde. Das Wort hat er nicht mehr genommen in den Debatten. Wohl aber war er bereit, das Schlußgebet der ganzen Konferenz zu sprechen, und dies Gebet wird allen unvergeßlich sein, die es gehört haben.

Das letzte Wort in der voraufgegangenen Debatte war einem christlichen Arbeiter zugefallen, der Stoecker aus dem Herzen gesprochen hatte. In ungebildeter Sprache, aber mit

stürmischer Naturberedsamkeit vertrat dieser Mann die Interessen seines Standes; aber alles vom festen christlichen und monarchischen Standpunkt aus und im bewußten starken Gegensatz zur Sozialdemokratie.

In diesen letzten Worten, die er im öffentlichen Leben hörte, durfte Stoecker gewissermaßen die Erfüllung aller Wünsche und Kämpfe seines Lebens vernehmen: die Sozialdemokratie im Arbeiterstande nicht äußerlich zurückgedrängt durch Gewaltmaßregeln, auch nicht überlistet durch die Kunststücke politischer Berechnung und Schlauheit, durch Wahltaktik und Kartellbildung, sondern innerlich überwunden durch lebendiges Christentum. Sein Herz floß über von Dank. „Wir danken dir, Herr", — betonte er — „daß du unsere Kirche an diese Arbeit, die wir die soziale nennen, gestellt hast. Es hat lange gewährt, bis wir Erfolge sehen durften — aber nun ist es da!"

„Nun ist es da" — dieser letzte Dank aus bewegtem Herzen läßt klar erkennen, daß Gott der Herr seinem treuen Knecht dem greisen Kämpfer für seine Ehre, hier noch in der letzten Stunde seines öffentlichen Wirkens einen Mosesblick gegönnt hatte in das Land der Verheißung. Er durfte und sollte scheiden mit dem Bewußtsein, daß er nicht vergeblich gearbeitet hatte. „Wir wissen wohl" — fügte er hinzu — „daß noch viel zu tun ist. Aber eins haben wir Christen vor den anderen voraus: wir haben Liebe, Bruderliebe, Liebe aus reinem Herzen. Schenke sie uns, Herr, stärke uns darin" ....

Mit diesen Worten ist Stoecker aus dem öffentlichen Leben des deutschen Volkes endgültig geschieden.

In den Jahren 1907 und 1908 hat er, wenn irgend sein Befinden es erlaubte, den Reichstag noch besucht, bisweilen freilich nur auf kurze Zeit, um das Präsenzgeld zu bekommen, das er regelmäßig einer Arbeit, die ihm besonders am Herzen lag, zuführte. Geredet hat er nicht mehr.

Für den Winter 1908/09 rieten die Aerzte zu einem Aufenthalt im Süden. Schwer entschloß sich Stoecker dazu. Denn nur sehr allmählich ließ er die Hoffnung fahren, daß seine Gesundheit noch einmal wiederhergestellt werden möchte. Ja, es gab Zeiten, wo er den Augenblick für gekommen hielt, wieder

Arbeit zu beginnen, und wo dann die Gattin und die Freunde es recht schwer hatten, ihn von der Unausführbarkeit seiner Absichten zu überzeugen. Auch an den biographischen Aufzeichnungen versuchte er in dieser Periode weiterzuarbeiten. Aber es ging langsam. Und was er schrieb, war oft verwirrt und ohne Zusammenhang.

Endlich erkannte er dann auch, daß es Zeit sei, das Reichstagsmandat niederzulegen. Der treue Mitarbeiter im Kirchlich-Sozialen, Lic. Mumm, sollte sein Erbe sein. Aber der Wahlgang entschied gegen die Christlich-Sozialen. Es war der letzte tiefe Schmerz seines Lebens, daß das ein Viertel Jahrhundert von ihm behauptete Mandat an die Todfeinde seiner Bestrebungen, an die Nationalliberalen, überging, und daß es von diesen errungen war mit allen jenen verwerflichen Mitteln der Wahltechnik, welche die Gewissenlosigkeit anwendet: mit Gold, mit Lüge, und besonders mit der Einschüchterung der Abhängigen.

Aber sein erster Gedanke nach Empfang der Nachricht blieb der Wunsch, die Parteigenossen aufzurichten. Er telegraphierte nach Siegen: „Geschlagen, aber nicht besiegt!"

Eine große unerwartete Freude wurde ihm noch am 25. November 1908 zuteil. Die Positiv-kirchliche Vereinigung von Berlin sandte ihm folgendes Schreiben:

„Ihr Entschluß, auf die Ausübung parlamentarischer Tätigkeit für die Folge zu verzichten, läßt uns erkennen, daß Ihr Gesundheitszustand Ihnen eine Betätigung im öffentlichen Leben nicht mehr gestattet. Wenn Sie sich auch zunächst nur vom politischen Leben zurückgezogen haben, so müssen wir doch damit rechnen, daß wir künftig auch bei der Arbeit für den Aufbau der evangelischen Kirche in Berlin des zielbewußten Führers und unerschrockenen Vorkämpfers werden entbehren müssen.

Diese Erkenntnis legt sich uns schwer aufs Herz, und wir fühlen und empfinden den Schmerz des Verlustes. Doch Sie haben uns durch Wort und Beispiel gelehrt, auch schwere Zeiten als Schickungen aus Gottes Hand zu tragen. Wir sehen auf Sie und bitten Gott, daß er auch diese trüben Tage Ihnen und uns zum Segen wenden möge.

Mehr denn je drängt es uns aber jetzt, wo Sie nach Gottes Willen vom offenen Kampfplatz der Welt zurücktreten, Ihnen Dank zu sagen für alle Arbeit, die Sie geleistet, für alle Erfolge, die Sie errungen, auch für alle Schmach, die Sie ertragen haben.

Das Gefühl, daß viele Tausende dankbare Herzen Ihrer gedenken, für Sie beten, daß viele Tausende von Ihnen angeregte Männer und Frauen fest entschlossen sind, die Arbeit für das Reich Gottes unentwegt fortzusetzen, die Sie einst neu begonnen haben, möge Sie in die Tage des Alters, in die Tage der Ruhe nach rastloser Arbeit begleiten.

Indem wir Sie und uns der Gnade unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und der Liebe Gottes und der trostreichen Gemeinschaft des Heiligen Geistes befehlen, begrüßen wir Sie als die Ihnen dankbar ergebenen Mitglieder des Vorstandes der Positiv-kirchlichen Vereinigung in Berlin. von Loebell, Königlicher Polizeirat, Vorsitzender. Dietrich, Pastor, Schriftführer. Pretzel, Fabrikbesitzer, Schatzmeister" (und 23 andere Namen).

Ueber die letzte Station in Stoeckers Leben hat Pfarrer Jaesrich von Bozen einen Bericht geschrieben, dem hier folgendes entnommen sei:

„Es war uns hier in Bozen-Gries eine wehmütige Freude, des streitbaren und gesegneten Gotteshelden stillen und friedlichen Lebensausgang miterleben und ihm an der Stätte seines Heimganges die letzten kirchlichen Ehren erweisen zu dürfen, und wir folgen nicht bloß einer Pflicht der Pietät, sondern auch dem Wunsche der lieben Hinterbliebenen, wenn wir davon auch einem weiteren Kreise etwas mitteilen.

Welch eine Ueberraschung war es für uns, als wir im November v. Js. erfuhren, daß Herr Hofprediger Stoecker mit seiner leidenden Gattin für einige Zeit nach Bozen-Gries kommen werde, um hier eine Uebergangsstation für die weitere Reise nach Rapallo zu haben. Und wie herzlich begrüßten wir es, als sie in unmittelbarer Nachbarschaft von Kirche und Pfarrhaus in einer evangelischen Pension, der Villa Monséjour, Unterkunft gefunden. „Sie glauben gar nicht, wie heimisch mir die Nähe Ihres lieben Kirchleins ist," so rief mir Stoecker zu, als ich ihn zuerst aufsuchte, „und hier bei der lieben Frau Dr. N. (der Pensionsinhaberin) fühlen wir uns so wohl, daß ich die Pension gleich umgetauft habe in Bonséjour." Der erste Eindruck, den ich von dem verehrten Mann hatte, den ich einst in Berlin auf der Höhe seiner Wirksamkeit gesehen und dem ich später in der gemeinsamen Arbeit der Inneren Mission des öfteren in vollster Kraft und Frische begegnet, war ja ein etwas wehmütiger. Man merkte, daß nicht bloß der starke Körper, sondern auch der rege und gewaltige Geist unter einem gewissen Druck stand. Und doch verlor sich dieser Eindruck bei längerem Beisammensein, und der helle, sonnige Blick seines leuchtenden Auges und der schalkhafte Humor, der seinen Mund

umspielte, ließen einen zeitweise wieder ganz vergessen, daß man einen Leidenden vor sich hatte. „Es geht mir ausgezeichnet," versicherte er uns mehr wie einmal, „und ich hoffe sogar, daß mir der liebe Gott nochmal die alte Rüstigkeit wiederschenken wird." — Nicht an sich dachte er, und nicht für sich sorgte er, nein, alle seine zarte Liebe und Sorge galt seiner Gattin, seiner „trautesten Frau", die ihm das Kleinod seines Herzens war.

Wie dankbar waren wir alle mit den lieben Stoeckers, daß ihnen der Aufenthalt hier zunächst so gut bekam. Zwar war die Dezemberwitterung diesmal leider nicht so milde, wie wir es sonst gewohnt sind, doch konnte der liebe Hofprediger alle Tage in Begleitung seiner Nichte und Pflegetochter Frl. Kähler, die mit zur Pflege hergekommen, weite Spaziergänge machen, auf denen er sich innig an den Naturschönheiten unseres Kurortes freute und mit regem Interesse auch den historischen Erinnerungen unseres alten Bozen-Gries nachging.

Und vom ersten Sonntag an ließ er es sich nicht nehmen, regelmäßig unsere Gottesdienste zu besuchen, wie denn mit sein letzter Ausgang, vierzehn Tage vor seinem Ende, unserem Kirchlein galt. An allem, was unsere Gemeinde betraf, nahm er herzlichen Anteil und ließ sich gern von mir erzählen, was wir alles für Schwierigkeiten zu überwinden hatten, bis wir unsern Kirchbau glücklich durchgeführt.

Eine besondere Freude war es ihm auch, in unserer Gemeinde einem früheren hervorragenden Mitarbeiter auf parlamentarischem Gebiete, dem langjährigen Führer der konservativen Partei, Freiherrn v. Minnigerode-Rossitten, wiederzubegegnen, mit dem ihn aufrichtige persönliche Wertschätzung verband. Und wie lebhaft tauschten die beiden Herren bei ihren gegenseitigen Besuchen oder auch bei einem gemütlichen Teestündchen in unserem Pfarrhaus ihre alten Erinnerungen aus und besprachen die tiefbewegenden Ereignisse des letzten Novembers. Wenn auch hier und da Stoeckers Gedächtnis bei einzelnen Namen und Daten versagte, so mußte man doch immer wieder die geistige Spannkraft und Regsamkeit bewundern, die er sich noch erhalten hatte, und dazu den unverwüstlichen Optimismus, der ihn bis zuletzt begleitete.

Auch allerlei kirchliche Fragen besprachen wir selbstverständlich im engeren Kreise, und da äußerte er denn freilich mehrfach seine ernsten Sorgen und Bedenken über die Entwicklung der modernen Theologie, sowie über die einseitige Richtung, in welcher sich in gewissen Kreisen die Gemeinschaftsbewegung entwickelt hat. „Sie sollen uns das Erbe der Reformation, sie sollen uns das Lebenswerk Luthers nicht herabsetzen und verachten! Das ist für uns unendlich viel wichtiger und wertvoller, als all das ausländische Wesen!" so schloß er mit Betonung seine Ausführungen darüber.

Mit lebhaftestem Interesse las er noch allerlei wissenschaftliche Werke und erzählte gern davon. So sprach er mit großer Anerkennung über die Schrift eines katholischen Gelehrten, in der er in der Hauptsache seine Auffassung der gottmenschlichen Persönlichkeit Christi wiederfand. Aber ganz besonders dankbar vertiefte er sich in die Würzburger Luther-Vorträge (München, J. F. Lehmann) und in Hausraths Luther-Biographie, die ich ihm zur Verfügung stellen durfte. Bis wenige Tage vor seinem Heimgang mußten ihm die Seinen daraus vorlesen, und immer wieder gab er seiner Bewunderung für Luthers Größe Ausdruck. „Der eine Mann gegen die ganze Welt, es ist entzückend," so rief er seiner Gattin zu und grüßte so im Geist den großen Propheten Deutschlands, in dessen mannhafter Art und aufopfernder Hingebung an Volk und Kirche er auch seinen Lebenskampf geführt.

Mit erfreulicher Rüstigkeit durfte er noch am 11. Dezember seinen 73. Geburtstag unter uns verleben, und wie herzlich dankte er dafür, als wir ihm in der Frühe das „Harre, meine Seele" sangen. „Ganz wie meine Berliner Stadtmission. Das ist sehr freundlich von Ihnen!" Und als ich mittags mit einer Abordnung unseres Gemeindevorstandes ihm die Segenswünsche unserer Gemeinde überbrachte, sprach er mit warmen Worten von dem Interesse, das er von jeher an der evangelischen Kirche Oesterreichs genommen, und von den freundschaftlichen Beziehungen, die ihn mit hervorragenden Vertretern derselben verbinden. Nachmittags beim Tee erzählte er ganz gerührt von all den freundlichen Grüßen, die von fern und nah zu

seinem Geburtstage eingetroffen. „Ich sehe, man hat mich doch nicht vergessen." — Besonders erheiterte es ihn, daß auch das „Berliner Tageblatt" sich telegraphisch nach seinem Befinden erkundigt hatte. „So freundlich sind sie nicht immer mit mir gewesen," bemerkte er schalkhaft dazu.

Auch Weihnachten konnte er sich noch von Herzen mit den Seinen freuen, und er war besonders glücklich über den Besuch des Herrn Lic. theol. Mumm, der ihm ein so wackerer Mitarbeiter und Vertreter geworden und der durch die Verlobung mit ihrem Pflegetöchterlein Stoeckers ja noch nähergetreten war. Es war ein bewegender Anblick, die beiden Arm in Arm miteinander wandeln zu sehen, den ehrwürdigen, greisen Kämpen gestützt auf den Arm des jugendstarken Gesinnungsgenossen und Freundes. Und uns allen war es eine herzliche Freude, am zweiten Christtage mit Stoeckers zusammen der begeisterten Predigt des genannten lauschen zu dürfen.

So kam der Jahreswechsel herbei, der letzte, den unser lieber Stoecker hienieden erleben sollte! Er nahm mit voller Wärme an den politischen und sonstigen Zeitereignissen teil, und wie er das Kurhaus gern besuchte, um den trefflichen musikalischen Darbietungen unserer Kurkapelle zu folgen, so suchte er auch den Lesesaal auf, um die Zeitungen zu studieren.

Und nun brachten diese die erschütternden Nachrichten von dem furchtbaren Massenunglück in Süd-Italien. Das bewegte seine Seele bis aufs tiefste. Ganz gebrochen kam er, wie die Seinen erzählten, nach Hause und konnte sich gar nicht beruhigen über dem, was geschehen. Tag und Nacht beschäftigte ihn die Katastrophe, und von dieser Gemütsbewegung hat er sich auch gar nicht wieder recht erholt. Als ich am Sonntag nach Neujahr im Anschlusse an das schreckliche Ereignis eine Predigt über Jesaias 45, 5 hielt, suchte er mich alsbald auf, um mir die Hand zu drücken und erbat sich das Konzept, um es in Druck zu geben. „Es ist so wichtig, daß solche Ereignisse richtig verstanden werden. Die Gemüter werden sonst verwirrt," fügte er mit Tränen in den Augen hinzu. — Den Sonntag darauf, 1. p. Epiph., feierten wir im engsten Familienkreise das heilige Abendmahl — eine schlichte, ernste und tiefbewegliche Feier.

Stoeckers wollten in den nächsten Tagen darauf weiter südwärts reisen. Doch verschlimmerte sich der Zustand der lieben Frau Hofprediger derart, daß der Arzt dringend davon abriet. Und es war wohl eine freundliche Fügung von oben, daß sie hier festgehalten wurden. Wieviel schwieriger hätte sich die Pflege und manches andere in Italien gestaltet! Mit herzlicher Besorgnis mußten wir bemerken, daß unser Stoecker in seinen Kräften nachzulassen begann. Zwar machte er noch verschiedene Besuche in der Gemeinde, zu denen ihn sein Herz drängte. Und mit größter Spannung folgte er dem Wahlkampf in seinem alten Wahlkreis Siegen. Als aber dort der Wahlgang noch keine definitive Entscheidung brachte und die Stichwahl den unerwarteten Ausgang nahm, da wurde diese zweite tiefe Gemütsbewegung dem treuen Mann wohl schwerer, als er es sich anmerken ließ, und ward mit die Ursache zu der Verschlimmerung seines Befindens.

Aber was war es bei allem doch für ein friedliches und gesegnetes Kranken- und Sterbelager, auf das unser lieber Freund gelegt ward. Eigentlich bettlägerig ist er nur die letzten Wochen gewesen und auch dann noch gab es Stunden, die er außerhalb des Lagers zubringen konnte. Ein Bluterguß im Gehirn, von dem der Arzt anfänglich erwartet hatte, daß er sich aufsaugen werde, wurde zur eigentlichen Todesursache. Doch blieb der liebe Kranke vor schweren Leiden und Aengsten in Gnaden bewahrt. Wohl war er viel unruhig und stand des Nachts immer wieder auf, kleidete sich an und wollte verreisen, aber diese Trübungen seines Bewußtseins, in denen ihn auch die alten Kämpfe und Anfechtungen viel beschäftigten, machten doch immer wieder einer stillen Klarheit Platz, in der er mit sonnigem Lächeln und friedevoller Glaubenszuversicht sich zum Heimgang rüstete und den Seinen noch einmal seine ganze, reiche Liebe und seinen fröhlichen, starken Mut offenbarte. Ich will und darf von diesen letzten Tagen und Stunden nicht zu viel sagen, sie bleiben das köstliche Erbteil und Eigentum der Seinen. Aber das darf ich bezeugen, daß Gottesfriede um dieses Sterbelager her war und daß es wie Morgenglanz der Ewigkeit darüber leuchtete. Es war uns allen wie ein Wunder, daß der Herr der lieben, zarten Frau Hofprediger die Kraft schenkte, daß sie

unermüdlich und zuletzt fast ununterbrochen an seinem Bette weilen und ihm so die treue, tapfere Gefährtin bis zum letzten Schritt bleiben konnte. Und kein köstlicheres Zeugnis kann es geben für das, was sie gemeinsam erlebt und empfangen, als das Wort, das der Heimgegangene noch wenige Tage vor seinem Tode ihr sagte: „Wir sind wie eingewickelt gewesen in die Güte Gottes und in die Liebe der Menschen.“ Und da sie ihm darauf erwiderte: „Ja, und so haben wir die Stöße und Anfechtungen von außen gar nicht gespürt,“ da wiederholte er mit leuchtendem Blick: „Nein, gar nicht.“ In der Pflege wurde die treue Gattin sowohl durch ihre Nichte und durch die Leiterin des Raintaler Hospizes, Frl. Rosenkranz, wie durch unsere zwei Diakonissen aus dem Mutterhause in Gallneukirchen unterstützt. Auch sie wissen nicht genug davon zu erzählen, wie dankbar, fröhlich und getrost der liebe Heimgegangene bis in die letzten Stunden hinein gewesen ist und wie er sich freute der großen Herrlichkeit, der er entgegengehen sollte. Noch am Sonntagmorgen war er bei klarem Bewußtsein, und als am Schluß unseres Gottesdienstes das Vaterunser-Glöcklein läutete und Frau Hofprediger das Gebet des Herrn betete, da versuchte er noch mit letzter Kraft die müde gewordenen Hände zu falten. Dann lag er still und friedlich, wenn auch der Atem noch oft schwer und unruhig ging. Die Seinen, zu denen noch der Neffe, Herr Oberleutnant Kähler aus dem fernen Itzehoe gekommen war, waren alle um sein Bett her. Es war ein langer, stiller, schöner Abschied, bis zuletzt um 10½ Uhr das starke, reiche, tapfere Herz den letzten Schlag getan und seine Gattin ihm die Augen zudrücken konnte.

Unsere evangelische Gemeinde ließ es sich nicht nehmen, dem lieben Heimgegangenen die Ehre zu erweisen, die ihm wahrlich gebührte, und ihn in der Stille des nächsten Tages ins Gotteshaus überzuführen, wo der Sarg vor dem Altar aufgebahrt wurde, umkränzt von grünen Lorbeerbüschen und Trauerkerzen, und wo dann am Dienstagnachmittag um 3 Uhr die Einsegnung zu seiner letzten Reise stattfand; und wohl an keinem andern Sarge wie an dem seinen durfte man so aus tiefstem Herzen und in fröhlicher Zuversicht bezeugen und bekennen: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von

nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach."

Die Feier klang aus in das Lied: Jerusalem, du hochgebaute Stadt! Unter dem Geläut unserer Glocken und unter den stillen Abschiedsgrüßen seiner Angehörigen und Freunde wurde der Sarg dann zur Bahn überführt.

Durch unsere Herzen aber wird es weiterklingen: „Welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach."

Dieser Bericht des Pfarrers Jaesrich wird ergänzt durch folgende Aufzeichnung der Gattin: „Seit Neujahr verschlechterte sich das Befinden meines lieben Mannes. Die Spaziergänge in den geliebten Bergen wurden ihm durch die rauhen Winde oft mühsam gemacht, und die erhofften milden Lüfte von Süd-Tirol ließen diesmal vergeblich auf sich warten. — Mehr aber noch waren es seelische Erschütterungen, die sehr an seinen Kräften zehrten. Das Massenunglück von Messina beugte ihn aufs tiefste, und er brauchte Tage dazu, bis er still wurde unter Gottes unerforschlichen Wegen. Der Arzt verbot es schließlich, ihm noch Zeitungen darüber in die Hand zu geben. Auch die Reichstagswahl in Siegen mit ihrer Niederlage der Christlich-Sozialen, die er zuerst stark und getrost hingenommen hatte, drückte ihn sehr nieder und beschäftigte ihn viel. Aber dennoch blieben immer die Freudigkeit im Tragen seiner Leiden und die Hoffnung der Genesung vorherrschend, so daß er zum Arzt Ende Januar sagte: „Ich denke, ich werde mich noch so erholen, daß ich wieder auf die Kanzel komme." —

Am 30. Januar abends aber brach er plötzlich in die Worte aus: „Ach, wer nur erst im Himmel wäre." Und von dem Augenblick an war seine Seele zum Sterben bereit. — Als ich ihm erwiderte: „Ja, das wird schön werden; aber, nicht wahr, wir haben doch ein reiches, glückliches Leben hinter uns?", da sagte er: „Ja, Gott hat uns ganz eingewickelt in Güte und in Liebe der Menschen." — Ich fügte hinzu: „Da haben wir die Anfechtungen der Gegner gar nicht gespürt," da sah er mich triumphierend an: „Nein, gar nicht." — Dienstag mittag seufzte er: „Ich möchte doch furchtbar gern sterben." Wir lasen ihm in den Tagen aus der Hausrathschen Luther-

Biographie viel vor. Dabei sagte er einmal: „Ganz entzückend: der eine Mann gegen die ganze Welt.“ Einmal, da er sehr mit Atemnot zu ringen hatte, und ich zu ihm sagte: „Du hast es jetzt sauer, mein Geliebter,“ rann eine große Träne aus seinem Auge, und er sagte: „Ja, fast zu sauer.“ Sonst aber klagte er nie, war immer freundlich und dankbar für jeden kleinen Dienst. Zwei Diakonissen aus Gallneukirchen pflegten ihn rührend, und er vergalt es ihnen mit großer Freundlichkeit, streichelte sie, wenn ich fragte, ob er sie kenne. Eines Morgens sagte er zur Schwester: „Ich tröste mich immer, wenn es mir sauer wird, mit der Heiligen Schrift; da denke ich an die Patriarchen und Propheten. Es ist sehr wichtig,“ fügte er noch hinzu, „daß man die Heilige Schrift fürs Leben anwendet.“ — Donnerstag abend hörte ich im Nebenzimmer, wie er sagte: „Ich bin zu schwach, zu beten;“ — als ich schnell herzusprang, um mit ihm zu beten, war er bei vollem Bewußtsein und faltete andächtig die Hände. Dann sprach er mit mir den Vers: „Ich danke dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund, für deine Todesschmerzen, da du's so gut gemeint;“ — einen Augenblick konnte ich vor Bewegung nicht weiter, da sprach er allein: „und wenn ich nun erkalte, in dir mein Ende sei;“ — und dazu ein kräftiges „Amen“. Dann wieder sagte er: „Wir haben ja doch die Waffenrüstung,“ — „ja,“ fuhr ich fort, „den Helm des Heils und den Schild des Glaubens, damit wir auslöschen können alle feurigen Pfeile der Krankheit und Not,“ — „des Bösewichts“ — verbesserte er mich.

Am Sonntag früh war er sehr matt und sprach so schwach, daß wir's nicht verstehen konnten. Aber ein wunderbar lieblicher Lächeln lag auf seinem Angesicht, als wenn Sonnenschein aus seinem Innern strahlte. Von Mittag an wurde er schwächer und öffnete kaum die Augen, der Atem wurde leiser. Der Pastor kam zweimal an sein Sterbebett, aber wir wagten nicht, die tiefe Stille, die um den Sterbenden war, mit einem lauten Wort zu unterbrechen. Stunde um Stunde verrann. Es wurde immer feierlicher um das Sterbebett her. Die Atemzüge setzten mehr und mehr aus. Ich hielt seine Hand, bis sie erkaltete. Um 10½ Uhr hatte das große, liebevolle Herz ausgeschlagen.“

Nicht anders lautet ein Bericht, der sich im „Evangelischen Vereinsblatt für Oberösterreich" findet:

„Aus den Berichten unserer Schwestern Christine Podmela und Emilie Wagner über ihre Eindrücke vom Kranken- und Sterbelager Stoeckers sei unseren Lesern und der großen Stoecker-Gemeinde einiges zur Erbauung mitgeteilt und zum Danke gegen Gott, daß er auch seines treuen Knechtes Sterben ein Zeugnis der Gnade in Christo sein ließ, wie es sein Leben war. „Ich kam eben aus einer schweren Pflege, als ich eiligst zum schwerkranken Herrn Hofprediger Stoecker berufen wurde. So müde ich auch war, bekam ich doch wieder neue Kraft und vergaß alle Müdigkeit über der Freude, daß ich diesen berühmten und frommen Mann kennen lernen durfte. Herr Stoecker freute sich sehr, daß er eine Gallneukirchener Schwester zur Pflege bekam, und erzählte mir gleich, daß er auch schon in Gallneukirchen war (1899) und in Thening, wo er gepredigt habe. In seinen klaren Augenblicken erzählte er mir immer etwas. Sein Herzleiden mit starken Asthmaanfällen — zuletzt trat Bluterguß ins Gehirn ein — quälte ihn oft sehr. Aber es kam keine einzige Klage über seine Lippen. Er sprach immer von der Gnade und Güte des Herrn, von seinem starken Heiland, in den letzten Tagen von der grünen Au, von der ewigen Wonne und Herrlichkeit. Zuweilen war sein Geist getrübt. So oft aber seine liebe Frau mit ihm betete und von geistlichen Dingen redete, war er immer klar. Stets war Herr Hofprediger dankbar für jeden Handgriff. Wenn man ihn fragte, wie es ihm gehe, kam die Antwort: „Immer sehr schön, ganz gut," fast wie ein Vorwurf, daß man so fragen könne. Dabei stets ein sonniges Lächeln bis zuletzt. Er war unser Sonnenschein. Es waren köstliche, gesegnete Stunden, die ich an seinem Kranken- und Sterbebett verleben durfte. Sie werden mir unvergeßlich bleiben, besonders auch der letzte Sonntag-Vormittag. Die Nacht vom Samstag auf Sonntag litt der Kranke schwer. In der Frühe aber fühlte er sich leichter. Sein Gedächtnis litt. Der wortlose Abschied von den Seinen, der dann folgte, hat mich tief bewegt. Er erfaßte die Hand seiner lieben, tapferen Frau, küßte sie und schaute sie lange mit dankbarem Lächeln an. Seiner Nichte, die ihn immer betreute, streichelte er mühsam segnend den Scheitel. Auch uns suchte sein dankbarer Blick. Als jetzt nach der Predigt von der nahen Kirche das Betglöcklein erklang und Frau Hofprediger laut das Vaterunser betete, wollte er noch die Hände falten, aber sie versagten den Dienst. Ohne schweren Kampf ging er friedlich heim zu seines Herrn Freuden. Ja, es ist etwas herrliches, am Sterbebett eines vom Geiste Gottes durchdrungenen Christen stehen zu dürfen. Da empfängt man Ewigkeitssegen."

Am 13. Februar wurde Stoecker in Berlin auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhof beigesetzt, nachdem eine Leichenfeier in der Stadtmissionskirche voraufgegangen, zu der sich eine glänzende Versammlung eingefunden hatte. Hofprediger Ohly und die Geistlichen der Stadtmission sprachen in der Kirche, Pastor Philipps am Grabe. Ein unabsehbarer Zug von trauernden Freunden und Anhängern folgte dem Sarge.

Die Nachrufe der Blätter zeigten eine Tonleiter der verschiedenartigsten Stimmungen, vom aufrichtigen Schmerz der Freunde bis zu der Bosheit der Feinde, die auch noch in die Todesanzeige ein Tröpflein Gift glaubten träufeln zu müssen. Und auch an denen fehlte es nicht, die nun bereit waren, mit Kränzen das Grab des Propheten zu schmücken, den sie einst, als er ihnen noch Buße predigen konnte, geschmäht und gesteinigt hatten.

XIII.

Nachlese.

Was bedeutet nach allem Gesagten Adolf Stoecker dem deutschen Volke, seiner Gegenwart und seiner Zukunft?

Als der sog. „Scheiterhaufenbrief" Stoeckers bekannt geworden war, schrieb ein liberaler Publizist von einigem Ansehen, Friedrich Dernburg, einen kleinen Essay „Stoecker" im „Berliner Tageblatt". Der Aufsatz war nicht ohne Geist geschrieben. Nur den einen Fehler hatte er, daß das gezeichnete interessante Charakterbild absolut nicht ähnlich war:

. . . . „Zwei Gegner standen Stoecker vor allem im Wege. Fürst Bismarck und der Liberalismus. Als Kampfmittel gegen beide erfand er den Antisemitismus. Eine geniale Idee.

Es war eine Diversion erster Ordnung, den alten atavistischen Haßinstinkt in der antisemitischen Bewegung aufzurufen; ein unverhoffter Flankenangriff, der die schon von der Sozialdemokratie in der Front angegriffene liberale Partei vor ein zweites Feuer brachte. Aber noch gefährlicher erwies sich diese Diversion dem Fürsten Bismarck, der sich zum ersten Mal einem Dilemma, das ihm gestellt wurde, nur schwankend und zögernd gegenüberstellte. Die Wucht der Autorität des Reichskanzlers hätte mit ein paar kräftigen und resoluten Worten diese Bewegung von Anfang an totgeschlagen. Fürst Bismarck glaubte sie als Korrektiv gegen die Unbequemlichkeiten, die ihm der Liberalismus verursachte, benutzen zu können. Er hat den Antisemitismus dilatorisch behandelt. Zu spät hat er erkannt, daß er selbst sein letztes und eigentliches Zielobjekt war. . . .

Man hat (die Politik des Scheiterhaufenbriefes) Hintertreppenpolitik genannt. Allein das ist sie in keiner Weise. Es ist ein kühnes und neues System; es ist der Exponent eines ganz neuen Zustandes, wenn der geistliche Berater eines frommen Hofes von innen heraus arbeitet und gleichzeitig die demagogischen Einschüchterungsversuche von außen hinein arrangiert. Und nun bemerke man die wilde und leidenschaftliche Phantasie des Mannes bei seiner tiefen Verschlagenheit. Ein Anderer hätte gesagt, man solle operieren, indem man brennende Fragen schafft; unter Stoeckers Feder werden die Fragen Scheiterhaufen, die man anzündet und hell auflodern läßt. Gar nicht genug kann die Phantasie Stoeckers mit diesem nach Ketzer- und Judenverbrennung schmeckenden Bilde sich tun: „Der herrschende Opportunismus muß in die Flammen geworfen

werden, um dadurch die Situation zu beleuchten." Die Männer des Kartells als Fackeln des Nero. O grimmer Hasser! Nur eins bleibt zweifelhaft, ob hier der Haß lauter spricht oder der Ehrgeiz — oder die geringschätzige Gleichgültigkeit gegen die „prinzipiell wichtigen Fragen".

Das ist also der Prophet aus dem Dome, der die bessere Welt herbeiruft, der die Volksseele von allen Schlacken reinigt; das ist der Hofgeistliche, vor dem alle sich bückten, Männlein und Weiblein, Kammerdame und Zofe, wenn er wehenden Talars die Treppen des Schlosses hinaufstieg; das ist der Volksredner, der in den Wahlversammlungen gegen die donnert, die sich nicht vor der Größe Bismarcks beugen, und der dann nach Hause geht und Briefe schreibt, die den Vernichtungskrieg organisieren!

Wie sagt doch Macchiavell? Man muß den Menschen schmeicheln oder sie vernichten; denn für leichte Unbilden rächen sie sich, für schwerere können sie es nicht.

Stoecker wollte verschlagener sein als Macchiavell, er wollte zugleich schmeicheln und vernichten. Nunmehr geht er an seiner überschlauen Doppelzüngigkeit zugrunde."

Diese Charakteristik aus der Feder eines der besseren liberalen Publizisten ist hier vorangestellt, weil sie typisch ist für das Bild, das jene ganze Presse dem deutschen Volke durch dreißig lange Jahre zu suggerieren bestrebt war: Stoecker, der Jesuit des Hintertreppenromans, und alles an ihm Berechnung. Er „erfindet" den Antisemitismus, um zugleich die Liberalen und Bismarck zu bekämpfen. Mit „tiefer Verschlagenheit" schiebt er prinzipielle Fragen vor, obschon er sie gering schätzt. Sein Ehrgeiz trachtet nach der höchsten Stelle. „Wehenden Talars" steigt er die Schloßtreppe hinauf, und alles bückt sich vor ihm, der die Volksseele reinigen will. Aber der Prophet ist selbst nicht rein. In der Volksversammlung rühmt er die Größe Bismarcks, und dann geht er hin und organisiert heimlich einen Vernichtungskrieg gegen ihn.

Das ist, bald gröber, bald feiner, die immer wiederkehrende Charakteristik.

Ist nun an diesem Bilde irgend etwas richtig?

Es ist schon, rein psychologisch angesehen, höchst unwahrscheinlich, daß ein Heuchler durch dreißig lange Jahre Propaganda machen sollte für Ideen, an die er selbst nicht glaubt, und die ihm weder Geld, noch Ehre, noch irgend etwas Gutes, sondern nur Widerwärtigkeiten einbringen. Es ist aber völlig undenkbar, daß ein Volksredner die Massen so mit sich fortreißen könnte, wie Stoecker in den großen Tagen der Berliner

Bewegung, wenn nicht hinter der Kraft der Ueberredung auch eine Kraft der Ueberzeugung stand.

Nein — an dem Dernburgschen Bilde ist gar nichts richtig. Es ist der Haß, der es zeichnete. Stoecker ist nie der überlegte Ränkespinner gewesen, wohl aber unendlich oft zum eigenen Schaden der unüberlegte Temperamentsmensch. Er war es auch in dem Augenblick, als er den „Scheiterhaufenbrief" schrieb, der nichts weniger als das Produkt raffinierter Ueberlegung bedeutet, sondern Improvisation, die den Eindruck einer eben erhaltenen Mitteilung wiederspiegelt.

Dernburgs Charakteristik ist ein ohne alle Personalkenntnis entworfenes falsches Phantasiegebilde. Richtig dagegen ist, was Reinhold Seeberg in seiner Gedächtnisrede urteilt: „Es war die innere Notwendigkeit seiner Natur, die Stoecker fortriß zu seinen großen Werken und Unternehmungen auf den Gebieten der Inneren Mission, wie der sozialen Arbeit." Hier gelte das tiefsinnige Schriftwort, daß ein Mensch sich nichts nehmen könne, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. „So hat auch Stoecker seine Lebensarbeit sich nicht genommen, sondern sie ist ihm gegeben worden. Er mußte lebhafter empfinden und tiefer blicken, als die anderen, das war ihm gegeben." Er sah in der sozialen Frage einen Abgrund, der vor dem deutschen Leben klaffte. „Ich bin hineingesprungen, zuerst, ohne die Tiefe zu ermessen, weil ich nicht anders konnte." Nicht aus Eitelkeit und Berechnung, sagt Seeberg, sondern aus dem Nichtanderskönnen der schlichten, starken Seelen wird alles Gute und Große in der Geschichte geboren. „Eine Notwendigkeit ist mir auferlegt," sagt Paulus. „Ich kann nicht anders," sagt Luther.

Ganz ähnlich urteilt der treue Freund und Kampfgenosse Adolf Wagner über den Vorwurf des Jesuitismus. „Stoecker hätte im guten Sinne mehr jesuitisch sein sollen, im schlechten ist er es nie gewesen. Dazu war er viel zu ehrlich und offen. Dazu hat er viel zu sehr mit scharfen Worten die Gegner bekämpft.... Stoecker war eine offene Kampfnatur — das kann ich aus vielen Erinnerungen bezeugen."

Das Geheimnis der Erfolge Stoeckers lag also in erster Linie in der Kraft seiner Ueberzeugung. Dann aber auch in

der Kraft eines mächtigen Willens, der nicht ruhte, bis wenigstens der Anfang gemacht war, bis geschah, was geschehen konnte, um die Ueberzeugung zur Tat und Wirklichkeit werden zu lassen. Dieser Wille war aber nicht der Wille des Enthusiasten, schnell auflodernd und schnell verlöschend, sondern zähe, nachhaltig, ausdauernd. Am größten zeigte er sich in Mißerfolgen, Demütigungen, Enttäuschungen. Hundertmal hofften die Gegner allen Ernstes, den gefürchteten Angreifer nun endgültig zur Strecke gebracht zu haben. Und noch bevor der Rausch ihrer Freude verflogen war, stand Stoecker schon wieder mit neuen Truppen auf der Walstatt, und begann eben denen unbequem zu werden, die ihn gerade besiegt und für immer stumm gemacht zu haben glaubten.

Den Liberalen blieb das unverständlich, weil sie kein Organ hatten für christliche Denkweise. In Stoeckers erster Periode liefen ihm viele nach, die in der politischen und oft auch in der kirchlichen Arbeit sich selbst suchten. Als er Fürstengunst und Volksgunst verlor, rückten überzeugte Christen in die Bresche. „Ich habe Sie" — schrieb ihm 1897 ein Freund aus der Inneren Mission — „stets hochverehrt und geschätzt; aber solange Sie so viel Beifall von dem großen Haufen ernteten und so viele Leute (namentlich aus konservativen höheren Kreisen) Sie für ihren Mann erklärten, während ich vielfach denselben Leuten nicht zu trauen vermochte, solange war ich mißtrauisch, nicht gegen Ihre Person, aber gegen Ihre Mitarbeiter und deren Arbeit und konnte keine rechte Freudigkeit zur eigentlichen Mitarbeit gewinnen, obwohl ich Ihren Idealen längst zustimmte. Jene Leute wollten vielfach nicht Christum und sein Reich, die Sie damals als ihren Führer anerkannten. Nun sie aber erkannt haben, daß Sie sich nicht allein als Vorspann für ihre irdischen Interessen wollen benutzen lassen, und nun der Abfall von Ihnen, ja an Stelle der Liebe und Verehrung Haß und Feindschaft getreten sind und eine Klärung der Gedanken und Scheidung der Geister eingetreten ist, nun habe ich volle Freudigkeit und die Ueberzeugung gewonnen, daß die wahrhaft christlichen Ideen, welche im Mittelpunkt aller dieser Gedanken stehen, noch einmal einen großen Triumph feiern werden. In diesem Stück bin ich ein großer Optimist; durchs Martyrium muß es

hindurch, die Wahrheit siegt unterliegend, aber sie behält das Feld, fehlt aber das Martyrium, dann fehlt das Zeichen des Sieges, das Kreuz. Das war kein Martyrium, als Sie unter dem großen Beifall der führenden Kreise in unserem Volk wahre Triumphe feierten und dafür auch etwas Haß von anderer Seite ernteten. Seit aber Ihre alten Freunde hinter sich gegangen sind, seit die Obersten des Volkes und der hohe Rat, die früher in der Majorität hinter Ihnen standen, Sie verlassen haben, seit dieser Zeit trägt Ihre Bewegung für mich so recht eigentlich das Zeichen des Sieges, das Kreuz. Wenn ich recht berichtet bin, hat ja auch die Positive Union mit 43 gegen 5 Stimmen einen anderen an Ihrer statt in den Vorstand gewählt; mich nimmt das nicht wunder, ich habe ihnen das schon lange zugetraut und habe mich immer nur gewundert, daß der Umschlag noch nicht früher eingetreten ist. Aber das macht nichts. Erst muß die Wahrheit gekreuzigt werden, dann erst darf sie ihre Auferstehung feiern. Ihr natürliches Werden macht sie nicht unüberwindlich, sondern die Auferstehung aus dem Grabe. Erst mußten die Vorreformatoren sterben, dann aber standen ihre Gedanken, Ideen und Hoffnungen in unüberwindlicher Kraft in dem Reformator wieder auf."

Diese Stimme steht keineswegs vereinzelt da. An der Buntscheckigkeit des antisemitischen Heerbanns hatten viele Christen Anstoß genommen. Und der Vorwurf, daß Stoecker den Beifall gewisser turbulenter Elemente nicht energisch genug abwehre, kehrt in vielen Briefen, und nicht nur in pietistischen wieder. Inzwischen muß zugestanden werden, daß eine Sichtung von Stoeckers Seite sehr schwierig war. Klare, scharfe Darlegung der eigenen Ansicht war das einzige Mittel. Und daran hat es Stoecker nicht fehlen lassen. Als er die Krisis kommen sah, ist er ihr nicht ausgewichen, sondern hat sie im Gegenteil gefördert und alle notwendigen Schlüsse gezogen.

Bewundernswert ist es, daß Stoecker in allen Schwierigkeiten niemals den Mut verlor. Dieser Schwungkraft und Zähigkeit lag nun wohl in etwas eine günstige Naturanlage zugrunde: ein starker, gesunder Körper und ein fröhlicher Optimismus, der im Geist die Dinge schon fertig sah, die erst werden sollten, leicht bereit, vorhandene Schwierigkeiten zu unterschätzen. Aber

keine wie immer geartete Naturanlage würde so gewaltige Prüfungen, wie sie Stoecker auferlegt wurden, so ungebrochen bestanden haben, wenn nicht das letzte Geheimnis seiner Kraft der lebendige Christenglaube gewesen wäre. Das Bewußtsein, ein Werkzeug in der Hand des Meisters nicht nur zu sein, sondern sein zu müssen — das war es, was ihn immer wieder mit Adlersflügeln auffahren und ihn sich verzehren ließ im Dienst des christlich-sozialen Gedankens.

Christlich-sozial — das in der Tat war der Inhalt seiner Arbeit. Nicht im Sinne einer Parteietikette, sondern im Sinn einer Ideenwelt.

Das Christentum stand ihm voran. „Religion ist Königin über alles, und alles muß mit ihrem göttlichen Siegel geprägt werden, wenn es blühen und gedeihen soll." (Versammlung vom 29. März 1878.) — „Die Religion wohnt nicht bloß im Herzen, sondern erfüllt den ganzen Menschen, erleuchtet seinen Verstand, läßt ihm die wichtigsten Dinge in ganz anderem Lichte erscheinen, beflügelt die Vernunft zu großen Auffassungen, stärkt den Willen zu sittlicher Tat." (Landtagsrede für das Volksschulgesetz 1892.) — „Das Christentum, indem es die Persönlichkeit wie die Gesellschaft göttlichen Ordnungen unterwirft, welche das Wohl des einzelnen und der Gesamtheit verbürgen, ist die Einheit des Individualismus und des Sozialismus, der einzige Retter in dem Sturm der Zeit." (These auf dem zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß, Mai 1891.)

Stoecker wollte aber nicht nur ein theoretisches, in Kanzelhöhe über dem Volke schwebendes Christentum — „es hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens" — sondern ein im öffentlichen, nationalen und sozialen Leben betätigtes, kein bloß persönliches, sondern auch ein soziales. „Mit dem pietistischen, persönlichen, individualistischen Prinzip des Christentums müssen wir brechen und mehr den Sauerteigcharakter des Christentums betonen, welcher alles durchdringt und beeinflußt." (Versammlung vom 1. April 1892.) — „Irgendeinen Geist muß das öffentliche Leben haben; hat es den christlichen nicht, dann den jüdischen oder heidnischen." (Versammlung vom 25. September 1891.)

Solches Christentum soll die Kirche fördern. „Es ist Pflicht der Kirche, mitzuwirken, daß die sozialen Grundlagen geschaffen werden, auf denen sich ein gesundes Volksleben aufbauen kann. Das Gebet gehört ins Kämmerlein, die Religion aber, das Christentum gehört in das politische, soziale, industrielle Leben. Ist es da nicht, so wird es bald auch im Kämmerlein nicht mehr sein; herrscht der Glaube nicht, so regiert der Unglaube. Es ist der Kirche große und heilige Aufgabe, das öffentliche Leben für sich zurückzuerobern, und so wird sie dem Volke wieder eine Burg der Wahrheit, ein Hort der Gerechtigkeit und ein Quell heiligen Lebens werden. .... Die Kirche muß in die soziale Frage eintreten." (Nürnberg, den 22. September 1879.) — „Die Religion gehört ins Kämmerlein, gewiß; aber sie gehört auch in die Kammer, in die erste und zweite Kammer!" (Berliner Pastoralkonferenz am 16. Juni 1892.)

Stoeckers Religion war ein freudiges Christentum. „Warum sind so viele in unseren Tagen, die es nicht mehr glauben können, daß Gott diesen großen Berg kirchlicher Verwahrlosung, finsteren Unglaubens ins Meer werfen kann? Ich glaube es." (Bei der Grundsteinlegung des Predigtsaales am 22. Mai 1892.) — „Deutschland endet nicht in der Sozialdemokratie und die Reformation nicht in dem Indifferentismus unserer gebildeten und breiten Volksklassen; Deutschland und die Reformation haben eine neue Zukunft, und wenn alle tun, was sie müssen, wird die Herrlichkeit des zweiten Hauses größer werden, als die des ersten gewesen ist."

Der Anfang aller Besserung muß die Buße sein, wie zur Zeit der Reformation, wie zur Zeit der Befreiungskriege. — „Solche großen sozialen Kalamitäten, wie wir sie erlebt haben und noch erleben, sind große Gerichte über die Völker, und sie kommen nicht ohne Schuld der Beteiligten. Da darf nicht eine Partei die Schuld auf die andere schieben, wir sind alle schuld, wir müssen uns alle bessern: Staat, Kirche, Fabrik, Handwerk, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, reich und arm." (Breslau, Ende März 1880.) Aber freilich: „Die Weltverbesserung ist leichter, als die eigene."

Weiter: es ist Stoeckers Verdienst, nicht nur das Soziale erkannt, sondern es in die Mitte des politischen Lebens ge-

rückt zu haben zu einer Zeit, wo erst wenigen der Ernst der Lage und die Bedeutung der Sozialdemokratie klar geworden war. Das geschah bei den Gebildeten durch Kongresse und Konferenzen, bei den Arbeitern durch Aufklärung und Organisation. Es galt, das Schuldgefühl und das Pflichtgefühl zu wecken, das soziale Pflichtgefühl.

Eine große Schuld lastet auf weiten bürgerlichen Kreisen. „Gegen den Kampf wider Gott, wider Thron und Altar hatten diese Gebildeten nichts; erst jetzt, wo der Kampf gegen den Geldschrank beginnt, werden sie kopfscheu." — „Die Trägheit und Indolenz der bürgerlichen Kreise halte ich für gefährlicher, als die wüstesten Ideen der Sozialdemokratie." — „Die vielen Zentner Sympathie, die ich erfahren habe, gehen nicht auf einen ganzen Eisenbahnzug; aber die ganze maßgebende, gebildete und gelehrte Welt hat uns mit ihrer Mitarbeit im Stich gelassen."

Die Folge dieser Unterlassungssünden von oben ist das Mißtrauen von unten. „Es ist ein schauerliches Moment, daß die verführten Arbeiter nicht mehr an unsere Aufrichtigkeit glauben, nicht mehr glauben, daß wir es ehrlich mit ihnen meinen." — „Die Sozialdemokratie ist kein Meteorstein, der vom Himmel auf die Erde gefallen, oder aus der Hölle heraufgespien ist, sie ist das Produkt der Sünden und Fehler unserer Gesellschaft." (Landtagsrede für das Volksschulgesetz 1892.)

Voran im Kampf soll die Regierung gehen. „Aber" — so rief Stoecker der geist- und kraftlosen Regierung des alten Fürsten Hohenlohe zu — „regieren heißt nicht, sich vom Winde treiben lassen, noch von jeder Agitation; sondern regieren heißt, das Steuer in die Hand nehmen und das Staatsschiff durch Sturm und Wellen hindurchleiten."

Unter den Gegnern, die sich einer christlich-sozialen Ideenwelt, einer christlich fundamentierten wirtschaftlichen und sozialen Reform mit größter Erbitterung entgegenstellten, ist das Judentum in erster Reihe zu nennen. Die Politik der Juden ist die Politik des Geschäfts. Geschäfte lassen sich aber viel bequemer da machen, wo unbegrenzte „Freiheit" alle Formen der Ausbeutung gestattet, als da, wo christliche und sittliche Gesetze der Ausbeutung Grenzen ziehen. So war der Kampf schon hier

unvermeidlich. Weit volksgefährlicher war aber noch die Stellung der Juden auf dem geistigen Gebiet, wo sie Presse, Literatur und Theater mit ihrem Geschäftssinn an sich gerissen hatten, und nun, eben aus Geschäftsgründen, jedem Unrecht und jeder Unsittlichkeit Zugeständnisse machten.

Stoecker ging vor. Aber er stellte auch in der Abwehr das Christentum voran, nicht im Sinn eines Kampfes gegen die jüdische Religion, sondern im Sinn der Abwehr jüdischer Angriffe gegen die christliche Religion. „Wir Christlich-Sozialen betrachten das Judentum in seiner religiös-ethisch-sozialen Gestalt, in seinem Kampf gegen das Christentum und bekämpfen es als unsittlichen Faktor des öffentlichen Lebens und als Beförderer umstürzender sozialer Ideen, als Beherrscher der Sozialdemokratie." (23. Januar 1891.) — „Der Antisemitismus ist nur berechtigt, nur lebensfähig, wenn er, auf positiv-christlichem Grunde beruhend, sich nicht mit der feilen Kritik des Semitismus begnügt, sondern unter Anerkennung der Schuld, die auch wir Deutschen am Niedergang unseres Volkslebens haben, daran arbeitet, durch positive Maßnahmen, namentlich durch Verbreitung christlicher und christlich-sozialer Gedanken zur Neubelebung des Volkslebens mitwirkt und den Zersetzungsprozeß im öffentlichen Leben nicht durch Anfeindung des Christentums oder grundlose persönliche Gehässigkeit gegen die einzelnen Juden befördert." (2. Februar 1892 in Halle a. S.) — „Uns ist die antijüdische Bewegung kein leichtes Spiel, sondern ein ernster Kampf, zu dem wir nach schwerer Ueberlegung gekommen sind, der uns geradezu aufgedrängt ist, ein Kampf, bei dem es sich handelt um die besten und höchsten Güter unseres Volkes. Wir müßten in der Tat eine Nation ohne Ehrgefühl sein, wenn wir diese Ketten eines fremden Geistes nicht brächen, sondern wirklich verjudeten."

Als Mittel, seinen Gedanken Geltung zu verschaffen, brauchte Stoecker Wort und Schrift. Eine wunderbare Redegabe war ihm geschenkt, und zwar stand er seinen Mann auf der Kanzel, im Parlament, in der Volksversammlung. Selten vergriff er sich im Ton, fast immer paßte er glücklich die Rede dem Milieu an. Die Redegabe allein würde ihn aber kaum zu dem volkstümlichen Mann gemacht haben, der er wurde, wenn nicht ein zweiter

Vorzug hinzugekommen wäre, der freundliche Humor. Dieser gewann ihm die Herzen. Selbst gegen die gehässigsten Feinde wurde er selten ganz scharf, sondern auch in Ironie und Sarkasmus wußte er oft genug ein Tröpfchen sonniger Gutmütigkeit und Freundlichkeit hineinzuträufeln, das dem Angriff die Bitterkeit, dem menschenfreundlichen Hörer das Unbehagen nahm.

Am glücklichsten begabt war Stoecker für die Volksversammlung, weil er das Volk nicht nur liebte, sondern verstand. Hier zu wirken, sah er als seine eigentlichste Mission an. „Was hilft es, das Schlechte auf der Kanzel zu bekämpfen, unter welcher die Schreiber und Leser der schlechten Presse sich nicht versammeln, oder in konservativen Zeitungen einen Schmerzensschrei auszustoßen, welchen jene Seelenmörder belachen, ihre Opfer nicht hören! Dagegen ist eine Volksversammlung noch immer die geeignete Walstatt, um den Kampf mit den Volksverderbern aufzunehmen. Daß ich dazu ein gutes Recht habe, sagt mir mein Gewissen; daß es dazu die höchste Zeit ist, vielleicht noch nicht zu spät, aber wirklich die letzte Stunde, sagt mir die sittlich-religiöse Verirrung der Gegenwart."

Das waren die Normen seines Verhaltens auf dem politischen Gebiet. Was er auf kirchlichem Gebiet beklagte und reformieren wollte, ist oben eingehend dargelegt worden. In kurzem Wort hat er es 1897 zusammengefaßt.

„Wir nennen uns" — schrieb er 1887 — „die Kirche der Bibel, und gewiß haben die Väter der Reformation, die Helden des evangelischen Glaubens diesen Namen mit ihrem Herzblut besiegelt. Aber die Nachgeborenen getrauen sich nicht mehr, das Erbe der Väter festzuhalten und zu schirmen. Es ist erschütternd, den energischen Geist der Schrift und der Reformation mit dem verweichlichten, zaghaften Sinn zu vergleichen, der gegenwärtig in der Kirche herrschend ist. Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet, der wird verdammt werden, — so sagt der Mund der Wahrheit; in unserem verweltlichten Kirchentum kann man ungläubig sein und dabei Aeltester, Synodaler, Pastor werden und bleiben. So jemand euch Evangelium predigt, anders, denn das ihr empfangen habt, der ist verflucht; ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, — so spricht der Apostel des Glaubens; unsere Zeit hat die Lehrzucht wie die Kirchenzucht verloren und versteht solchen Spruch nicht mehr. So jemand zu euch kommt und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause, und grüßet ihn nicht, — befiehlt der Jünger der Liebe; heutzutage wird es vielfach als höchste Pflicht angesehen, Kirchenfeinde durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Noch vom Himmel her rühmt der Herr, der unter den sieben goldenen Leuchtern wandelt und die sieben Sterne in seiner Rechten hält, daß der Engel zu Ephesus

die Bösen nicht tragen kann, die falschen Apostel als Lügner erfindet und die Werke der Nikolaiten, der Volksverderber, haßt. Er hat wider Ephesus, daß es die erste Liebe verlassen hat. Unser Geschlecht hat die erste Liebe nicht; es hat auch jenen Haß nicht mehr. Die heilige Intoleranz wider die Bösen, die falschen Apostel, die Volksverderber, richtet sich höchstens gegen sozialdemokratische Agitatoren, nicht gegen atheistische Professoren, christusleugnende Geistliche, kirchenfeindliche Gemeindeglieder. Mit dem Knaben Absalom säuberlich zu fahren, ist oft einzige Weisheit geworden. Und die vertragende Geduld, gewiß eine den Ephesiern wie uns notwendige Tugend im Kampf, tritt statt des Kämpfens selbst als Lebensprinzip der Christenheit in den Vordergrund. Der heilige Geist aber flieht. Er beweist sich in der schlafenden, weltmäßigen Christenheit nicht. Er übt sein Strafamt an der Welt nicht mehr, darum kann er sie auch nicht mehr von der Sünde, der Gerechtigkeit und dem Gericht überführen. Können wir uns darüber wundern?"

Eine Besserung auf diesem Gebiet hat Adolf Stoecker nicht erleben sollen, nicht einmal einen Anfang. Das Spruchkollegium, wenn es denn einer wäre, ist neueren Datums. Aber umsonst wird er die Gedanken der Verselbständigung und die Weckrufe zu kirchlichem Ehr- und Selbstgefühl doch nicht hineingerufen haben in die Herzen der deutschen Christenheit.

Das war Stoecker als Politiker und als Kirchenmann. Es würde ein Zug im Bilde fehlen, wenn man seiner nicht auch in den rein menschlichen Beziehungen des Hauses und der Familie, der Verwandtschaft und Freundschaft noch einmal expressis verbis gedenken wollte.

Es haben Fernerstehende, die Stoecker nicht recht kannten, die Meinung gehabt und ausgesprochen, daß er zu denjenigen Naturen gehöre, die nur Interesse für die Sache, aber kein Interesse für Personen haben. Diese Auffassung trifft aber doch nur in sehr geringem Bruchteil zu. Gewiß standen Stoecker große sachliche Interessen höher, als selbst die höchsten und nächsten Personen. Gefühligkeit und Schwärmerei waren ihm fremd. Aber kalt in den rein menschlichen Beziehungen war er durchaus nicht. Stoeckers Ehe war eine so innige und glückliche, wie sie nur da möglich ist, wo wärmste Menschenliebe den Ehebund geschlossen, und demütige Gottesliebe den Segen aus der oberen Welt herabzieht. Wenn Stoecker auf Reisen, getrennt von der Gattin war, verging kaum ein Tag, an dem er nicht abends wenigstens eine Karte geschrieben hätte. Selbst in den Wahlbewegungen berichtete er regelmäßig über den Erfolg des Tages, über den Lauf der Versammlungen.

Aus der reichen Korrespondenz dieser Art mögen vier Karten vom Oktober 1904 herausgegriffen sein. Am 5. Oktober berichtet Stoecker an die in Berlin verbliebene Gattin über günstig verlaufene Versammlungen, über Beifall bei Pastoren und Gemeinschaftsleuten. Dann: „Hoffentlich hast Du in dieser Woche meiner Abwesenheit nichts Unangenehmes oder Schwieriges, wie schon so oft." Am nächsten Tage: .... „Hier bin ich bei lieben Pfarrersleuten eingekehrt und denke an meine liebe Pfarrfrau in der Ferne, die mir doch ganz nahe ist. Ich habe für sie auch schon eine Einladung zu N. N., trefflichen Leuten, wenn sie mich einmal begleiten sollte...."

Am folgenden Tag „aus dem schönen Laasphe" der übliche Bericht. „Eben komme ich von einem Spaziergang, bei dem ich Dich gern gehabt hätte."

Und endlich: „Nun habe ich nur noch in Freudenberg zu reden, und kann dann endlich heimkehren; leider nicht in der Nacht, so daß ich den ganzen Tag fahren muß... Es scheint, daß der Kursus großartig ist. Das beste aber ist das Wiedersehen morgen nachmittag. Und dann kommt eine Woche ohne Reisen."

Mit großer Liebe umfaßte Stoecker auch die weitere Familie. Von Neffen und Nichten wurde sein Haus nicht leer. Daß ihm zwei angenommene Knaben im Jünglingsalter durch den Tod entrissen wurden, ist schon erzählt worden. Es mögen hier noch zwei Briefe folgen, die zeigen, wie tief der Verlust empfunden wurde.

Am 27. Juli 1895 schrieb Stoecker vom Raintal an Pastor Braun:

„Meinen Jungen (den Neffen Hermann) fand ich hier zuerst recht elend. Ein wenig hat er sich von der Reise erholt; aber es will gar nicht dauernd vorwärts. Meine Frau hat eigentlich die Hoffnung auf Genesung aufgegeben; ich noch nicht, aber den sehr schweren Zustand empfinde ich auch. Bei Gott ist freilich kein Ding unmöglich; das ist meine Zuversicht. Und will er dies junge Leben haben, so wollen wir es als Isaaksopfer darbringen und nur bitten, daß es in Glauben und Selig-

keit ende. Wilhelm Brockmann, unseres Hermann tuberkulöser Kamerad, hat sich wunderbar erholt; er ist beinahe gesund."

Hier hatte Stoecker sich in seinem Optimismus freilich getäuscht. Denn am 27. August 1895 mußte er an Pastor Braun berichten: „Heute früh 5 Uhr habe ich W. Brockmann die Augen zugedrückt. Es war sehr, sehr schmerzlich...." Weiter fügt er hinzu: „Unserem Hermann geht es viel besser!"

Nach Jahresfrist, am 22. Juli 1896, — inzwischen war auch Hermann gestorben — schrieb Stoecker an Pastor Braun aus dem Raintal: „Hier ist alles schön, und „herrlich, wie am ersten Tag". Nur unser Junge fehlt uns, und unser Gefühl ist: „Als ich wiederkam, als ich wiederkam, war alles leer." Aber der Herr ist groß und wunderbar, und er regiert!"

Auch in den Beziehungen zu seinen Freunden und Freundinnen schlug Stoeckers Herz warm und lebendig. Nur so war es möglich und erklärlich, daß er trotz aller Kämpfe und Fährlichkeiten seines Lebens, die Freundschaft der edelsten Männer gewinnen und dauernd erhalten konnte. Und die Zahl dieser Freunde ist keine geringe.

Um mit den Höchstgestellten zu beginnen — Prinz Albrecht von Preußen blieb auch über die Trennung von den Konservativen und über die Aera Stumm hinweg ein wohlwollender Gönner. Aus 1898 liegt ein drei große Quartbogen langer Brief des Prinzen vor, der mit folgenden Sätzen schließt:

„Ueber alle Erlaubnis habe ich wohl Ihre Zeit mit diesen langen Auslassungen in Anspruch genommen. Zum Schluß eilend, kann ich nicht unterlassen, Ihnen mein Bedauern auszusprechen über das Resultat eines Besuches, den ein Interviewer beim Fürsten Bismarck machte, von dem ich hörte, aber den Zeitungsartikel nicht las. Daß Sie und der Fürst, den ich sehr hoch verehre, sich nicht verstanden, ist bekannt. Warum dies jetzt ans Tageslicht gebracht wurde, begreife ich nicht. Möchte es Ihrem Wirken keinen Eintrag tun!

Albrecht, Prinz von Preußen."

Graf Solms-Laubach blieb bis an sein Ende, durch bewegte Kampfjahre hindurch, ein treuer Freund Stoeckers, der auch der Gräfin Solms-Assenheim nahestand. Als hier die erste Tochter getauft wurde, mußte Frau Stoecker eine Patenstelle übernehmen.

Von Bodelschwinghs Verhältnis zu Stoecker ist schon mehrfach die Rede gewesen. Hier gab es Zeiten, wenn nicht der Entfremdung, doch eine Periode, wo Bodelschwingh gegen Stoeckers Tätigkeit Bedenken hatte. Aber von Jahr zu Jahr wuchsen Verständnis, Anerkennung und Freundschaft. 1907 schrieb Bodelschwingh an Stoecker:

„Geliebter Bruder! Ich höre eben zu meinem Kummer, daß in dem kleinen Kreise der Freunde des Eisenacher Bundes ein Zwiespalt zwischen X. und Y. entstanden ist. Und wie man mich vor drei Jahren als Puffer gebraucht hat, um hier zwischen Konservativen und Christlich-Sozialen eine Einigung zu schaffen, so möchte man mich auch jetzt dort so zu diesem Zweck gebrauchen. Ich kann das aber nicht tun. Ich bin ein ungelehrter alter Mann und habe wie Du alle Ursache, mich ins ganz Kleine zu geben. Aber eins möchte ich tun: nötiger wie das Deutsche Reich es hat, daß alle Parteien sich gegen die Sozialdemokraten zusammenschließen und gegen Rom ist es, daß wenigstens die im tiefsten Grunde einigen und entschlossenen Liebhaber des Reiches Christi sich zusammenschließen und ihre Streitärte begraben. (Es folgen nun sachliche Vorschläge.) .... Vergib, daß ich bei meiner letzten Anwesenheit nicht mehr Zeit und Kraft gewann, Dich aufzusuchen. Seit ich meinen halsbrechenden Weg von Deinem Klösterchen nach Partenkirchen gegangen bin, und wenn mich nicht treue Hände gehalten, unzählige Male niedergestürzt wäre, bin ich Dir ähnlicher geworden. Ich habe auch keine rechte Lust mehr, weder zu marschieren, noch zu predigen, und bin vor vierzehn Tagen in Hoffnungstal auch einmal wieder auf der Kanzel zusammengebrochen. Es käme auch bei mir, sagt der Arzt, diese Knappheit des Atems von Verkalkung der Arterien her. Da wir nun beide, geliebter Bruder, nicht mehr viel können, laß uns beide einander dazu die Hand reichen, daß nach Möglichkeit

die Kinder Gottes in unserer heimatlichen Kirche sich wieder fester zusammenschließen und des Trennens und Reißens hier ein Ende wird.

Grüße Deine treue Gehilfin und sage ihr, daß das Plätzchen für Dich und sie immer noch weit offen stehe, wenn Du weitere Stille suchst, die doch auch hier mit angenehmer Anregung für Dich verbunden ist.

In Liebe und Treue

Dein alter

Bodelschwingh.

P. S. Wir hatten vor kurzem hier in unserem Hause Nazareth eine nette kleine Friedensversammlung zwischen Konservativen und Christlich-Sozialen. Man reichte sich gegenseitig die Hand und die eben vollendete Wahl, in der die Christlich-Sozialen fast die dreifache Zahl Stimmen erhielten wie in der vorigen Wahl und nun den Konservativen zum Siege werden verhelfen müssen, ist uns eine große Freude. Die Einigung der streitenden Brüder ist jedenfalls vollendet. D. O.

Als Freunde, die Stoecker ein volles Menschenalter hindurch begleitet haben, mögen Professor Cremer, Pfarrer Weber, Professor Adolf Wagner erwähnt sein. Die Pflege der Freundschaft und in Verbindung damit die Pflege edler Geselligkeit war aber möglich, weil Stoecker zu den Leuten gehörte, die immer und für alles Zeit haben. Es gibt Menschen, die wenig zustande bringen und fortwährend klagen, daß sie keine Zeit haben. Bei Stoecker war es umgekehrt. Er leistete mehr als tausend andere und war doch niemals vielgeschäftig oder affairé. Verkehr mit geistig angeregten Leuten liebte er außerordentlich und sah die im Freundeskreis verbrachten Stunden durchaus nicht als verlorene Zeit an. Man konnte mit ihm über alles sprechen. Selbst die moderne Belletristik blieb ihm nicht fremd. Vielbesprochene Romane und Novellen las er selbst, um sich ein Urteil zu bilden.

Und auch sonst galt es ihm: nihil humani a me alienum puto. Das trat besonders im Raintal hervor, wo er der Natur und der Landwirtschaft das größte Interesse und viel Ver-

ständnis entgegenbrachte. Die Geburt eines Eselfüllens wurde mit gleicher Freude begrüßt, wie die Gemsen auf der Alm, die man beschlichen und überrascht hatte. Mit Freuden machte er den Fremdenführer. Kein Sommergast, der das Raintal besucht hat, wird es aber auch vergessen, wie Stoecker als Patriarch im Hause seines Amtes waltete und alle und alles am abendlichen Pensionstisch in den Kreis einer fesselnden Unterhaltung zu ziehen wußte.

Den ganzen Stoecker schildert ein trefflicher Nachruf der „Bayreuther Blätter". — „Man klagt," — schreibt Hans v. Wolzogen — „der Zeit fehlen die Persönlichkeiten; wenn sie aber auftreten, so sind sie ihr zu persönlich. Man ruft nach Männern; und wenn einer Manns genug ist, dem Rufe zu folgen, so folgt man ihm nicht, sondern stemmt sich ihm mit aller breiten Wucht des zeitgenössischen Neutrums entgegen. Man sagt auch wohl, es müsse wieder Religion in das Volk; wenn aber ein starker Glaube sich in heilsamen Werken fürs Volk betätigen will, so schilt man dies Vermengung der Religion mit der Politik. Von diesen allgemeinen Widersprüchen hat in unseren Tagen kaum jemand mehr und Schwereres erfahren müssen, als Adolf Stoecker; aber er hat es sich nicht anfechten lassen, und dies, was so recht eine Erscheinung war, woran man seine helle Freude haben konnte, hat man ihm am meisten verdacht. So hat dieser tapfere Kämpfer, der es so ernst nahm und dabei so heiter war, da er den Mut des Glaubens besaß, in die Welt des Unglaubens, des unheiteren Ernstes, der unernsten Heiterkeit, viel Aergernis gebracht, eben weil er eine Persönlichkeit, ein Mann, ein Christ war, und weil die Welt — die Welt war, wie sie immer gewesen, und obendrein bei uns: die deutsche Welt unter dem jüdischen Einfluß! „Etwas bescheidener!" hatte er den jüdischen Mitbürgern zugerufen, als sie gar zu üppig geworden waren; „etwas freier", „etwas deutscher" hätte man den deutschen Mitbürgern zurufen mögen, als sie in weitesten Kreisen des Staates und der Gesellschaft an Stoecker sich ärgerten und sein Werk erschwerten, zerstörten. Er hat sich nicht entmutigen lassen; denn er hatte den Glauben, und er war wahrhaft deutsch, der rechte Deutsche Bismarcks, der nichts

fürchtet als Gott. Wer kann dies von sich sagen? Nun wird ihm aus der Welt nachgerufen: „Alle Achtung deinem guten Willen, aber dein Werk zerfällt mit dir, du hast nichts erreicht in unserer großen — politischen — Welt!“ Nichts erreicht. Die echte Mannheit, die gläubige Persönlichkeit erreicht immer etwas, was mehr ist als eine zufällige Form, die heute gilt. Sie diente ihr nur etwa zur Brücke, um an ihr Volk zu gelangen, das in Formen gebunden vor ihr steht. Und wahrlich, als Haupt seiner christlich-sozialen Partei, als Redner in den Volksversammlungen und im Reichstage, als Prediger auf der Dom- und der eigenen Kanzel, immer ist Stoecker an sein Volk gelangt und hat, mitten in aller wütenden Befehdung und Entstellung seines Wesens und Wirkens, sich Seelen gewonnen, die mit inniger deutscher Treue über den Tod hinaus an ihm hangen. Er hat Kräfte geweckt, befreit, ins Volk strömen lassen, die mit der ganzen stillen Macht des christlichen Geistes nie mehr aufhören können, in welcher Form innerer Mission und sozialer Tätigkeit auch immer, einen lebendigen Teil unserer besten sittlichen Kultur zu bilden. Vieles heute kräftig und heilsam Lebendige, bis in unsere staatliche Gesetzgebung hinein, verdankt ihm die Erweckung aus totem Boden, und vielem, was die Zukunft erreichen und vollenden wird, hat er den Weg gewiesen und geschaffen. Ein Leben wie Stoeckers läßt sich gar nicht auf eine „Partei“ festlegen und beschränken und wäre es die eigene, und wäre es die beste, die größte oder die kleinste: solch ein Leben hat mehr als nur zeitliche „Erfolge“ aufzuweisen, indem es „Wirkungen“ ausübt und hinterläßt von ewigem Werte, wie der Geist, der es beseelte und auf den schweren Weg der tapferen Wirksamkeit getrieben hat. Für die Ausübung dieser Wirkungen war dem berufenen Manne die unvergleichliche Kraft des Wortes gegeben, darin ein jeder etwas von dem dennoch Sieghaften, dem im Innern Fortwirkenden seiner Tätigkeit unmittelbar erfahren mußte, wer nur je mit offenem Herzen und Sinn dem Prediger oder dem Redner gelauscht hat. Vor allem aber dem Prediger. Denn alles, was dieser Mann wirkte, wurzelte im Glauben, sog seine Kraft aus dem Glauben, seine ganze Persönlichkeit war verkörperter Glaube.“

Dasselbe, was hier reflektiert wird, findet sich in dichterischen Nachrufen geschaut und empfunden, vorab in der schönen Elegie von Wolzogen selbst:

Adolf Stoecker.

Sonnabend, den 13. Februar 1909.

Wenn auch alle Bannerträger fallen,
Doch die heil'ge Kreuzesfahne schwebt,
Eine Hand ist's aus den heil'gen Hallen,
Die das Siegeszeichen hält und hebt.

Wir nicht sind es, die das Banner tragen,
Nein, es trägt uns durch die Geisterschlacht,
Unser Wollen nur ist unser Wagen,
Unser Glaube nur ist unsre Macht.

Das sind Helden, die des Willens Stärke
Banden an des Kreuzes Fahneneid;
Das sind Sieger, die des Glaubens Werke
Fallend mit dem Lebensblut geweiht.

Auch der heute sank — wer sah ihn weichen,
Kampflos je vom heil'gen Kreuzesstab?
Gottes Hand nun schwenkt das Siegeszeichen,
Segnend über seines Ritters Grab.

Hans von Wolzogen.

Auch Wilhelm Krüger, Stoeckers Schwager, der ihm innerlich sehr nahestand, widmete Adolf Stoecker, „dem deutschen Volksmann" einen längeren Nachruf im „Reichsboten", den folgende Worte einleiten:

Nun bist du Held gefallen
Nach Gottes Rat,
Du mutigster von allen
In Wort und Tat!

Kein Pfeil hat dich getroffen
In wilder Schlacht,
Wiewohl dein Helm stand offen
Bei Tag und Nacht!

Du hast dich nie verborgen
Am dunklen Ort,
Kühn schwangst du ohne Sorgen
Dein Schwert, das Wort. — — —

Und endlich Dietrich Vorwerk gab seiner Trauer in folgenden markigen Strophen Ausdruck:

Zu Adolf Stoeckers Gedächtnis.

Ein Wandrer war er, wie es wenige gab,
In seiner Hand den Himmelswanderstab,
In seiner Tasche Zehrung für — die andern,
Ein Schwert am Gürtel. Kämpfen war sein Wandern.

Nicht Fernendurst, nicht Heimatlosigkeit
Trieb ihn zum Wandern. Wohl und warm und weit
War ihm das Dach gedeckt, das Haus gebaut,
Des Herdes Feuer brannte hell und traut.

Er aber suchte Obdach, Herd und Brot
Für wundes Leid und obdachlose Not.
Mühselig stieg er auf versteinten Steigen,
Den Heimwehkranken frohen Weg zu zeigen.

Nicht Friedensscheu, nicht wilde Kampfeslust
Trieb ihn zum Streit. Er trug in breiter Brust
Wie blankes Gold in starker Eichentruhe
Des Gottesfriedens wunderheitre Ruhe.

Des Feldherrn Anruf ließ ihn in den Krieg,
Der Brüder Angstschrei scheuchte ihn zum Sieg.
Wohl ward sein Schild zerschrammt, sein Helm zerbeult,
Wohl hat ihn Feindeswut umhöhnt, umheult.

Er aber brach sich kämpfend seine Bahn.
Jetzt ist sein Kampf vollbracht, sein Lauf getan.
Ein Führer war er uns, ein Held, ein Heer.
O Gott, du Gott der Guten,
Der Großen, Hochgemuten,
Wann schaffst du wieder einen Mann wie er?

Ja, wann?

Oder wären wir Deutschen auch unsererseits schon dem Gericht verfallen, das der Heiland Matth. 23, V. 37 über Jerusalem ausspricht?

XIV.

Stoecker-Literatur.

Stoecker war nicht nur ein unermüdlicher Redner, sondern auch ein überaus fruchtbarer Schriftsteller. Nicht in dem Sinn, daß er dicke wissenschaftliche Werke geschrieben hätte, vielmehr trägt alles, was er geschrieben hat, den Stempel der Aktualität; alles ist unmittelbar aus dem Bedürfnis der jeweiligen Lage hervorgegangen. Sehr vieles ist apologetisch und polemisch und dient der Verteidigung seiner Stellungen nach rechts und links. In den Kirchenzeitungen, die er redigierte, finden sich durch 30—40 Jahre allwöchentlich Artikel aus seiner Feder. Kaum eine große Frage, die die Zeit bewegte, wird unbesprochen geblieben sein.

Größere für den Druck geschriebene Essays finden sich im „Deutsch-evangelischen Jahrbuch". 1899: „Warum ich als Pfarrer Politik treibe". 1900: „Die Volksseele". 1901: „Die Volkskirche".

Die „Christoterpe", die in den Jahren 1902 bis 1906 christlich-sozial redigiert wurde, enthält in jedem dieser Jahrgänge einen Essay von Stoecker. Er schrieb 1902: „Metzer Erinnerungen". 1903: „Die christliche Sittlichkeit in ihrer Bedeutung für Volks- und Völkerleben". 1904: „Christlich-sozial, evangelisch-sozial, kirchlich-sozial". 1905: „Die Anfänge der antijüdischen Bewegung in Berlin. Eine Jubiläumsbetrachtung". 1906: „Die Berliner Bewegung, ein Stück deutscher Erweckung".

Für den Druck geschrieben ist ein einziges kleineres Buch, das in sechs Auflagen verbreitete: „Dreizehn Jahre Hofprediger und Politiker". (Stadtmission.) Preis ℳ 0,50.

Aus Artikeln der Kirchenzeitung entstanden:

„Die Leitung der Kirche". Weckruf. (Stadtmission, 1899.) Preis ℳ 0,50.

„Wach' auf, evangelisches Volk!" Aufsätze über Kirche und Kirchenpolitik. (Stadtmission, 1893.) Preis ℳ 2,—.

Alles andere, was mit Stoeckers Namen erschien, ist ursprünglich Vortrag, der später zum Druck gegeben wurde. Sehr reich ist die Predigtliteratur vertreten. Es erschienen:

„Wandelt im Geist!" Ein Jahrgang Volkspredigten über freie Texte. (Stadtmission, 1889.) Preis ℳ 3,—, geb. ℳ 4,—.

„O Land, höre des Herrn Wort!" Ein Jahrgang Volkspredigten über die Episteln des Kirchenjahres. 4. Auflage. (Stadtmission, 1892.) Preis ℳ 3,—, geb. ℳ 4,—.

„Das Salz der Erde". Ein Jahrgang Zeitpredigten. (Stadtmission, 1892.) Preis ℳ 3,—, geb. ℳ 4,—.

„Den Armen wird das Evangelium gepredigt". Ein Jahrgang Volkspredigten über die Evangelien des Kirchenjahres. 5. Auflage. (Stadtmission, 1900.) Preis ℳ 3,—, geb. ℳ 4,—.

„Eins ist not". Ein Jahrgang Volkspredigten über freie Texte. 6. Auflage. (Stadtmission, 1898.) Preis ℳ 3,—, geb. ℳ 4,—.

„Das Evangelium eine Gotteskraft". Ein Jahrgang Volkspredigten über die Evangelien der neuen Perikopen. (Stadtmission, 1900.) ℳ 3,—, geb. ℳ 4,—.

„Verheißung und Erfüllung". Ein Jahrgang Volkspredigten über alttestamentliche Texte. (Stadtmission, 1897.) Preis ℳ 3,—, geb. ℳ 4,—.

„Beständig in der Apostellehre". Ein Jahrgang Predigten über die Episteln der Eisenacher Perikopenreihe. (Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt, 1901.) Preis ℳ 3,—, geb. ℳ 4,—.

„Die sonntägliche Predigt", Band 1—27. Je ein Jahrgang Volkspredigten aus den Kirchenjahren 1882—1908. (Stadtmission.) Bis Jahrgang 1899 Preis brosch. ℳ 0,80, geb. ℳ 1,20. Von Jahrgang 1900 an Preis brosch. ℳ 1,—, geb. ℳ 1,50.

1909 erschien in 2. Auflage:

„Das Leben Jesu in täglichen Andachten". 460 Seiten. (Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt.) Preis ℳ 2,—, ff. geb. ℳ 3,—.

Einzelne Predigten sind oft im Druck erschienen. Erwähnt mögen sein:

„Jesus Christus gestern, heute und derselbe in Ewigkeit". Predigt über Evangelium St. Johannis 14, 6 am 2. Sonntage nach Trinitatis, den 10. Juni 1877, nach der Bestreitung des apostolischen Glaubensbekenntnisses. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) ℳ 0,25.

„Die Mission ein Stück deutscher Mission". Missionspredigt über Evangelium Matthäi 28, 18—20, gehalten am 28. September 1881 in der St. Katharinen-Kirche zu Frankfurt a. M. 14 Seiten. (Frankfurt a. M., 1881, Schriftenniederlage des Evangelischen Vereins.) ℳ 0,20.

„Das Wirken Jesu für uns. Unser Wirken für Jesum Christum". Predigt zum Jahresfest und Jubiläum des Evangelischen Vereins zu Wiesbaden gehalten. 14 Seiten. (Herborn, Buchhandlung des nassauischen Kolportagevereins.) ℳ 0,20.

In fünf Auflagen erschien: „Des Herrn Weg in China". Predigt in der Stadtmissionskirche, 1901. ℳ 0,10.

Zur Sozialpolitik und Inneren Mission erschienen:

„Sozialdemokratisch, sozialistisch und christlich-sozial". Vortrag, gehalten in Braunschweig, am 30. März 1880. (Braunschweig, Wollermann.) ℳ 0,50.

„Die Bibel und die soziale Frage". Vortrag, gehalten im Evangelischen Arbeiterverein zu Nürnberg am 22. September 1879. 6. Auflage. (Nürnberg, Raw.) ℳ 0,20.

„Zur Handwerkerfrage". Ein Vortrag, gehalten zu Breslau Ende März 1880. (Breslau, Max & Co.) ℳ 0,50.

„Christliche konservative Ziele für die Gegenwart". Vortrag, gehalten am 1. April 1881 im Festsaal der Liederhalle zu Stuttgart. (Stuttgart, Dietz.) ℳ 0,25.

„Eine entscheidende Stunde deutscher Geschichte". Vortrag, gehalten am 27. Juli 1881 im Konzerthause zu Halle a. S. (Halle, Petersen.) ℳ 0,15.

„Die persönliche Verantwortung der Besitzenden und Nichtbesitzenden in der sozialen Bewegung der Gegenwart". Vortrag, gehalten in der St. Martinskirche zu Basel. (Basel, 1881, Schneider.) ℳ 0,25.

„Die sozialen und kirchlichen Notstände in den großen Städten". (Stuttgart, 1888, Steinkopf.) ℳ 0,20.

„Christlich-sozial". Reden und Aufsätze. (Buchhandlung der Berliner Stadtmission, 1890.) 556 Seiten. Preis ℳ 1,80.

„Die soziale Lage und Frage". (Gernsbach, 1890, Kolportageverein.) ℳ 0,20.

„Ist die christlich-soziale Partei tot?" Reden von Stoecker und anderen. (Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt, 1898.)

„Sozialismus, Christentum und Sonntag". Von Adolf Stoecker. (Stuttgart, 1892, Steinkopf.)

„Kann ein Christ Sozialdemokrat, kann ein Sozialdemokrat Christ sein?" Hefte der Freien kirchlich-sozialen Konferenz. Berliner Stadtmission. Preis ℳ 0,50.

„Sozialdemokratie und Sozialmonarchie". (Leipzig, 1891, Grunow.) Preis ℳ 0,50.

„Das deutsche Volk im Kampfe mit seinen Verderbern". (Freiburg, 1891, P. Westphal.) ℳ 0,25.

„Ueber die Bedeutung des Mittelstandes und die Notwendigkeit seiner Erhaltung und Stärkung". (Zwickau, 1892, Badstübner.) ℳ 0,15.

„Der Zukunftsstaat". Reden der Abgeordneten Bachem, E. Richter und Stoecker. (Expedition des „Reichsboten", 1893.) ℳ 0,20.

„Arm und reich". Vortrag. (Basel, 1891, A. Geering.) ℳ 0,10.

Zur Frauenfrage:

„Die Frauenfrage". Referate und Diskussion. Von Prof. M. v. Nathusius und Adolf Stoecker. (Stadtmission, 1899.) Preis ℳ 0,50.

„Die Rechte und Pflichten der Frau in der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinde". Referate mit Diskussion. (Stadtmission, 1903.) Preis ℳ 0,50.

„Die Heranziehung der Frauen an die kirchliche Arbeit". (Stadtmission, 1903.) Preis ℳ 0,50.

„Die Kirche und die Frauenfrage". Vortrag, gehalten in der öffentlichen Hauptversammlung des Landesvereins für Innere Mission am 31. Oktober 1906 zu Schwerin i. M. (Wismar, H. Bartholdi.) Preis ℳ 0,60.

Zur Judenfrage finden sich die wichtigsten Reden in „Christlich-sozial". Außerdem sind erschienen:

„Das moderne Judentum in Deutschland, besonders in Berlin". Zwei Reden, gehalten in der christlich-sozialen Arbeiterpartei. 5. Auflage. 40 Seiten. (Wiegandt & Grieben, 1880.) Preis ℳ 0,50.

„Die Judendebatte im preußischen Abgeordnetenhause". Reden von Goßler, Stoecker, Rickert. 42 S. (Aktiengesellschaft für Druck und Verlag, 1890.) Preis ℳ 0,40.

Religiös und apologetisch:

„Sündlosigkeit und Heiligung". (Stadtmission, 1892.) ℳ 0,20.

„Gemeinschaftspflege und kirchlich-soziale Arbeit". Predigten und Reden. (Stadtmission.) Preis ℳ 0,40.

„Christliche Wissenschaft (christian science) und Glaubensheilung". (Stadtmission, 1901.) Preis ℳ 0,50.

„Die Bedeutung der christlichen Weltanschauung für die brennenden Fragen der Gegenwart". (Gera, 1881, Burow.) Preis ℳ 0,40.

„Die Aenderung der bisherigen Konfirmationspraxis". Referat mit Diskussion und Preßstimmen. (Stadtmission, 1900.) Preis ℳ 0,50.

„Welche Gefahren drohen dem kirchlichen Bekenntnis seitens der modernen Theologie und was können die Gemeinden tun zur Abwehr?" (Gütersloh, 1903, Bertelsmann.) ℳ 0,20.

„Das apostolische Glaubensbekenntnis". Bericht über die in der „Tonhalle" zu Berlin am 14. Oktober 1892 gehaltene Versammlung bekenntnistreuer Männer. Reden von A. Stoecker, D. Vogel u. a. (Stadtmission.) Preis ℳ 0,50.

Patriotisch:

„Die drei Paladine des alten Kaisers". Erinnerungen aus großer Zeit. Vortrag, gehalten am 5. Dezember 1906 in Essen-Ruhr. (Essen, 1907, M. O. Hülsmann.) Preis ℳ 0,40.

„Der religiöse Geist in Volk und Heer während des französischen Krieges". Ein Vortrag. (Wiegandt & Grieben, 1876.) Preis ℳ 1,—.

Zur Sittlichkeitsfrage:

„Was lehren uns die Skandalprozesse der Gegenwart?" Vortrag. (Leipzig, 1901, H. G. Wallmann.) ℳ 0,25.

„Das christliche Sittlichkeitsideal und der Goethebund". 1. Referat von Stoecker, 2. Diskussion. 3. Anhang: „Goethe und der Goethebund". (Hamburg, 1901, Herold.) Preis ℳ 0,60.

Wirft man nun einen Blick auf die Literatur etwa der zwanzig Jahre von 1878 bis 1898, soweit sie in irgendeiner Beziehung zur Stoeckerschen Bewegung steht, so ergibt sich von vornherein, daß es ein unmögliches Unterfangen wäre, im

Rahmen dieses Buches einen auch nur annähernd erschöpfenden Ueberblick zu geben. Die Zahl dieser Schriften würde nicht in die Hunderte, sondern in die Tausende gehen. Es wäre das eine Aufgabe für sich.

Wenn Verfasser nachstehend doch einige Schriften nennt, so beschränkt er sich im wesentlichen nur auf die eigentlichen „Stoeckeriana", d. h. auf diejenigen Sachen, die eine unmittelbare Beziehung zu Stoeckers Person haben. Um irgendeine Vollständigkeit kann es sich aber auch bei diesen nicht handeln, sondern nur um eine Ergänzung des Lebens- und Zeitbildes in dem Sinn, daß auch durch den Umfang der literarischen Produktion die Tiefe und Stärke der christlich-sozialen Bewegung erwiesen wird.

An der Spitze der literarischen Bewegung ist das von Stoecker veranlaßte Buch zu nennen: „Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft". Versuch einer Darstellung des sozialen Gehalts des Christentums und der sozialen Aufgaben der christlichen Gesellschaft auf Grund des Neuen Testaments. Von Pastor Rudolf Todt. (Wittenberg, 1878, Herrosé.) ℳ 6,—. Dieses Buch stellte den ersten und darum noch unreifen Versuch dar, die Pflicht der Christen in der sozialen Frage zu präzisieren. Weit reifer war ein zweites großes wissenschaftliches Werk: „Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage". Von Prof. D. Martin v. Nathusius. 2 Bände. (Leipzig, 1894, Hinrichs.) ℳ 14,—. Dieses Werk dürfte im ganzen und großen Stoeckers Anschauungen entsprechen. Als sehr anregend wurden auch von Stoecker oft empfohlen die Bücher des (kirchlich-liberalen) Amerikaners Peabody.

Für den Gebrauch christlicher Arbeiter sind erschienen:

„Soziales Handbuch". Von Pfarrer Lic. Weber. (Hamburg, Rauhes Haus.) ℳ 4,50.

„Die soziale Frage". Von E. Gräbenteich. (Hagen, Rippel, 1908.) 375 Seiten. ℳ 4,—.

„Christlich-sozial". Ein Handbuch für jedermann. (Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt, 1894.) 59 Seiten. Preis ℳ 0,35.

Geschichtliche Darstellungen sind zwei vorhanden. Die eine: „Die Geschichte der Berliner Bewegung" von Max Schön (Leipzig, Oberdörffer, 1889 — 479 Seiten) reicht freilich nur bis 1889. ℳ 10,—. Die andere: „Von Wichern bis Posadowsky" — zur Geschichte der Sozialreform und der christlichen Arbeiterbewegung — von Dietrich von Oertzen (Hamburg, Rauhes Haus, 1908 — 232 Seiten; ℳ 3,—) wurde im Auftrage der Kirchlich-sozialen Konferenz geschrieben. Einen Blick in die Vergangenheit warf: „Die christlich-sozialen Ideen der Reformationszeit". Von D. M. v. Nathusius. (Gütersloh, Bertelsmann.) ℳ 2,40.

Die Person im allgemeinen behandeln:

„De Hofprediker Ad. Stoecker". Eene Voorlezing door Dr. A. W. Bronsveld. (Utrecht.) Ohne Jahreszahl.

„Stoeckers agitatorische Tätigkeit". Aufsatz von F. Stöter. (Hamburg, Persiehl, 1885.) 16 Seiten. ℳ 0,20.

„Der Hofprediger Stoecker in Zürich". Von C. W. Kambli, Pfarrer in Horgen. (Abdruck aus den „Zeitstimmen".)

„Adolf Stoecker". Vortrag von L. Pestalozzi, Pfarrer in Zürich. (Halle, 1885.) 35 Seiten. ℳ 0,80.

Verteidigungsschriften sind:

„Der falsche und der wahre Stoecker". Verfasser Frhr. v. Ungern-Sternberg, M. d. R. (Leipzig, Böhme, 1885.) 31 Seiten. ℳ 0,40.

„Adolf Stoecker und die Angriffe seiner Gegner im Lichte der Wahrheit". Von einem Nichtpolitiker (Pastor Bunke). (Berlin, Warneck, 1901.) 63 Seiten. Preis ℳ 0,50.

Nach dem Tode erschienen:

„Adolf Stoecker". Zwei Reden von Reinhold Seeberg und Adolf Wagner. (Berlin, Trowitzsch, 1909.) 51 Seiten. ℳ 1,—.

„Adolf Stoecker". Erinnerungsblätter, herausgegeben von Ernst Bunke. (Berlin, Stadtmission, 1909. 212 Seiten.) Preis ℳ 1,—.

„Adolf Stoecker". Ein Volksabend von Max Braun. (Gotha, F. E. Perthes.) 32 Seiten. Preis ℳ 0,80.

„D. Adolf Stoecker". Von Max Braun. (Berlin, Ostdeutscher Jünglingsbund.) ℳ 0,20.

Als Aktenmaterial zu Stoeckers Leben sind beachtenswert:

„Der Prozeß Leckert-Lützow". Stenogramm. (Berlin, Teistler, 1896.)

„Der gefälschte Brief". Stenographischer Bericht über den Witte-Stoecker-Prozeß vom 29. und 30. Januar 1897. (Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt.) 278 S. Preis ℳ 0,50.

„Prozeß Stoecker wider die „Freie Zeitung". (Berlin, Hugo Polke & Co., 1885.) ℳ 0,30.

Dieses von jüdischer Seite herausgegebene angebliche Stenogramm ist freilich tendenziös und unzuverlässig.

Persönliche Angriffe enthalten:

„Mein Konflikt mit Herrn Hof- und Domprediger Stoecker". Eine Rechtfertigung und ein Appell. Von Pastor Carl Witte. (Berlin, Fontane, 1889.) Preis ℳ 1.

„Hofprediger Stoecker". Persönliche Erlebnisse unter den Christlich-Sozialen. Von G. F. Leschmann. (Offenbach, Strauß, 1881.) 16 Seiten.

„Adolf Stoecker, der Unvorsichtige". Von Ignotus. (Berlin, Rosenbaum & Hart, 1895.) 40 Seiten. ℳ 0,60.

„Die angeblichen 10000 Mark des Herrn von Bleichröder". Von Christoph Josef Cremer. (Berlin, Luckhardt, 1889.) ℳ 0,50.

„Der Kulturkämpfer", Zeitschrift von Otto Glagau, enthält Aufsätze über Stoecker in den Heften 22, 24, 110, 120.

„Das Eisenacher Attentat auf die theologische Fakultät der Universität Jena im Jahre des Heils 1881". (Jena, Dabis, 1881.) ℳ 0,80.

Unerheblich sind:

„Hofprediger Stoecker und der Hof". (Berlin, Eckstein.) 56 Seiten. Preis ℳ 0,75.

„Kandidat Hand". Gespräche Tübinger Studenten (über Stoecker). Von R. Pries. (Waren, Sergel.) 91 Seiten. (Poesie.) ℳ 1,50.

Um prinzipielle Hauptfragen handelt es sich in folgenden Schriften: „Denkschrift der sozial-konservativen Vereinigung zu Berlin 1881". (Berlin, Schulze, 1881.) 159 Seiten. ℳ 2,50.

„Der deutsche Protestantismus und das öffentliche Leben". Von Julius Werner. (Hagen, Rippel.) 107 Seiten. ℳ 1,—.

„Was heißt christlich-sozial?" Von D. Alexander von Oettingen. ℳ 1,60. — Unter demselben Titel: „Was heißt christlich-sozial?" ℳ 1,40, erschienen Gesammelte Aufsätze von Friedr. Naumann. (Leipzig, Deichert.) Bekanntlich ging Naumann in seinen ersten Schriften noch einigermaßen die Wege der Inneren Mission, um dann freilich sehr bald und immer stärker in die Bahnen des kirchlichen Liberalismus und der politischen Demokratie einzulenken.

In vielen Heften beschäftigte sich die Broschürensammlung „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" mit der christlich-sozialen Bewegung. Stoeckers Freund, Pfarrer Wahl, untersuchte: „Gibt es eine Verchristlichung des Weltlebens?" (Stuttgart, Belser.) 55 Seiten. ℳ 0,80.

Außer diesen „Zeitfragen" gab es noch mehrere Broschürensammlungen, die mehr oder weniger in Beziehung zur Stoeckerschen Bewegung standen. Unter den Heften des Evangelisch-sozialen Kongresses findet sich ein von Stoecker verfaßtes. In Chemnitz erschienen mehrere Bände einer „Internationalen Monatsschrift", Organ der Alliance universelle antijuive. (1882, 1883, Ernst Schmeitzner.) Weiter sind hier zu nennen die Hefte der Instituta Judaica in Berlin und Leipzig.

Unter den Schriften des Institutum Judaicum in Berlin, herausgegeben von Prof. Strack, finden sich mehrere auf die Zeitereignisse bezügliche Hefte.

Das Institutum Judaicum in Leipzig gab eine große Reihe von Schriften heraus, welche der Judenmission dienen sollten. Einige dieser Schriften sind rein missionarisch, bezw. historisch. Viele andere verdankten ihre Entstehung der Stoeckerschen Bewegung. Desgleichen manche Artikel in der Zeitschrift „Saat auf Hoffnung". (Leipzig, Akademische Buchhandlung.) Wesentlich im Dienst der antisemitischen Bewegung stand der Verlag Glöß in Dresden. Dort erschienen die Sachen des Schriftstellers Max Bewer.

Der christlich-sozialen Bewegung und Stoecker persönlich sehr feindlich war das Wochenblatt „Sunem", herausgegeben von D. Paulus Cassel. (Berlin, Selbstverlag, Druck von Windolff.)

Von christlich-philosemitischer Seite traten gegen Stoecker auf die Professoren Baumgarten, Delitzsch, Strack, Cassel. Es erschienen:

„Wider Herrn Hofprediger Stoecker". Von Dr. M. Baumgarten. (Berlin, Stuhr, 1881.) ℳ 0,50.

„Stoeckers gefälschtes Christentum". Von M. Baumgarten. (Berlin, Stuhr, 1881.) ℳ 0,50.

„Die Antisemiten und die evangelische Kirche". Von Prof. Paulus Cassel. (Berlin, Wohlgemuth, 1881.) 46 Seiten. ℳ 0,75.

„Ahasverus". Wissenschaftliche Abhandlung von D. Paulus Cassel. Protest wider Ed. v. Hartmann und Adolf Stoecker. (Berlin, Gerstmann, 1885.) 70 Seiten. ℳ 1,—.

„Herr Adolf Stoecker, christliche Liebe und Wahrhaftigkeit". Von Prof. Hermann L. Strack. (Karlsruhe, Reuther, 1886.) 100 Seiten. ℳ 1,—.

Die doktrinäre Orthodoxie vertrat als Gegner Stoeckers Abt Uhlhorn in den Schriften:

„Katholizismus und Proteſtantismus gegenüber der ſozialen Frage. Von D. Gerhard Uhlhorn. (Göttingen, Ruprecht, 1887.) Preis ℳ 1,—.

„Die kirchliche Armenpflege in ihrer Bedeutung für die Gegenwart". Von D. Gerhard Uhlhorn. (Göttingen, Ruprecht, 1895.) Preis ℳ 1,—.

Heftig eingenommen gegen Stoecker war ein heſſiſcher Landwirt Peſtalozzi: Er ſchrieb:

„Der Antiſemitismus ein Krebsſchaden". (Leipzig, Akademiſche Buchhandlung, 1891.) ℳ 1,60.

„Antiſemitismus und Judentum." Ein Beitrag zur Beleuchtung der Stoeckerſchen Agitation. 2. Auflage. (Halle a. S., Strien, 1886.) Preis ℳ 1,40.

„Herr Hofprediger Stoecker und die chriſtlich-ſoziale Arbeiterpartei". Ein Beitrag zur Wegeleitung des öffentlichen Urteiles. (Halle, Strien, 1885.) Preis ℳ 0,80.

Sehr ſtark ſchwoll die Literatur an, als der Kaiſer in ſeinem Telegramm über Stoecker die politiſchen Paſtoren für ein „Unding" erklärt hatte.

„Sind politiſche Paſtoren ein Unding?" (Pforzheim, Haug, 1896.) ℳ 0,50.

„Paſtoren und Politik". Von Fr. Lemme. (Leipzig, Werther, 1896.) 27 Seiten. ℳ 0,50.

„Der Kaiſer und die Paſtoren". (Dresden, Glöß.) ℳ 0,75.

„Die Stoeckerſche Bewegung und der evangeliſche Geiſtliche". (Berlin, Thormann & Goetſch, 1884.) 31 Seiten. ℳ 0,50.

„Geiſtliche Katilinarier?" Von Pfarrer Paul Jäger. (Leipzig, Reinhold Werther.) ℳ 0,60.

Stoeckers Arbeit wird angegriffen in folgenden Schriften:

„Hofprediger Stoecker, der Sozialpolitiker. Eine Streitſchrift von Franz Mehring. (Bremen, Schünemann, 1882.) 104 Seiten. Preis ℳ 2.

„Der Hofprediger Stoecker, seine Feinde und sein Prozeß". Von Grandt. (Berlin, Selbstverlag, 1885.) 32 Seiten. Preis ℳ 0,60.

„Onesimus". Biblisch-sozialer Vortrag von D. Poetter, Generalsuperintendent. (Gütersloh, Bertelsmann, 1896.) 34 Seiten. ℳ 0,50.

Weitere gegnerische Schriften waren:

„Der Apostel Stoecker, seine Jünger und der deutsche Bürgerkrieg". Von Dr. E. Kleist. (Berlin, Stuhr, 1881.) ℳ 0,50.

„Stoecker contra Walter". Von E. Walter, (Magdeburg, 1881.)

„Die Theorien des Herrn Hofpredigers Stoecker in der Pastoralkonferenz und die Frauen". Von einer Gläubigen im Evangelium des Friedens. (Berlin, Stuhr, 1882.)

„Stoeckers angeblich ethisch-soziale Judenfrage". Von Dr. F. Müller. (Würzburg, Buchdruckerei des „Würzb. Telegraph", 1880.) ℳ 1,20.

„Offener Brief eines jüdischen Predigers an Herrn Hofprediger Stoecker". (Leipzig, R. Friese, 1879.) ℳ 0,40.

„Anti-Stoecker". Von Dr. E. Lesson. (Berlin, Schildberger, 1879.) ℳ 0,50.

„Offenes Sendschreiben von A. Freiherr von Rothschild in Wien an Herrn Stoecker". Hebräisch und deutsch. (Preßburg, 1880.) ℳ 0,40.

„Semiten und Arier". Brief an Herrn D. Stoecker. Von Mos. Oppenheimer. (Mannheim, Selbstverlag.) ℳ 0,50.

„Ein Wort im Vertrauen an Herrn Hofprediger Stoecker". Von einem, dessen Name nichts zur Sache tut. (Berlin, Gerschel, 1880.) ℳ 0,50.

In 45 000 Exemplaren wurde von den Juden eine Schrift verbreitet: „Die Pflicht der Selbstverteidigung". Von

Dr. M. Mendelsohn. Es handelt sich um eine Rede, die als Jahresbericht des Vorsitzenden des „Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" in der ersten öffentlichen Generalversammlung gehalten wurde. Der Verein bezweckt die Betonung und Wahrung der staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten der Juden und enthält einen Aufruf zur Mitwirkung an der Selbstverteidigung der verfassungsmäßigen Rechte. Mendelsohn legt dar, was man alles schon getan habe. Es wurde eine genaue Kontrolle der antisemitischen Presse organisiert und alles von Juristen aufgestochen, was irgend Handhabe für strafrechtliche oder disziplinarische Verfolgung abgeben konnte. Mendelsohn führt dann eine Reihe von Fälle an, in denen man Blätter dem Staatsanwalt denunziert, einen Bezirkskommandeur verklagt, ja sogar die Sache der Nichtbeförderung eines Juden „in die Hand genommen". Dem wird charakteristisch hinzugefügt: „Wir verhehlen uns nicht, daß wir nicht immer tatsächlich durchdringen werden. Aber wir versprechen uns Erfolg hauptsächlich von der Gesamttätigkeit."

Jüdisch oder philosemitisch sind folgende Schriften:

„Ein Wort an Heinrich von Treitschke". Von Dr. S. Meyer. (Berlin, Stuhr.) Preis ℳ 0,50.

„Wie begegnen wir dem Antisemitismus?" Ein Wort an meine jüdischen Volksgenossen. Von Ed. G. Gedalius. (Leipzig, Faber, 1893.) 39 Seiten. ℳ 0,60.

„Die Lehrsätze des neugermanischen Judenhasses". Von Ludwig Stern. (Würzburg, Stahel, 1879.) 63 Seiten. ℳ 1,20.

„Ein Wort an die deutschen Juden". Von Mausche Mochuls Leib. (Zürich, Cäsar Schmidt, 1881.)

„Ein Wort an Herrn Hermann Meßner". Von S. Meyer, Redakteur der „Jüdischen Presse". (Berlin, Goetz, 1877.)

„Herrn Stoeckers Treiben und Lehren". Von Dr. A. Bernstein. (Berlin, Schilke.) 27 Seiten.

„Den Judenfeinden Treitschke, Marr und Stoecker". Predigt von Rabbiner Karo in Erfurt. 1879.

„Zur Beleuchtung des Stoecker-Mythus". Ein freies Wort von Dr. theol. M. Schwalb. (Berlin, Walter & Apolant, 1885.) 47 Seiten. ℳ 1,—.

„Klage des ewigen Juden gegen Herrn Hofprediger Stoecker". Von Dr. C. J. Schillik. (Berlin, Kronisch, 1881.)

„Ein geistiger Krach im Parlament". Mahnruf an Stoecker von Sincerus. (Heidelberg, Weiß, 1883.) 30 Seiten. (Bezieht sich auf die Landtagsrede vom 26. Februar 1883.)

„Lettre publique à l'adresse de M. Stoecker" 1888. (Verfasser ein Jude Kahn in Brüssel.)

„Herrn Stoeckers Rede (22. November 1880) im Lichte der Wahrheit". (Berlin, Barthel, 1880.) 33 Seiten. Preis ℳ 0,50.

„Zwei Erwiderungsvorträge gegen Hofprediger Stoecker". Von Elias Cohn. (Berlin, Selbstverlag.) Preis ℳ 0,25.

„Herr Stoecker und sein Prozeß". Von Arnold Perls. (Leipzig, Unflad, 1885.) 40 Seiten. Preis ℳ 0,60.

Zur Frage des „Ritualmordes" erschienen:

„Tisza-Eßlar". Von Geza von Onody. (Budapest.)

„Ein Ritualmord". Aktenmäßig nachgewiesen von Pfarrer Dr. Josef Deckert. (Dresden, Glöß.) 39 Seiten. Preis ℳ 0,50.

„Der rituelle Christenmord in Tisza-Eßlar". Trotz der Freisprechung eine Tatsache. Von Adolar Werther. (Berlin, Bredow.) 64 Seiten.

„Prozeß Oberwinder". Eine Beleuchtung des Falles Buschoff. (Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt, 1892.) Preis ℳ 0,60.

„Der Blutaberglaube". Blutmorde und Blutritus. Von Hermann L. Strack. (München, Beck, 1892.) 155 Seiten. Preis ℳ 2.

„Brauchen die Juden Christenblut?" Von Kunibert Erbsreich. (Berlin, Schulze, 1882.)

„Der Talmudjude vor dem Kollegium Rohling-Stoecker-Pobedonoszew". Von Dr. K. Lippe. (Preßburg, Löwy, 1884.)

„Rohlings Talmudjude". Beleuchtet von Franz Delitzsch. (Leipzig, Dörffling & Francke, 1881.) ℳ 1,20.

„Was D. August Rohling beschworen hat und beschwören will". Zweite Streitschrift von Franz Delitzsch. (Ebenda, 1883.) Preis ℳ 0,60.

„Schachmatt den Blutlügnern Rohling und Justus", entboten von Franz Delitzsch. (Erlangen, Deichert, 1883.)

„Franz Delitzsch und die Judenfrage". Antwort von Prof. Dr. Aug. Rohling. (Prag, Reinitzer, 1881.) ℳ 1,50.

Zur Trennung von den Konservativen:

„Zum Austritt Stoeckers aus der konservativen Partei". Herausgegeben von Oberst z. D. von Krause, Vorsitzender des Wahlvereins der Berliner Deutsch-Konservativen. (Berlin, Max Pasch, 1896.) ℳ 0,50.

„Herkules am Scheidewege, oder Stoecker und die konservative Fraktion". Von Ludwig Kynades. (Leipzig, Werther, 1896.) ℳ 0,25.

„Der Austritt Stoeckers aus der konservativen Partei". Von A. Röder. (Karlsruhe, Müller & Gräff, 1896. Preis ℳ 0,50.

„Kann Hofprediger Stoecker Parteiführer sein?" Alte und neue Charakterzüge Adolf Stoeckers. Von einem Eingeweihten. (Berlin, Möller.) Preis ℳ 0,50.

Die Aera Stumm zeitigte folgendes:

„Freiherr von Stumm-Halberg und die evangelischen Geistlichen im Saargebiet". Herausgegeben

von der Saarbrücker evangelischen Pfarrkonferenz. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1896.) Preis ℳ 0,60.

„Ueber die Stummsche Herrenhausrede gegen die Kathedersozialisten". Schreiben an den Prof. Hinschius von den Professoren Delbrück, Schmoller, Wagner. (Berlin, Stilke, 1897.) 32 Seiten. ℳ 0,50.

„Offener Brief an den Frhrn. von Stumm". Von Hermann Kötzschke. (Leipzig, Werther, 1895.) 82 Seiten. ℳ 1,—.

„Anti-Stumm". Von H. R. Schäfer. (Göttingen, Ruprecht, 1895.) Preis ℳ 0,60.

„Die Wolke wird verschwinden!" Eine christlich-soziale Verantwortung gegenüber dem Freiherrn von Stumm-Halberg. (Bielefeld, Siedhoff.) 15 Seiten. Preis ℳ 0,15.

Antisemitische Streitschriften:

„Cassel! Predige deinen Juden und dir selbst!" Von Ludwig Berthold. (Berlin, Luckhardt, 1881.) ℳ 0,50.

„Was sagt Christus von den Juden?" Ein Beitrag zur Lösung der Judenfrage. Predigt von Pfarrer Wagner. (Berlin, Traktatgesellschaft, 1893.) 32 Seiten. ℳ 0,20.

„Das Judentum im Staate". Aus dem „Reichsboten" von Dr. May. 1884. 46 Seiten.

„Zur Judenfrage". Vortrag von Frhr. v. Hammerstein. (Berlin, „Kreuzzeitung", 1892.)

„Was soll mit den Juden geschehen?" Anleitung zur gesetzlichen Lösung. Von Dr. Polakowsky. (Berlin, Schulze, 1881.) 60 Seiten. ℳ 1,—.

„Was machen wir Christen mit unseren Juden?" Von K. H. C. Plath. (Nördlingen, Beck, 1881.) Preis ℳ 2,80.

„Der Juden Anteil am Verbrechen". Statistik. (Berlin, Hentze, 1881.) 19. Seiten. Preis ℳ 0,60.

„Vorurteil oder berechtigter Haß?" Von R. A. C. v. Wedell. (Berlin, Hentze.) 50 Seiten. Preis ℳ 0,90.

„Israel im Heere". Von H. Naudh. (Berlin, Hentze.) Preis ℳ 0,50.

„Warum muß der Antisemitismus siegen?" (Spandau, Schob, 1893.) 16 Seiten. ℳ 0,25.

„Zur Lösung der Judenfrage". Briefwechsel zwischen einem christlichen Pfarrer und einem jüdischen Lehrer im Großh. Hessen. (Darmstadt, Winter, 1894.) 40 Seiten. ℳ 0,25.

„Judentum und Sozialdemokratie". Ein Beitrag zur Beförderung der Einsicht in die sozialistisch-jüdische Koalitionserscheinung unserer Zeit. Von Alexander Berg. (Berlin, Dewald.) Preis ℳ 1.

Wissenschaftlichen Charakter tragen folgende Bücher:

„Die evangelische Christenheit und die Juden". Von Lic. de le Roi. (Berlin, Reuther.) 2 Bände. Preis ℳ 10.

„Das Alte Testament und die Humanität". Von Prof. C. H. Cornill. (Leipzig, Hinrichs.) 24 Seiten. Preis ℳ 0,50.

„Die Judenfrage und ihr Geheimnis". Von Dr. R. Fr. Grau, Prof. (Gütersloh, Bertelsmann, 1881.) 56 Seiten. ℳ 1,—.

„Die Zerstreuung des Volkes Israel". Von Wilhelm Pressel. 5 starke Hefte. (Heilbronn, Henninger, 1887.) Preis ℳ 7,40.

„Das Judentum in Gegenwart und Zukunft". Von Eduard von Hartmann. (Leipzig, 1885.) Preis ℳ 5.

„Das Erwachen der jüdischen Nation". Der Weg zur endgültigen Lösung der Judenfrage. Von F. Hemann. (Basel, Kober, 1897.) 114 Seiten. ℳ 1,—.

„Der Talmud". Von H. Daab. (Leipzig, Böhme.) 208 Seiten. Preis ℳ 1,50.

Auch das Ausland beteiligte sich an der antisemitischen Bewegung. In Frankreich schrieb Drumont: La France juive, und der Akademiker Leroy-Beaulieu: Les juifs et l'antisémitisme. Israel chez les nations. Ins Deutsche aus dem Italienischen übersetzt wurde: „Der Antisemitismus und die Juden". Von Professor C. Lombroso. (Leipzig, Georg Wigand, 1894.) 114 Seiten. ℳ 2,—.

In Wien und Pest schwoll die antisemitische Literatur ins Ungeheure.

Die letzte wissenschaftliche Schrift, die Stoecker gelesen hat, war: „Reich Gottes und Kirche im Lichte der Zeitentwicklung". Von Generalsuperintendent a. D. Dr. Teichmüller in Dessau. (Berlin, Oranienstr. 105, 1908.) 45 Seiten. Preis ℳ 0,50. Diese Schrift stellt sich ganz auf den Boden der Freien kirchlich-sozialen Konferenz.

Zum Schluß sei erwähnt, daß auch die schöne Literatur, Poesie und Belletristik, sehr ausgiebig durch die Stoeckersche Bewegung befruchtet wurde. Es erschienen antisemitische und philosemitische Romane, Novellen und sogar Dramen. Von den antisemitischen Dramen hat wohl nur Glagaus „Aktien" eine Aufführung erlebt, die natürlich schwer verwirklicht werden konnte, da das Theater wesentlich in Judenhänden liegt. Dagegen kam Paul Lindaus philosemitisches Tendenzstück „Gräfin Lea" sogar im Königlichen Schauspielhaus zur Darstellung.

Namen-Register.

In dieses Register sind nicht alle Namen aufgenommen. Speziell ausgelassen sind die Namen der nur beiläufig erwähnten, für Stoeckers Leben unerheblichen Personen.

Das beigefügte f bedeutet, daß der Name auf den nächstfolgenden Seiten mehrfach vorkommt.

Kapitel XIV ist im Register außer Betracht geblieben.

Abel, Pfarrer. I, 57.
Ahlfeld, Pastor. I, 180.
Ahlwardt. II, 83 f.
Albrecht, Prinz von Preußen. I, 125. 424. II, 320. 358.
Altgelt. I, 354. 355.
Andreae-Roman. I, 427.
Appia, Pfarrer. I, 55.
Arnim, v., Bezirkspräs. I, 92. 93.
Arnim, v., Frau. I, 92. 93.
Auer. I, 301.

Bachem, Abg. I, 223.
Bäcker. I, 305 f.
Bär. I, 311.
Barkhausen. I, 370. II, 32, 218. 219 f.
Baumgarten (Jena). II, 15.
Baumgarten (Rostock). I, 210.
Baur, Hofpred. I, 103. 106. 112. 118. 127. 154. 164. 177. 195.
Bebel. I, 292. 301. 352. 353. II, 251 f.
Bellermann, Dr. I, 347.
Benda, v. II, 8.
Bender, Prof. I, 291. 398.
Benzenburg. I, 207.
Bernstein, Max. I, 263. II, 235.
Bernstorff, Gf. Andr. II, 168.
Bernstorff, Gräfin Clara. II, 300.
Bethmann Hollweg, v. II, 310.
Beyschlag, Prof. I, 125. 126. 127. 251. 320. 355. 359. II, 33.
Bismarck. I, 120. 217. 220. 221. 237. 242. 246. 273. 336. 346. 349. 353. 356. 358. 376. 381. 394. 395. 404. 416.
Bismarck, v., Landr. I, 424.
Bissing, v. I, 121.
Blaß, Prof. II, 324.
Bleichröder. I, 217. 218. 219. 221.
Blumenthal. II, 233.
Böckel. I, 348. II, 84.
Bodelschwingh, v., Pastor. I, 322. 337. 340. 372. 402. II, 9. 12. 14. 133. 174. 329. 359.
Böhme, Land. II, 63. 104. 152. 207. 211. 309. 313 f.
Bommert, Red. I, 321.
Bonin, v. II, 84.
Bosse, Kultusminister. I, 24. 112. 235. II, 176.
Böttticher, v., Min. I, 332. II, 218.
Braasch, Sup. I, 252.
Brandes. I, 227. 228.
Braun, Gen.-Sup. I, 366. 426.

Braun (Max), Pastor. II, 147. 217. 300.
Braun, Hofpred. I, 319. 425. II, 17. 198.
Brecher, Prof. I, 347. II, 112 f
Brückner, Gen.-Sup. I, 109. 111.
Brünken, v., Oberbgmstr. I, 20.
Büchsel, Gen.-Sup. I, 35. 164. 172. 180.
Bueck, Abg. II, 178.
Bülow, Fürst. II, 305. 320.
Bunke, Pastor. II, 282. 300.
Burckhardt, Dr. (Georg). II, 133. 136.
Burckhardt, Walter. II, 147.
Buschoff. II, 234.

Carus, Gen.-Sup. I, 317.
Cassel, Paulus. I, 210. 211.
Christlieb, Prof. I, 284. 287.
Cranach, v. II, 133.
Cremer, Abg. I, 245. 270. 349. II, 53.
Cremer, Prof. I, 128. 180. 196. 197. 359. 360. 367. 425. II, 11. 39. 63. 198 f.
Crémieux. I, 207.
Curtius, Präs. II, 233.

Dalton. I, 371. II, 63.
Dammann, Pastor. II, 202 f.
Daubenspeck. I, 279.
Davidsohn, Rob. I, 240.
Delbrück, Prof. II, 133. 193.
Delitzsch, Prof. I, 210. 263.
Dennert, Dr. II, 208.
Dentler. I, 143.
Dernburg, Schriftsteller. II, 346.
Diest, v. II, 62.
Diestelkamp, Pastor. I, 203.
Dietz, Red. I, 336.
Dillmann, Prof. I, 291.
Disselhof, Pf. I, 79.
Douglas, Gf. I, 396.
Dubois-Reymond, Prof. I, 274. 275.
Duncker, K. R. II, 202 f.

Ecke, Pastor. I, 426.
Egloffstein, Graf. I, 113.
Engel, Chef-Red. I, 266. 316. 328.
Erdmann, Gen.-Sup. I, 180.
Ewald. I, 275. 276.
Eynern, v. II, 58. 60. 177.

Fabri, Miss.-Dir. I, 128.
Falk, Kultusmin. I, 116. 129. 174. 182. 273.
Faltin, Pastor. I, 233.
Fechenbach, v. II, 168. 170.
Finn. I, 276.
Forckenbeck, v. I, 222. 228.
Förster, Bernh. I, 222. 230. 239.
Förster, Dr. Paul. II, 83.
Friedberg, Minister. I, 343.
Friedmann. I, 233.
Frommel, Max. I, 302.
Frowein. I, 359.
Füllner, Dr. I, 252. 253. 255.
Funke, Pastor. I, 294. II, 142.
Fürer, Pastor. I, 426.
Furrer, Prof. II, 191.

Gaß, Flora. II, 91. 100.
Geffcken, Prof. I, 168.
Gerlach, v. II, 109. 112. 118. 139. 147. 168. 169. 193. 253.
Gerold, Joh. I, 113.
Gerold, Karl. II, 113.
Gierke, Prof. II, 192.
Glagau, Otto. I, 229. 230. 232. 297. 310.
Gnauck, Frau. II, 192.
Göhre, Pastor. II, 18. 19.
Goltz, v. d. Propst. I, 54. 62. 78. 195. 196. 197. 355. 385. II, 31. 215 f. 225. 320.
Goßler, v., Min. I, 274. 275. 331. 374.
Grottkau. I, 138. 143. 145. 147.
Grüneberg. I, 137. 138. 162. 163. 164. 170. 171. 173. 303. 308. II, 46. 47, f.
Grützmacher, Prof. II, 213.
Guericke, Prof. i. Halle. I, 28.
Gunkel. II, 274.
Güthlein. II, 96. 98.

Haacke, Gräfin. I, 130.
Hacke, Severin. I, 263.
Hahn, Geh. R. II, 41.
Hammerstein, v. I, 265. 266. 356. 357. 386. 391. 393. II, 89 f. 167.
Hänel, Prof. I, 199. 222. 271.
Hapke, Pastor. I, 203.
Harnack, Prof. I, 397. II, 5. 9. 13. 14. 15. 19. 193 f. 267 f.
Harnisch, Schneidermstr., Halberst. I, 6.
Hartmann, v., General. I, 121.
Hasenclever. I, 301.
Heckmann. I, 255. 256.
Heeremann, v. II, 30.
Hegel, Kons.-Präs. I, 118. 164. 172. 180. 193.
Heiland, Dr., Schulrat. I, 18.
Heim, Pastor. I, 22.

Heldorff, v. I, 393. II, 117. 239. 243.
Hengstenberg, Prof. i. Berlin. I, 31. 32.
Hengstenberg, Hofpred. I, 103. 106. 177.
Henning, Post-Sekr. II, 47.
Henrici, Dr. I, 222. 268. 273. 348.
Hense, Dr. Gymnasiallehrer. I, 18.
Hermes, Dr. Otto. I, 249.
Hermes, O.-Kirch.-Rat. I, 106. 182. 185. 221. 247. 280. 323. 326. 327. 328. 331. 342. 355. 410.
Herrmann, Ob.-Kirch.-R. I, 96. 106. 117. 118.
Herrmann, Prof. II, 277.
Hertzog, Rudolf. I, 237. 245. 295.
Hillner. I, 257.
Hinzpeter, Geh. R. II, 134. 162.
Hirsch, Max. I, 219. 306.
Hitze, Prof. II, 324.
Hobrecht, Abg. II, 246.
Hochberg, Gf. I, 374.
Hödel. I, 158. 159. 178.
Hoffmann, Pastor, Genf. I, 110. 420. II, 22. 142. 299.
Hoffmann, Gen.-Sup. I, 94.
Hohenlohe, Prinz. II, 126.
Hoppe. II, 50.
Horwitz. I, 227. 228.
Hoßbach, Pastor. I, 117. 165.
Hubert, O.-K.-Rat. I, 328.
Hülle, Pastor. I, 286. 287. 288.
Hüpeden, Dr. II, 136 f.
Hupfeld, Prof., Halle. I, 28.

Jaesrich, Pastor. II, 336.
Jentzsch, Pastor. I, 111.
Imhäuser, Frau. I, 79.
Jordan, Dr. Gymnasiallehrer. I, 17.
Irmer, Dr. I, 347.
Isaaks. I, 278.
Jungfer, Dr. I, 222.

Kähler, Prof. I, 70. 128. 425. II, 39. 152. 267. 277.
Kähler, Pastor. I, 70.
Kannegießer, Schulr. I, 180.
Kapff, Prälat. I, 125.
Kardorff, v. II, 175. 177. 250.
Klasing, Dr. I, 5. 427. II, 122, 134.
Kleist-Retzow. I, 157. 198. 355. 356. 358. 421. II, 33. 229.
Klinkowström, Gf. II, 120.
Kögel, Ob.-Hof-Pred. I, 106. 111. 118. 119. 120. 125. 127. 128. 129. 153. 154. 164. 177. 195. 323. 327. 328. 332. 334. 335. 337. 338. 372. 414. 425. II, 29. 147. 181.
Kögel, Frau. I, 104.
Kohn, Elias. I, 156. 209.
Kolde, Prof. II, 142.
Körner. I, 276.
Kötzschke, Pastor. II, 155.
Kraft, Pastor. I, 285.
Krause, v. II, 90. 114. 129.
Krawielitzky, Pastor. II, 281.
Kröcher, v., Abg. I, 227. II, 91. 118. 122. 238.
Kröcher, v., Bertha. II, 185.
Kronecker. I, 324. II, 26.
Kropatschek, Dr. I, 391. 393. II, 9. 10. 12. 111. 201.
Krosigk, v. I, 341.
Krückeberg, Sup. II, 185.
Krug v. Nidda. II, 131.
Krüger, Pastor. I, 70. 132. 172. 215. 363.
Krüger, Geh. Justizrat. I, 18. 24. 27.
Krüger, Familie in Brandenburg. I, 11. 69.
Krummacher, Pastor. I, 22. 70.
Kühne. I, 324.
Kulemann. II, 193.

Lambsdorf, Graf. I, 37. 46.
Lambsdorf, Gräfin. I, 76.
Lange, Hugo, Dompred. i. Halberstadt. I, 2. 11. 22. 23. 25. 57. 58. 233.
Langerhans, Dr. I, 255.
Lasalle. I, 136. 151. 217. 219.
Lauer, v. Leibarzt. I, 124. 159.
Leckert. II, 169.
Lehndorff, Gf., Gen. I, 424.
Lehnerdt, Prof. i. Berlin. I, 31.
Lehnert, Gen.-Sup. I, 63.
Leipziger, Leo. I, 419.
Lemme, Prof. II, 214.
Lentze, Pastor. II, 156.
Leonardy, Red. i. Minden. I, 5. 8.
Leuschner, Pfarrer. I, 28.
Levetzow, v. (Gossow). I, 256. II, 91. 123.
Levysohn, Red. I, 241.
Liebermann v. Sonnenberg. I, 239.
Liebknecht. I, 168. 301. 302. 352.
Limburg-Stirum, v. II, 118. 120 f.
Lindau, Paul. I, 221.
Löber, Hofpred. II, 142.
Löwe, Ludw. I, 227. 229. 230. 231. 262. 297. 298. 306. 321. 322.
Löwe, Stadtr. I, 219.
Löwel. I, 256.
Lucanus. I, 406 f. II, 64.
Lückhoff, Abg. II, 55.

Lütgert, Prof. II, 301.
Luthardt, Prof. I, 287.
Lüty. I, 307 f. 343.
Lützow, v., Red. II, 169.
Luxemburg, Rosa. II, 254.

Mahling, Prof. I, 366. II, 301.
Major, Pastor. I, 22.
Manteuffel, v. II, 102. 117. 118. 122 f. 167.
Martin, Pastor. II, 23.
Marx. I, 151.
Mathis, K.-R. II, 41.
May, Red. I, 266.
Meßner, Prof. I, 99. 103. 107. II, 287.
Meyer, R.-A. II, 133. 170. 316.
Michaelis, Pastor. II, 142.
Minnigerode, v. I, 427. II, 337.
Mirbach, v. Oberhofm. I, 333, 380, 382. 424. II, 36. 37. 178 f.
Möller, Pastor. I, 427. II, 104. 307.
Möller, Gen.-Sup. I, 98. 364.
Moltke, v., Gen. I, 120. 121. 122. 169.
Moody. II, 67 f.
Morgenstern, Lina. I, 201.
Most. I, 138. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 163. 272.
Mühe, Pastor. I, 189. 427. II, 62.
Müller, Joh. II, 283 f.
Müller, Dr., Theodor. II, 201.
Müller, Jul., Prof. i. Halle. I, 29.
Mumm, Liz. II, 309. 335. 339.
Munckel, R.-A. I, 261. 307. II, 25. 234.
Muth, R.-A. II, 166.

Nathusius, v. Prof. II, 10. 11. 14. 19. 35. 192. 198. 204. 208. 222. 224.
Naumann, Friedr. I, 248. II, 17. 18. 19. 106. 107, f. 121. 127. 139 f. 196. 312.
Neubauer, Pastor. I, 22.
Nieberding. II, 257.
Nippold, Prof. I, 254. II, 11. 276.
Nitsch, Prof. i. Berlin. I, 31.
Nobbe. II, 15. 193.
Nobiling. I, 159.
Normann, v. I, 201.
Noske. 315 f.

Oberwinder. II, 139. 147. 168.
Oelsnitz, v. d. I, 426.
Oertzen, Dietrich v. I, 316. 358. II, 139. 307. 320.
Oertzen, Jasper v. I, 284.
Oetingen, Dr. v. I, 364.
Ohly, Hofpred. II, 333. 344.
Oldenberg, Pastor. I, 111.
Oliphant. I, 270.
Ollech, v., General. I, 97. 123.
Orelli, Prof. II, 62.
Ostermoor. I, 279.

Pappenheim, Gf. I, 236.
Patow, v., Oberpräsident. I, 7.
Paul, Pastor. II, 281.
Petersdorff, v. I, 198.
Pfeiffer, Sup. II, 41.
Pfleiderer, Prof. I, 291. 398. II, 277. 322.
Philipps, Pastor. II, 209. 309. 344.
Philippson, Rabbiner. I, 206.
Phillips, Red. I, 299.
Pickenbach. I, 301.
Poetter, Gen.-Sup. II, 222.
Polstorff, Red. II, 169.
Posadowsky, Gf. II, 255.
Puttkamer, v. Minister. I, 198. 220. 323. 330. 374. 383. 393.

Quistorp, Konsul. I, 78.

Rade, Prof. II, 11. 100. 277.
Rauchhaupt, v. I, 392.
Rechenberg, Pastor. I, 22.
Rehdantz, Dr. Gymnasiallehrer. I, 18.
Reinhold, Prof. II, 176.
Renner, Hofpred. II, 222.
Richter, Eugen. I, 223. 224. 225. 226. 247. 249. 260. 275. 276. 298. 319. II, 240 f. 279.
Rickert, Abg. I, 227. 247. II, 59. 243. 247 f.
Riggenbach, Prof. I, 99.
Rocholl, Pastor. I, 351. 426.
Rodbertus. I, 151.
Roeren, Abg. II, 321.
Rohde, Pastor. I, 126.
Rohling, Prof. I, 263.
Ronge. I, 20. 166.
Roon, v., Kriegsminister. I, 89. 90. 120. 177.
Roscher, Prof. I, 181.
Rosenzweig, Dr. I, 207.
Rothe, Unt.-St.-Sekr. II, 62.
Rothschild. I, 217.

Sachs, R.-A. I, 307.
Sander. I, 332.
Sassulitsch, Wera. I, 158.
Schaeder, Prof. II, 295.
Schall (Kladow), Pastor. II, 280.
Schede, Geh. R. I, 198.

Scheel, Prof. I, 135.
Scheibert, Maj. II, 40. 89.
Schleiden. I, 227. 228.
Schlieben, Gf. II, 118. 119. 126.
Schlümbach, v. I, 284. 285. 286. 287. 288. 318. 426.
Schmalenbach, Paſtor. II, 307.
Schmidt (Siegen). I, 321.
Schmoller, Prof. II, 192.
Schneider, v. II, 323.
Schrader, Hofpr. I, 331. 414.
Schrempf, Paſtor. II, 269.
Schuller, Prof. I, 79.
Schultze, Gen.=Sup. I, 338. 360. II, 32.
Schulze, Buchbinder. II, 136.
Schulze, Paſtor. I, 427.
Schumacher, Rektor. I, 400.
Schrader (freiſ.). I, 354.
Schwalb, Paſtor. I, 293. 294.
Schwartzkopff, Baumeiſter. I, 316.
Schwartzkopff, Aug. I, 318. 430.
Schwarz, Gen.=Sup. I, 125. 126.
Schwuchow, Red. II, 166 f.
Seeberg, Prof. II, 301. 348.
Seligmann. I, 270.
Seur, Le, Paſtor. II, 331.
Shaftesbury, Lord. I, 277. 278.
Singer. I, 241. 301. 353. II, 242. 251 f.
Soden, v. Paſtor. II, 9. 11. 13.
Solms, Gf. zu. II, 86. 131. 136 f. 198. 359.
Solymoſi, Eſther. I, 262.
Sonnemann. I, 218.
Spee, Graf. I, 233.
Spiegel, v., Domherr. I, 63. 65. 67.
Spinola. I, 348.
Stadthagen, Abg. II, 251 f.
Stegemann, Dr. II, 12.
Steltzer, Präſident. I, 18.
Stephan, v., Miniſter. II, 18.
Sterne, Carus. I, 215.
Stiehl, Geh.=R. I, 117.
Stier, Prof. in Berlin. I, 31.
Stoecker, Hermann, Pflegeſohn. I, 13. II, 148, f.
Stolberg, Graf Otto. 223. 374. 384.
Stoltzmann, Konſ.=Präſ. I, 24.
Strack, Prof. I, 210. 264. 265. 266. 267.
Straßmann. I, 219. 256. 298.
Strauß, Prof. in Berlin. I, 31.
Stroſſer (Vater). I, 198. 227.
Strubberg, v., General. II, 41.
Stülpnagel, v., General. I, 120.
Stumm, v. II, 82 f. 110. 150. 154 f.
Suworoff, Gen.=Gouv. I, 40.
Sybel, v. I, 241.
Sydow, Unt.=St.=Sekr. I, 119.

Tauſcher, Paſtor. I, 195.
Techow, Stadtr. I, 125.
Teichmüller, Gen.=Sup. I, 358. 427. II, 324.
Thielen, Feldpropſt. I, 94. 96.
Thode, Prof. II, 278.
Tholuk, Prof. in Halle. I, 27.
Tiſchendörffer. II, 46 f.
Todt, Paſtor. I, 134. 189.
Treitſchke. I, 218. 431. II, 277.
Trojan, Red. II, 167.
Tweſten, Prof. in Berlin. I, 31.

Uhlhorn. I, 362.
Ungern=Sternberg, v. I, 191. 314. 316.

Velſen, v. Paſtor. II, 142.
Virchow, Prof. I, 223. 227. 242. 243. 245. 246. 302. II, 234 f. 243 f.
Voigts, Ob.=K.=R. II, 320.
Vollmar. I, 353.
Vorwerk. II, 364.

Wach, Prof. I, 181.
Wagner, Ad., Prof. I, 135. 163. 245. 246. 270. 298. 317. 324. 342. 350. II, 9. 10. 12. 14. 139. 157. 195. 320. 348.
Wagner (Coſima), Frau. II, 278.
Wahl, Paſtor. II, 136 f.
Waldersee, Gf. Gen. I, 97. 373 f. 386. 416. 424.
Wallmann, Miſſionsinſpektor. I, 22.
Wangemann, Miſſionsdir. I, 113. 137. 164. 324.
Warneck, Prof. I, 359. 360. II, 39. 142.
Weber, Liz. I, 317. 398. 426. II, 6 f. 12. 13. 39. 110. 134 f. 158. 171. 198 f. 202 f.
Wedell, v., Miniſter. II, 41.
Werder, v., Gen. I, 424. II, 322.
Werner, Paſtor. II, 139. 145.
Werth, Paſtor. II, 6.
Whitman. II, 73. 325.
Wichern. I, 78. 91.
Wieſicke, Paſtor. I, 70.
Wieſicke, Frau. I, 80. 98. 133.
Willenbrock. II, 139.
Wilmowski, v. I, 327. 332.
Windhorſt. I, 158. 223. II, 261.
Witte, Leop. I, 359. 360.

Witte, Pastor. I, 171. 303. 410. 412. 413. II, 27. 44 f. 150. 167.
Wolff, R.-A. I, 349.
Wolzogen, v., Hans. II, 188. 278. 361 f.
Wynecken, Dr. II, 208.

Zahn, D. I, 367. II, 142 f.
Zedlitz, v., Abg. II, 55.
Zelle, Stadtrat, Berlin. I, 7. 244. 261. II, 173.
Zieten-Schwerin, Gf. II, 36. 38. 168.
Zillessen, Sup. II, 160.
Zimmermann (Kornthal). II, 281.
Zöckler, Prof. I, 425. II, 11.
Zöllner, Pastor. II, 142.
Zorn, Prof. II, 40. 41.

Buchhandlung der Berliner Stadtmission

Berlin SW 61, Johanniterstraße 6.

Von Dietrich von Oertzen sind ferner erschienen:

Was treiben die Freimaurer?

Wegweiser für Laien. 4. Auflage. (Gütersloh, Bertelsmann.) 100 Seiten. M. 1,20.

Von Wichern bis Posadowsky.

Zur Geschichte der Sozialreform und der christlichen Arbeiterbewegung. 232 Seiten. (Hamburg, Rauhes Haus.) M. 2,20, geb. M. 3,—.

Jasper von Oertzen,

ein Arbeiter im Reiche Gottes. Lebensbild. (Hagen, Rippel.) 168 Seiten. 2. Auflage. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Die deutsche Schaubühne als „moralische Anstalt".

(Stuttgart, Belser.) 1905. 38 Seiten. M. 0,60.

Patriarchalische Verhältnisse und modernes Arbeitsrecht.

Heft 31/32 der Kirchlich-sozialen Konferenz. (Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt.) 1905. M. 1,—.

Staat und Prostitution.

Gedanken über das dänische „Gesetz zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit und der venerischen Krankheiten" vom 30. März 1906. (Leipzig, Wallmann.) M. 0,10.

Konservativ oder christlich-sozial? oder beides?

(Siegen, Westdeutsche Verlagsanstalt.) 1900. 10 Seiten. M. 0,15.

Erinnerungen an D. Adolf Stoecker.

Von Pastor E. Bunke. — 3. Auflage.

Das sehr vornehm ausgestattete Buch, 220 Seiten mit Abbildungen umfassend, kostet nur M. 1,—.

Photogravüre von D. Adolf Stoecker.

Kabinett-Format. Bildgröße 15 : 10½ cm, Kartongröße 28 : 22 cm, M. 1,—.

Folio-Format. Auf feinstem, echt holländischem Büttenpapier, Bildgröße 25 : 11½ cm, Kartongröße 42 : 32 cm, M. 2,—.

Buchhandlung der Berliner Stadtmission
Berlin SW 61, Johanniterstraße 6.

Predigten und Reden von D. Stoecker.

Das Leben Jesu in täglichen Andachten.

Neue durchgesehene und vermehrte Ausgabe. 460 Seiten, in Leinen gebunden M. 2,—, in feinem Dermatoid mit Rotschnitt M. 3,—.

Wach auf, evangelisches Volk!

Aufsätze üb. Kirche u. Kirchenpolitik. Brosch M. 2,—, geb. M. 2,60.

Christlich-Sozial.

Reden und Aufsätze. Geb. M. 1,80.

Eins ist not.

Ein Jahrgang Predigten über freie Texte, 6. Auflage. Broschiert M. 3,—, gebunden M. 4,—.

O Land, höre des Herrn Wort.

Ein Jahrgang Epistelpredigten, 4. Auflage. Broschiert M. 3,—, gebunden M. 4,—.

Den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Ein Jahrgang Evangelienpredigten, 5. Auflage. Broschiert M. 3,—, gebunden M. 4,—.

Wandelt im Geist.

Ein Jahrgang Predigten über freie Texte, 3. Auflage. Broschiert M. 3,—, gebunden M. 4,—.

Das Salz der Erde.

Ein Jahrgang Zeitpredigten über freie Texte. Broschiert M. 3,—, gebunden M. 4,—.

Verheißung und Erfüllung.

Ein Jahrgang Predigten über alttestamentliche Texte. Broschiert M. 3,—, gebunden M. 4,—.

Das Evangelium eine Gotteskraft.

Ein Jahrgang Predigten über die neuen evangelischen Perikopen. Broschiert M. 3,—, gebunden M. 4,—.

Beständig in der Apostel Lehre.

Ein Jahrgang Predigten über die neuen epistolischen Perikopen. Broschiert M. 3,—, gebunden M. 4,—.

Druck der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt,
Berlin SW 61, Johanniterstraße 6.

DATE DUE

UNITED THEOLOGICAL SEMINARY LIBRARY
3 0645 1000 8706 9